Germ. Ms.
574 2d

Beyträge

BEITRÄGE

ZUR

ANTHROPOLOGIE BRAUNSCHWEIGS

FESTSCHRIFT ZUR 29. VERSAMMLUNG

DER

DEUTSCHEN ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

ZU

BRAUNSCHWEIG IM AUGUST 1898

MIT UNTERSTÜTZUNG DES HERZOGLICHEN STAATS-MINISTERIUMS

MIT EINEM FARBIGEN TITELBILD, 10 TAFELN UND ABBILDUNGEN
IM TEXT

BRAUNSCHWEIG
FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN
1898

= Fesch. 1824
6389

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BEITRÄGE

ZUR

ANTHROPOLOGIE BRAUNSCHWEIGS

Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Bortfelder Bauer.

BEITRÄGE

ZUR

ANTHROPOLOGIE BRAUNSCHWEIGS

FESTSCHRIFT ZUR 29. VERSAMMLUNG

DER

DEUTSCHEN ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

ZU

BRAUNSCHWEIG IM AUGUST 1898

MIT UNTERSTÜTZUNG DES HERZOGLICHEN STAATS-MINISTERIUMS

MIT EINEM FARBIGEN TITELBILD, 10 TAFELN UND ABBILDUNGEN
IM TEXT

BRAUNSCHWEIG
FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN
1898

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VORWORT.

Wo bisher im Vaterlande die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte auch ihre Versammlungen abgehalten hat, ist sie gleichzeitig befruchtend und werbend aufgetreten; stets hat sie nachhaltigen Einflufs hinterlassen und neue Jünger sind den Zwecken der Gesellschaft gewonnen worden.

Von der 29. Versammlung, die in den ersten Augusttagen 1898 in unserer alten Stadt tagen wird, erhoffen wir gleichfalls eine Auffrischung und Vertiefung anthropologischer Interessen. Als eine Vorfrucht, welche darthut, dafs auch in Braunschweig unsere Wissenschaft ihre Pfleger findet, überreichen wir diese Festschrift, in welcher nur Braunschweiger über anthropologische Verhältnisse unseres Landes berichten. Die Schrift erstreckt sich auf das Gebiet der Urgeschichte, sie bietet wenigstens einen Beitrag aus dem Bereiche der bisher bei uns vernachlässigten physischen Anthropologie und bringt schliefslich Mitteilungen volkskundlicher Art, so dafs die verschiedenen von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft bearbeiteten wissenschaftlichen Gebiete vertreten sind.

Möge die Festgabe den Teilnehmern an der 29. Versammlung der Gesellschaft einen Einblick in die anthropologischen Verhältnisse unseres Herzogtums gewähren, den Braunschweigern aber eine Anregung zur Förderung der Lehre vom Menschen im weitesten Umfange sein.

Richard Andree

Herausgeber der Festschrift.

INHALT.

		Seite
1.	Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübeländer Höhlen. Mit Tafel I, II, III u. einer Figur, von Geh.-Rat Professor Dr. Wilhelm Blasius	1
2.	Die Lübbensteine bei Helmstedt. Mit 3 Abbildungen von Museumsinspektor Fritz Grabowsky	39
3.	Die braunschweigischen Jadeitbeile. Mit 13 Abbildungen von Professor Dr. J. H. Kloos.	59
4.	Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig. Mit Tafel IV von Lehrer Th. Voges in Wolfenbüttel.	69
5.	Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs. Mit Tafel V von Stadtarchivar Professor Dr. Ludwig Hänselmann	91
6.	Alte Braunschweigische Schädel von Sanitätsrat Dr. Oswald Berkhan	107
7.	Braunschweigische Bauerntrachtbilder. Mit Titelbild u. Tafel VI — IX erläutert von Dr. Richard Andree.	123
8.	Volkstümliche Schnitzereien an Gerätschaften im Lande Braunschweig. Mit Tafel X von Gutsbesitzer H. Vasel in Beierstedt bei Jerxheim	135
9.	Der Schimmelreiter im Braunschweigischen von H. Schattenberg, Pastor zu Eitzum am Elm	155

Spuren paläolithischer Menschen
in den
Diluvial-Ablagerungen der Rübeländer Höhlen.

Von **Wilh. Blasius.**

(Mit Tafel I, II, III und einer Figur.)

Einleitung.

Nur eine geringe Anzahl von Fundplätzen diluvialer Menschenreste oder Menschenspuren ist bis jetzt in Norddeutschland bekannt geworden. Auf der von Albr. Penck entworfenen Karte von „Mitteleuropa zur Eiszeit“ erscheinen aufserhalb der Moränengebiete der letzten, jüngsten Glacialperiode auf den älteren äufseren Moränen als die vorgeschobensten Posten in der Richtung nach Norden bezw. nach Nordosten die Fundorte Thiede, Westeregeln, Taubach bei Weimar, Saalfeld und Gera, die durch die Veröffentlichungen von Alfr. Nehring, Pohlig, Liebe u. A. allgemein bekannt geworden sind. In dem benachbarten Teile des das mittlere Deutschland berührenden Landgürtels, welcher ohne erhebliche Spuren früherer Vereisung zwischen dem ehemaligen Verbreitungsgebiete des skandinavischen Inlandeises im Norden und demjenigen der alpinen Gletscher im Süden sich hinzieht, ist auf dem ganzen Landgebiete nordöstlich von den westfälischen, nassauischen, baierischen und fränkischen Fundstätten nur die Einhornhöhle am Harze verzeichnet, deren Funde nach den erschöpfenden Veröffentlichungen C. Struckmanns im Archiv für Anthropologie (Bd. XIV, S. 191 und XV, S. 399) und den im Anhange dazu gegebenen Untersuchungen Wilh. Krauses (Ebenda Bd. XV, S. 412 bis 415) das dortige diluviale Vorkommen von Menschenspuren noch nicht mit voller Sicherheit beweisen dürften. Unter diesen Umständen erscheint es von hervorragendem Interesse, zu sehen, wie an einer anderen Stelle des Harzgebirges, in den beiden durch

ihre Schönheit an Tropfsteingebilden und durch Gröfse hervorragendsten Höhlen bei Rübeland am Harze, der Hermanns- und Baumannshöhle, sich im Laufe des letzten Jahrzehnts durch neue Ausgrabungen die unzweifelhaftesten Beweise dafür ergeben haben, dafs hier Menschen zur Zeit des Diluviums lebten. — Die allgemeine Meinung geht wohl augenblicklich dahin, dafs der Mensch in Europa noch nicht in der ältesten Diluvial-Periode existierte, sondern erst in der letzten Interglacialzeit aufgetreten ist und dafs die ältesten Menschenspuren, z. B. bei Taubach, dieser Periode entsprechen, welcher dann noch die letzte Glacialzeit und die in das Alluvium hinüberführende Postglacialzeit folgen. Ich bin davon überzeugt, dafs auch bei Rübeland schon in der Interglacialzeit der Mensch gelebt hat. Doch lassen sich unumstöfsliche Beweise dafür bis jetzt nicht beibringen, da die Ablagerungen in den Höhlen, welche die Spuren menschlicher Thätigkeit enthalten, zum gröfsten Teil nicht mehr unangerührt an erster Lagerstätte liegen, sondern offenbar zur Zeit der Glacial-Periode vielfach durch neue Katastrophen durcheinandergeschwemmt sind.

Zum Verständnis dieser Verhältnisse ist zunächst eine zusammenfassende Übersicht über die sämtlichen Rübeländer Höhlen und ihre Bildung zu geben. Es sind dies die Biels-, Baumanns- und Hermannshöhle. Einige kleinere, auch wohl als Höhlen bezeichnete Spalten, wie die Lübeckhöhle, Hasenhöhle u. a., können dabei aufser Betracht bleiben. Nach den eingehenden Forschungen von J. H. Kloos bilden die erstgenannten drei gröfseren Höhlen ein gemeinschaftliches Höhlensystem. Sie sind sämtlich aus den natürlichen Spalten des Kalksteingebirges entstanden und sind als ehemalige Betten unterirdischer Flufsläufe allmählich an manchen Stellen erst durch das fliefsende Wasser ausgewaschen und erweitert unter gelegentlicher Anschwemmung und Ablagerung der Materialien, welche das Wasser mit sich führte. Es scheint, dafs die Gewässer des Bodeflusses selber oder Abzweigungen desselben ehemals die Höhlen durchströmt haben, als das Thal noch nicht so tief, wie jetzt, vom Flusse ausgewaschen war. Als das Niveau des fliefsenden Wassers sank, sind die oberen Schwemmhöhlen mehr oder weniger trocken gelegt, und es haben sich schräg unter den ehemaligen Flufsläufen, der Einfallsrichtung der Spalten entsprechend, neue Flufsläufe gebildet, die endlich wieder tiefer liegenden weichen mufsten. In der Hermannshöhle dauert diese Bildung noch jetzt fort: in der niedrigsten, mit dem jetzigen Bodelaufe in gleicher Höhe liegenden Etage fliefst noch jetzt der „Höhlenbach“, offenbar im wesentlichen eine Abzweigung des Bodeflusses, welche die Sehne zu einer an dieser Stelle nach Süden hin konkaven Krümmung des Bodeflusses bildet und sich vor unseren Augen, unter-

halb der Hermannshöhle zu Tage tretend, in die Bode wieder ergiefst. Auch die in der Mitte befindliche Baumannshöhle liegt in der Sehne einer nach Norden konkaven Krümmung der Bode auf dem linken Ufer derselben, während die am meisten nach Westen zu liegende Bielshöhle, wie die Hermannshöhle, auf dem rechten Ufer liegt und einen Teil der Sehne einer wiederum nach Süden hin konkaven Krümmung der Bode ausmacht. Die Bielshöhle liegt an einigen Stellen nicht höher, als der Wasserstand der Bode. Sie ist deswegen wohl trotz des höheren Eingangs als die jüngste von den drei gröfseren Höhlen Rübelands aufzufassen, und es hängt damit wohl zusammen, dafs bis jetzt keine älteren Diluvial-Ablagerungen sich in derselben gefunden haben. Die Baumannshöhle liegt in ihren hauptsächlichsten Räumen ungefähr in derselben Höhe über dem Bodeflusse, wie die oberen Teile der Hermannshöhle, und zum Teil genau in derselben Richtung. Es ist daher nicht unmöglich, dafs die letztgenannten beiden Höhlen ehemals, als das Wasser der Bode noch dieselben durchflofs, miteinander in Verbindung gestanden haben, und dafs erst durch den Einsturz ehemaliger Schwemmhöhlen und die nagende Kraft des neuen Flufslaufes der Bode das Thal zwischen den beiden Höhlen sich gebildet hat. Der unterirdische Einsturz früherer Schwemmhöhlen in die schräg darunter liegenden neuen Höhlenräume hat an verschiedenen Stellen zur Erzeugung hoher, unterirdischer Gewölbe Veranlassung gegeben mit riesigen Trümmerhaufen und Blockhalden. — Es ist keine Frage, dafs die ehemaligen unterirdischen Flufsläufe, die von Abzweigungen des Bodeflusses gebildet waren, durch Seitenspalten früher oder später, besonders zu wasserreichen Zeiten, von dem Plateau des Gebirges aus Zuflüsse erhielten, die entweder im selben Niveau sich mit dem Flufsbett mischten oder aus beträchtlicher Höhe sich durch Spalten des Gebirges wasserfallartig in dieselben stürzten, um die mitgeführten Materialien (Gesteine und Knochen) mit den Ablagerungen der Flufsläufe zu mischen oder, falls die Flufsläufe mit ihren Ablagerungen schon ausgetrocknet und die letzteren gefestigt und vielleicht oben durch Sinterkrusten abgeschlossen waren, über denselben aufzuhäufen. Das erstere Verhältnis dürfen wir z. B. bei dem sog. „Bärenfriedhof“ der Hermannshöhle und dem Knochenfelde im westlichen Drittel der Neuen Baumannshöhle, das letztere bei den sog. Schuttkegeln der beiden Höhlen, hauptsächlich demjenigen der Neuen Baumannshöhle, annehmen. — Nicht alle knochenführenden Ablagerungen in den Höhlen sind allein durch Wasserkraft entstanden. Die älteren Höhlenlehm-Ablagerungen sind im Gegensatz dazu im wesentlichen durch den Zerfall der Knochen von verschiedenen Tieren, hauptsächlich von Höhlenbären, die vielleicht in den Höhlen gewohnt, vielleicht sich auch nur zum Sterben hinein ver-

krochen haben, entstanden. Im Laufe vieler Jahrtausende, mit denen wir wohl rechnen können, hat sich allmählich Schicht auf Schicht gelagert, wobei stets einige, die festeren, Knochen sich erhalten haben und uns noch jetzt die Tierarten kennen lehren, die an der Höhlenlehm-Bildung teilgenommen haben. Durch einbrechende Wasserfluten sind diese Ablagerungen vielfach wieder aufgewirbelt und an andere Stellen der Höhle übergeführt, wo sie dann über und neben solchen Ablagerungen sich finden können, die zeitlich lange nach der Höhlenlehm-Bildung stattgefunden haben. Es sind alle diese Verhältnisse von J. H. Kloos wiederholt so eingehend erörtert, dafs ich hier nicht nötig habe, näher darauf einzugehen, vor allem zuerst in dem gröfseren Werke: J. H. Kloos und Max Müller, Die Hermannshöhle bei Rübeland (Weimar 1889, 4°.), in welchem auf Tafel B auch die gegenseitige Lage der drei gröfseren Höhlen von Rübeland dargestellt ist, sodann in zahlreichen kleineren Aufsätzen und Vorträgen, von denen ich folgende anführe: 1) Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellschaft 1888, S. 306; — 2) Sitzungsber. d. Ver. f. Naturw. Braunschweig in den Braunschweig. Anz. Nr. 291 v. 12. Dez. 1890, S.-A., 8°., S. 7; — 3) Globus, Bd. 59, 1891, Nr. 13 u. 14, auch S.-A., 4° u. 8°, 1896. — 4) Verhandl. d. Ortsvereins f. Geschichte u. Altertumskunde zu Braunschweig-Wolfenbüttel, 7. März 1892, S.-A., 8°., S. 4; — 5) Archiv f. Landes- u. Volksk. d. Prov. Sachsen II, S. 150 (1892); — 6) Harzer Monatshefte 1892, Mai-Augustheft, S.-A., 4°.; — 7) Zeitschr. f. praktische Geologie 1893, Heft 4, S. 157.

Dafs ich die Bielshöhle bei Rübeland im folgenden vollständig aufser Erörterung lassen kann, dafür habe ich schon oben die Erklärung gegeben. Auch die alten Teile der Baumannshöhle lasse ich unberücksichtigt. Dieselben werden zwar bei einer genaueren Erforschung der Ablagerungen höchst wahrscheinlich sich auch noch als Fundstätten von Spuren paläolithischer diluvialer Menschen herausstellen. Besitzt doch z. B. das Herzogl. Naturhistorische Museum in Braunschweig unter seinen alten Beständen eine Kinnlade von einem Höhlenbären, die, in der bekannten Weise als Schlagwerkzeug präpariert, aus der Baumannshöhle stammen soll! Auch werden in den Berichten über frühere Ausgrabungen bisweilen Andeutungen gemacht, die auf die Annahme der Anwesenheit von Menschen zur Zeit der dortigen diluvialen Ablagerungen schliefsen lassen. Allein alle diese Angaben sind nicht ganz beweisend, und neuerdings haben wir noch keine gröfseren Ausgrabungen in der Alten Baumannshöhle ausführen lassen können. Die Geschichte dieser Höhle und der in derselben gemachten Funde, die sich ungefähr bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Litteratur zurückverfolgen läfst, ist übrigens

sehr interessant. Ich habe dieselbe vor einigen Jahren in einem akademischen Vortrage am 16. Dez. 1891 und im Verein für Naturwissenschaft am 7. Jan. 1892 behandelt. Berichte über diese Mitteilungen von mir sind einerseits in der Braunschweiger Landeszeitung vom 17. und 18. Dec. 1892 (Nr. 588 und 590) und in den Harzer Monatsheften 1892 (Heft 2, S. 40 und 41), andererseits in dem Braunschweiger Tageblatt vom 28. Jan. 1892 (Nr. 46) erschienen. Auch hat J. H. Kloos die Geschichte der Höhle in seinem citierten Höhlenwerke, sowie in kleineren Aufsätzen gelegentlich behandelt, z. B. im Archiv f. Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen (II. Jahrg., 1892, S. 150) und in der Zeitschr. f. praktische Geologie (1893, S. 159). — Ich gehe nunmehr zur Einzelbesprechung der beiden anthropologisch wichtigen Höhlen bei Rübeland über, wobei es wohl selbstverständlich ist, dafs ich die Hermannshöhle, an deren Erforschung ich persönlich weniger teilnehmen konnte, kürzer behandle, als die andere. Unsere Ausgrabungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle werde ich dagegen möglichst vollständig berücksichtigen, selbst in denjenigen Arbeiten, in denen ein anthropologisches Interesse noch nicht unmittelbar zu erkennen ist. Ich denke, dafs dadurch das Gesamtbild von der Höhle in zweckmäfsiger Weise vervollständigt wird.

I. Hermannshöhle.

Eine erläuternde Beschreibung dieser Höhle, wie sie den folgenden Darlegungen vorangehen mufs, kann hier sehr kurz gefafst werden, da J. H. Kloos auf Tafel A des oben angeführten Höhlenwerkes von 1889 eine genaue Grundrifszeichnung, sowie das Längenprofil und viele Querprofile derselben, und in dem Texte die genauesten Beschreibungen der verschiedenen Räume gegeben hat. Es mag an dieser Stelle nur kurz hervorgehoben werden, dafs deutlich drei verschiedene Etagen übereinander unterschieden werden können, ganz in der Tiefe diejenige mit dem noch jetzt durch die Höhle hindurch fliefsenden Höhlenbache, darüber die untere Schwemmhöhle und darüber endlich die am weitesten ausgedehnten Haupträume der Höhle. Von der unteren Schwemmhöhle aus ist an einer Stelle der Höhlenbach leicht erreichbar, dessen Bett auch mit verschiedenen Stellen der oberen Haupthöhle durch Blockhalden und senkrechte Schlote in Verbindung steht. Aus der unteren Schwemmhöhle ist durch Theile einer gewaltigen Höhlenlehm-Ablagerung hindurch, welche infolge des Einbruchs der Wölbung von den oberen Räumen in die untere Schwemmhöhle hinabgestürzt waren, ein später erweiterter Schacht von unten nach oben getrieben und damit eine Verbindung dieser Räume mit

einander hergestellt. Es ist dies am östlichen Ende des zugänglichen Theiles der unteren Schwemmhöhle und ebenso am östlichen Ende derjenigen Höhlenlehm-Ablagerung in den oberen Teilen der Höhle, die als „Bärenkirchhof“ oder „Bärenfriedhof“ bezeichnet wird. Weiter östlich von dieser Stelle finden sich mehrere deutlich nach Süden gegen den Höhlenbach sich abdachende Blockhalden, an denen die Höhlenbärknochen meist frei liegen und mit Sintermasse bedeckt sind, auf dem Grundrifs als versinterte Knochenfelder bezeichnet, und weiterhin in einem saalartig erweiterten Raume, der für gewöhnlich „Speisesaal“ genannt wird, ein grofses Knochenfeld, während auf der Nordseite in einem etwas höheren Niveau gelegen, mit und ohne Ablagerung von Knochen und Lehm, mit diesen Räumen mehrere Schwemmhöhlen in Verbindung stehen, von denen die östlich an die grofse Felsblockhalde sich anschliefsende lehm- und knochenführende als „Obere Schwemmhöhle“ bezeichnet wird. In der Nähe des westsüdwestlichen Endes der oberen Räume der Hermannshöhle findet sich ein beträchtlicher, mit Tropfsteinbildungen auf seiner Oberfläche dicht besetzter, aus scharfkantigem Gehängeschutt gebildeter Schuttkegel unter den hier nicht sehr hoch darüber liegenden spaltenreichen nordwestlichen Abhängen des Berges, der die Höhle umschliefst. Es ist wahrscheinlich, dafs dieser Schuttkegel durch von dem Berge kommende Seitenflüsse, welche steil ihre Gewässer mit dem beigemengten Material an Steinen, Erde und Knochen in die Höhle fallen liefsen, zur Ablagerung gekommen ist. — In anthropologischer Beziehung wichtig hat sich bis jetzt ausschliefslich nur der Bärenfriedhof herausgestellt. Dies lehrt die folgende kurze

Geschichte der Entdeckungen und Ausgrabungen.

Die untere Schwemmhöhle der Hermannshöhle ist am 28. Juni 1866 zufällig entdeckt, u. zw. durch den Wegearbeiter Angerstein, gen. Sechserding, nach welchem dieselbe anfangs Sechserdingshöhle benannt wurde. Eine erste Untersuchung führten die Herzogl. Braunschweigischen Berg- und Hüttenbeamten zu Rübeland aus, wie sich aus den ersten Veröffentlichungen des Berggeschworenen C. A. Schütze über die Höhle (1868 und 1879) ergiebt. Die Nachricht, welche im August 1894 die „Braunschweigischen Anzeigen“ brachten und z. B. das Blankenburger Kreisblatt vom 8. Aug., Nr. 183, nachdruckte, dafs die Höhle erst im Dezember 1876 entdeckt sei, mufs auf einer Verwechslung beruhen. Markscheiderisch wurde der bis dahin allein bekannte Raum der unteren Schwemmhöhle im Dezember 1874 aufgenommen. In den Jahren 1875 und 1876 fanden Ausgrabungen von seiten des Geheimen Kammerrats

Hermann Grotrian in Braunschweig statt, nach welchem die Höhle seit Juni 1877 „Hermannshöhle“ benannt wurde (vergl. die Veröffentlichung C. Struckmanns über die Verbreitung des Renntiers, 1880). Vom September 1887 bis Herbst 1888 folgte eine weitere Erforschung der Höhle und die mit bewunderungswürdigem Scharfsinn planmäfsig ausgeführte Entdeckung der grofsen oberen Räume durch Professor Dr. J. H. Kloos, sowie Ausgrabungen desselben Forschers in der unteren Schwemmhöhle und an den Höhlenlehmterrassen und Knochenfeldern, wobei sich an der nördlichen Wand des Bärenfriedhofs eigentümlich gespaltene Röhrenknochen vom Höhlenbären, jedoch ohne ganz sichere Anhaltepunkte für die Annahme einer menschlichen Thätigkeit, und eine möglicherweise von Menschenhand bearbeitete Geweihsprosse eines Edelhirsches gefunden haben (vergl. die Mitteilung von J. H. Kloos in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. XL, S. 306, und J. H. Kloos' und Max Müllers gröfseres Werk: „Die Hermannshöhle bei Rübeland“, Weimar 1889, S. 46). Als im Winter 1888/89 der Durchbruch von der unteren Schwemmhöhle zu dem Bärenfriedhof erweitert wurde, haben sich neben Knochen vom Höhlenlöwen, Hirsch u. s. w. wiederum ähnliche, scheinbar zerhackte und aufgeschlagene Knochen vom Höhlenbären gefunden. Doch wurden alle die bisherigen Funde für sich allein mit Recht noch nicht als genügende Beweise für die Existenz des paläolithischen, diluvialen Menschen bei Rübeland angesehen, da bis dahin jede Spur von menschlichen Steingeräten u. dergl. fehlte. Die Deutung dieser früheren Funde hat sich aber wesentlich anders gestaltet, seitdem im Frühjahr 1892 zur Begründung eines Höhlenmuseums zu Rübeland neue Ausgrabungen an verschiedenen Stellen der Hermannshöhle ausgeführt und dabei u. a. ein paläolithisches Feuersteingerät und von Neuem offenbar durch Menschenhand zerschlagene und anderweitig bearbeitete Knochen in grofser Zahl, darunter einige zu Schlagwerkzeugen umgearbeitete Kiefer und eigentümlich geradlinig abgeschnittene Schulterblätter vom Höhlenbären, gefunden worden sind. Der zeitliche Verlauf dieser neuen Untersuchungen war folgender: Am 26. Februar 1892 begaben sich Professor Dr. J. H. Kloos, Baron Herm. v. Uslar, Museumsinspektor Fritz Grabowsky und ich nach Rübeland, um, abgesehen von verschiedenen anderen dort gemeinsam vorzunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten, diejenigen Stellen auszusuchen, an denen zweckmäfsig neue Ausgrabungen in der Hermannshöhle veranstaltet werden könnten. Nachdem ich am 1. März wegen anderer dienstlicher Pflichten hatte die Arbeitsstätte verlassen und nach Braunschweig zurückkehren müssen, leitete Museumsinspektor Fr. Grabowsky diese Ausgrabungen mehrere Wochen hindurch unter Mitwirkung des Höhlenführers Fritz Hase'

und des Arbeiters Fritz Wolf zunächst bis zum 12. März und sodann wieder vom 15. bis 31. März, und hatte schon am 3. März das Glück, in Gegenwart des letztgenannten Arbeiters und des zufällig anwesenden Forstassessors Springemann, bei einer Ausschachtung an der südlichen Wand des Bärenfriedhofs, an der Stelle, wo von Süden her eine Seitenspalte in diesen Höhlenraum mündet, in der Tiefe von etwa 30 bis 40 cm neben zahlreichen Resten von Höhlenbären und Schneehühnern, sowie einzelnen Knochen vom Renntier und Schneehasen, in der oben durch eine feste Sinterdecke abgeschlossenen, noch unangerührten Höhlenlehm-Ablagerung das charakteristische Bruchstück eines paläolithischen Feuersteinmessers (Textfig. 1, S. 10) zu finden, an dessen Fundstelle ich am 5. März noch selbst genauere Untersuchungen anstellen und besonders auch die miteinander vermischten Ablagerungen einer älteren Diluvialfauna (Höhlenbär, Rhinoceros u. s. w.) und einer jüngeren Glacialfauna (Renntier, Schneehase, Schneehuhn u. s. w.) bestätigen konnte. Unter den Bärenknochen, welche in aufserordentlich grofser Menge im März 1892 am Bärenfriedhof der Hermannshöhle ausgegraben wurden, und welche hauptsächlich das Material dargeboten haben, das in dem von Fr. Grabowsky in den Tagen vom 24. April bis 17. Mai 1892 eingerichteten Rübeländer Höhlenmuseum ausgestellt ist, befinden sich aufserdem, wie schon erwähnt, zahlreiche, offenbar von Menschenhand zerschlagene und anderweitig bearbeitete Stücke. Was die fossile Tierwelt anbetrifft, so waren aufser den schon aufgezählten Tierarten auch noch Höhlenwolf, Hermelin, Zobel, Höhlenhyäne, Alpen-Wühlmaus, Rabe, Ente und nordischer Seetaucher in den Ablagerungen am „Bärenfriedhof“ vertreten. Es handelt sich also dabei um eine Vermischung der älteren Diluvial- und der Glacialfauna. — In dem Schuttkegel fanden sich andererseits Renntier-, Schneehuhn-, Lemmings- und Pfeifhasenreste sowie Knochen anderer Glacialtiere neben spärlichen Höhlenbärknochen; eine scharfe Grenze zwischen der jüngeren Glacialfauna und der älteren Diluvialfauna war hier nicht zu entdecken.

Über die für die Anthropologie wichtigen Ergebnisse der Ausgrabungen am „Bärenfriedhof“ habe ich am 7. März 1892 im Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde und am 17. März 1892 in dem Verein für Naturwissenschaft Bericht erstattet. Der ersteren Berichterstattung fügte Prof. Dr. J. H. Kloos wertvolle Bemerkungen über die Art der Ablagerungen hinzu, die zusammen mit meinen Mitteilungen in den Braunschweigischen Anzeigen von 1892, Nr. 71 und 72, und sodann auch in einem Sonderabdruck (Braunschweig, Herzogl. Waisenhaus-Buchdruckerei, 1892, 8 S., 8º.), aufserdem auch auszugsweise in der „Braunschweigischen Landeszeitung“ Nr. 115 vom 9. März 1892, veröffentlicht sind. Die Berichterstattung über meinen Vortrag

im Verein für Naturwissenschaft erschien im „Braunschweiger Tageblatt“ Nr. 160 vom 4. April 1892. — Über das Höhlenmuseum in Rübeland haben Fr. Grabowsky im Internationalen Archiv für Ethnographie (Bd. V, 1892, S. 175 u. 176) und ich in der Leipziger Illustrierten Zeitung (Nr. 2562 vom 6. August 1892, S. 157 u. 158) berichtet.

Die letzten, nicht planmäfsigen, sondern nur gelegentlichen Ausgrabungen in der Hermannshöhle haben im Winter 1896/97 stattgefunden, als die bis dahin abgeschlossen gehaltene vordere „Krystallkammer“ dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Es sind dabei keine erheblichen Funde gemacht worden. Eine

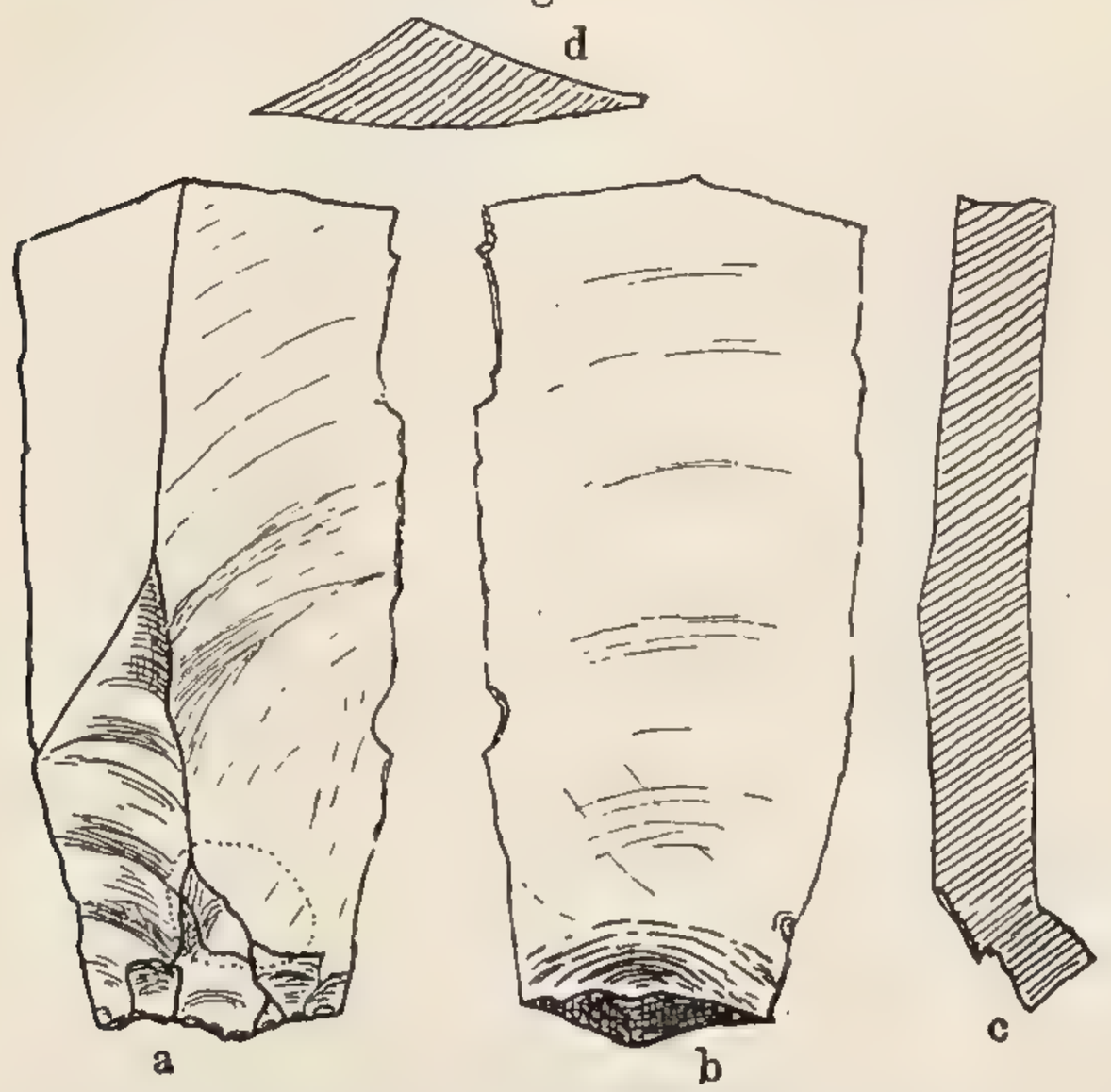
Beschreibung der anthropologisch wichtigen Funde

an dem „Bärenfriedhof“ der Hermannshöhle kann an dieser Stelle nicht in aller Ausführlichkeit gegeben werden. Es mag genügen, folgendes zu erwähnen: Es findet sich darunter eine Hirschgeweihspitze, welche J. H. Kloos in seinem mehrfach oben erwähnten Höhlenwerke (auf S. 46) und in seiner Mitteilung in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft (1888, S. 309) ausführlich besprochen hat, wobei er die Zeugnisse K. v. Fritschs und Oskar Fraas' für die künstliche Bearbeitung beibringen konnte, und welche ich selbst auch schon in einer Mitteilung im Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde am 7. März 1892 erwähnt habe. Ferner sind zu nennen mehrere grofse Röhrenknochen mit Schlagmarke und ähnlicher Zerspaltung, wie die bekannten Bärenoberschenkelknochen aus der Höhle „Hohlefels“ im schwäbischen Achthale, die Oskar Fraas so genau besprochen und abgebildet hat. Die zu Schlagwerkzeugen umgearbeiteten Kinnladen und die eigentümlich geradlinig abgeschnittenen Schulterblätter des Höhlenbären erwähnte ich schon oben und früher zum Teil in dem bereits citierten Artikel über das Höhlenmuseum in der Leipziger Illustierten Zeitung. Fr. Grabowsky machte schon im Internationalen Archiv für Ethnographie (Bd. V, 1892, S. 175) auf die grofsen Reihen in gleichmäfsiger Weise bearbeiteter Knochen aufmerksam, die dem Höhlenmuseum einverleibt sind. Eine andere Reihe bearbeiteter Knochen ist im Herzoglichen Naturhistorischen Museum in Braunschweig ausgestellt. Anfangs sind Prof. Kloos und ich allen diesen Funden gegenüber sehr zweifelnd aufgetreten. Wir suchten noch immer nach einem Funde, welcher gar keinen Zweifel mehr zuliefs, und dieser dürfte seit dem 3. März 1892 in dem oben erwähnten Bruchstücke eines Feuersteinmessers oder Spanschabers vorliegen, welches a. f. S. (Textfig. 1) abgebildet ist. Dasselbe hat mit den Feuersteinmessern und Feuersteinspänen, wie sie in der Höhle „Hohle-

fels“, in französischen Höhlen, in den Diluvial-Ablagerungen von Thiede bei Braunschweig (vergl. A. Nehrings Abbildungen in der Zeitschrift für Ethnographie 1889, Verhandlungen S. 361 und 362) und an manchen anderen paläolithischen Fundplätzen entdeckt worden sind, grofse Ähnlichkeit.

Die beigegebene Figur, nach einer Zeichnung von Museumsinspektor Fr. Grabowsky hergestellt, zeigt in natürlicher Gröfse die fragliche Feuersteinlamelle, die ohne jegliche sog. „Patina“ ihre ursprüngliche braungraue Färbung durchweg bewahrt hat. An dem in der Figur nach oben gerichteten Ende findet sich eine in der Mitte winklig geknickte Bruchfläche, und es ist anzunehmen, dafs hier ein Stück fehlt und die Lamelle ursprünglich etwa um die Hälfte bis zwei Drittel länger gewesen ist. Auf der Vorderansicht (*a*) sind unten muschelige Abspaltungen zu sehen; im übrigen handelt es sich hier nur um die eine vorspringende Längskante, von welcher sich etwa in der Mitte eine andere schräg nach dem linken Rande hinüber laufende kleine Kante abzweigt. Die Ränder, hauptsächlich der rechte Rand, sind durch künstliche Bearbeitung etwas sägeartig gestaltet. Die Rückenansicht (*b*) zeigt nahe dem unteren Ende deutlich die vortretende Schlagmarke in der Form des Schlagknollens oder Bulbus, ganz am unteren Ende die Schlagfläche und an den Seitenwänden, wie die Vorderansicht, die künstliche Bearbeitung. Der Längsschnitt (*c*), der die flache Rückseite nach rechts gewandt zeigt, läfst besonders deutlich den vortretenden Schlagknollen erkennen. Der Querschnitt (*d*) ergänzt das Bild in leicht verständlicher Weise. — Selbst wenn man übrigens die beschriebene und abgebildete Feuersteinlamelle nicht für ein absichtlich von Menschenhand hergestelltes Gerät ansehen will, so mufs man doch mindestens bei dem Transport

Fig. 1.



Bruchstück eines Feuersteinmessers oder Spanschabers vom Bärenfriedhof der Hermannshöhle.
a Vorderansicht; *b* Rückenansicht; *c* Längsschnitt; *d* Querschnitt (natürliche Gröfse).

in die Höhle die Thätigkeit diluvialer Menschen annehmen, da Feuerstein nur auf den östlichen Harzplateaus von geringerer Höhe und am Fufse des Harzgebirges natürlich vorkommt, in einer beträchtlich weiten Umgegend von Rübeland und durchweg in allen höheren Teilen des Flufsgebietes der Bode dagegen fehlt.

II. Neue Baumannshöhle.

Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Teile der Neuen Baumannshöhle mufs zum Verständnis des folgenden voraufgeschickt werden. Ein ungefähres Bild von dem Grundrifs der Höhle giebt die Tafel B des mehrfach erwähnten Höhlenwerkes von J. H. Kloos und Max Müller in den rot angelegten Teilen der Baumannshöhle; nur ist die Abbildung von dem westlichsten, zugleich mehr südlich gelegenen Ende an noch etwa 14 mm in westnordwestlicher Richtung verlängert zu denken; auch würde der in der westlichen Hälfte der Südseite nach Südosten gerichtete sackförmige Ausläufer, der die Zahl 45 trägt, von seiner Basis an mit derjenigen Stelle in der Mitte, welche mit der Zahl 27 beschrieben ist, durch eine in ähnlicher Richtung verlaufende Parallelspalte verbunden zu denken sein. Wo diese Parallelspalte die Haupthöhle trifft und wo gegenüber der schmale Verbindungsgang nach der Alten Baumannshöhle hinüberführt, liegt auf gewaltigen, von der Höhlendecke herabgestürzten Blöcken und mit solchen durchsetzt ein etwa 9 m hoher und an der Basis 12 bis 15 m im Durchmesser breiter Schuttkegel, der, ohne Beimengung von abgerundeten Geschieben, im wesentlichen aus scharfkantigem Gehängeschutt, d. h. Kalksteinstückchen von Hühner- bis Taubeneigröfse mit beigemengtem Kalksteingrus und erdigen Bestandteilen besteht. Dieser Kegel füllt den Höhlenraum unten der Breite nach gänzlich aus und liegt den lehmartigen Ablagerungen, welche die übrigen Teile der Höhlenspalte am Boden bedecken, fast unvermischt aufgelagert. Da, wo im Westen die Grundrifszeichnung den breiten sackartigen Fortsatz nach Süden sendet, welcher mit der Zahl 24 bezeichnet ist, liegt das sog. „Knochenfeld“, an das sich östlich eine mächtige, auf der Oberfläche vollständig versinterte Spaltenausfüllung anschliefst, die wir als „Walfischrücken“ bezeichnet haben. Von dem Knochenfelde steigt, im allgemeinen in der Richtung nach Süden zu, eine Schwemmhöhle an, welche als „Schwemmhöhle über dem Knochenfelde“ bezeichnet wird. — Der westlichste Teil der Neuen Baumannshöhle, der dem Kärtchen noch hinzugefügt zu denken ist, wie oben dargelegt, hat den Charakter einer an einigen Stellen sehr verengten, nach Westen hin ansteigenden Höhlenspalte mit knochenführender Lehmausfüllung. Nach Süden hin

zweigt sich von dieser Höhlenspalte sehr bald eine steil ansteigende Schwemmhöhle ab, die als „Ochsenhang“ bezeichnet wird, weiter westlich eine niedrige und enge, mit knochenführendem, versintertem Lehm und grobem Schutt erfüllte Spalte, die sog. „Wolfsschlucht“. Weiter nach Westen gelangt man durch eine als „Engpafs“ bezeichnete enge Stelle, und einige Meter steil ansteigend, zu der mit einer Erweiterung, der sog. „Kapelle“ am westlichen Ende abschliefsenden höchsten Terrasse, die mit einer mächtigen Ablagerung von Höhlenlehm erfüllt ist. Die Höhe dieser Höhlenlehmterrasse beträgt nach den Ausmessungen des Forstrats Rob. Nehring etwa $32^1/_2$ m über dem jetzigen Spiegel des Bodeflusses. Der Abfall von hier bis zu der Stelle dicht vor dem „Knochenfeld“ beträgt etwa 9 m. Während das Knochenfeld wieder etwas höher liegt und darüber die Schwemmhöhle weiter, teils allmählich, teils steiler, nach Süden ansteigt, senkt sich der Boden der Höhlenspalte im Nordosten vom Knochenfeld, da wo die seitlichen Auswaschungen der alten Schwemmhöhle besonders deutlich hervortreten, noch bis zu 21,75 m, um dann im allgemeinen bis zum „Schuttkegel“ von Neuem etwas anzusteigen und jenseit desselben wieder stärker abzufallen so dafs in den östlichsten Teilen die überhaupt niedrigste Höhe von 19 m erreicht wird. Die Basis des Schuttkegels liegt etwa 24,6 m, die Spitze desselben 33,8 m über dem Bodespiegel. Bei dem Schuttkegel sind auch die Decken- und vertikalen Verhältnisse der Höhlenspalte in ihren Massen zum Verständnis des folgenden wichtig: Etwa 3 m über der Spitze des Schuttkegels schwebt, in der sich hier nicht ganz schliefsenden Spalte eingeklemmt, neben und über einem unteren Blocke der sog. „mittlere hängende Block“, über welchem die Spalte noch etwa 7 m weiter in die Höhe verfolgt werden kann, bis ein neuer gewaltiger Block, „der oberste hängende Block“, die Spalte vollständig verschliefst. Von hier aus senkrecht nach oben bis zu dem freien Gelände des Berghanges ist noch eine Höhe von etwa $7^1/_2$ m. — Es mag noch erwähnt werden, dafs J. H. Kloos über die geologischen Verhältnisse der Neuen Baumannshöhle zu verschiedenen Malen berichtet hat, so z. B. in seinem gröfseren Höhlenwerke von 1889 und in den Harzer Monatsheften (1892, Mai- und Juniheft), sowie im Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen (II. Jahrg., 1892, S. 158; S.-A., S. 8).

Ein anthropologisches Interesse bieten nach den bisherigen Ausgrabungen in der Neuen Baumannshöhle nur das sogenannte „Knochenfeld“ mit der von dort nach Süden sich aufwärts ziehenden Schwemmhöhle, ferner die als „Ochsenhang“ bezeichnete, etwas weiter westlich, zunächst gleichfalls nach Süden steil ansteigende Schwemmhöhle, sodann die am westlichen Ende der Höhle verhältnismäfsig sehr

hoch liegende Höhlenlehm-Terrasse und in gewissem Sinne auch der etwa in der Mitte der ganzen Höhle gelegene Schuttkegel, der als eine jüngere Ablagerung der älteren Höhlenausfüllung mit scharfer Grenze aufgelagert ist. Dies ergiebt sich des näheren aus der folgenden

Geschichte der Entdeckungen und Ausgrabungen.

Während die alten Teile der Baumannshöhle schon seit vielen Jahrhunderten bekannt sind, wurden die neuen Teile erst am 28. Juni 1888 von dem Höhlenführer Christian Streitenberg entdeckt, welcher von der sogenannten dritten Abteilung der Alten Baumannshöhle durch eine enge und verstürzte Spalte in dieselben vordrang, wobei sogleich verschiedene Knochenreste, auch zahlreiche Stücke vom Renntier, gefunden wurden. (Möglich erscheint es, dafs schon vorher ein Teil der Neuen Baumannshöhle von dem Höhlenführer Heinr. Becker in Begleitung eines Amerikaners durch andere enge Verbindungsspalten um das Jahr 1842, jedoch ohne weitere Folgen für die Erforschungsergebnisse, betreten worden ist.) Bei den bis zum Jahre 1889 vorgenommenen verdienstvollen Vermessungen und markscheiderischen Aufnahmen der bis dahin allein bekannten Räume durch den jetzigen Forstrath Rob. Nehring zu Bad Harzburg sind an verschiedenen Stellen, ohne dafs besondere und tiefere Nachgrabungen veranstaltet wurden, zahlreiche Knochenreste aufgelesen. Im Winter 1889/90 wurde sodann unter der Leitung des jetzigen Forstmeisters F. Tiemann zu Gandersheim der anfangs sehr enge Zugang zu den neuen Teilen erweitert und dabei der unmittelbar an der Eingangsspalte sich erhebende „Schuttkegel“ auf eine weite Strecke angeschnitten, wobei zahlreiche Knochen, hauptsächlich vom Renntier, darunter in eigentümlicher Weise zersplitterte Röhrenknochen des Renntiers, zur Ausgrabung gelangten. — Nun erst wurden mit der wissenschaftlichen Erforschung der neuen Teile Prof. Dr. J. H. Kloos und ich höheren Orts betraut, wobei dem ersteren vorzugsweise die geologischen und mir die paläontologischen Untersuchungen zufielen, die anfangs (und häuptsächlich) einen zoologisch-faunistischen Charakter hatten, sehr bald aber auch anthropologische Bedeutung erhielten. Es ist wohl natürlich, dafs ich an dieser Stelle ausführlicher die letzteren Untersuchungen behandle und dabei die geologischen und faunistischen Forschungen nur soweit berühre, als es zum Verständnis der anthropologischen Ergebnisse nötig ist. Absichtlich nenne ich im folgenden die Namen der Hülfsarbeiter möglichst genau bei den einzelnen ausgeführten Arbeiten. Es hat dies einen doppelten Zweck: einmal beruht ein grofser Teil der Ergebnisse auf der erlangten Übung und Sachkunde, sowie auf der

Zuverlässigkeit des einzelnen Hülfsarbeiters, da ich doch nicht selbst bei allen Arbeiten zugegen sein konnte. Sodann sind an Ort und Stelle die meisten Fundobjekte oder ganze Gruppen solcher einfach mit dem Namen des ausgrabenden Finders und dem Datum des Fundes bezeichnet. Eine genaue Angabe des Hülfsarbeiters an dieser Stelle bietet daher für später das beste Mittel, etwa zweifelhafte Fundgegenstände auf den richtigen Fundort zu beziehen. — Zum Beginn unserer Forschungsarbeiten im Jahre **1890** haben wir zunächst in den Tagen vom 10. bis 12. April unter Teilnahme der in der Höhlenforschung bewanderten Höhlenführer Fritz Hase und Christian Streitenberg die sämtlichen bis dahin bekannten Räume mehrmals begangen, was bei der damals noch herrschenden Unwegsamkeit derselben jedesmal etwa vier Stunden dauerte. Bei dieser Gelegenheit konnten verschiedene Spalten auf weitere Strecken als bisher verfolgt werden, und es wurden dabei die ganzen von dem sogenannten Knochenfelde an westlich sich ausdehnenden Teile der Höhle und die durch eine Parallelspalte hergestellte, zweite direkte Verbindung zwischen der Stelle des Schuttkegels und der Gegend des Knochenfeldes, in welche schon der Forstrath R. Nehring kurz zuvor zu Vermessungszwecken bis zu einem gewissen Punkte eingedrungen war am 10. April von uns, zum Teil zuerst, betreten. Bei diesen Rundgängen haben wir an verschiedenen Stellen der Höhle Knochenreste aufgelesen und kleine Probeschürfungen ausgeführt. An den folgenden beiden Tagen wurden unter Hinzunahme weiterer Arbeitskräfte die ersten planmäfsigen Ausgrabungen, an dem Schuttkegel einerseits und an dem Knochenfelde andererseits, ausgeführt, da sich bei den Probeschürfungen diese beiden Stellen als die voraussichtlich interessantesten und ergiebigsten herausgestellt hatten. Auf der Spitze des Schuttkegels wurden dabei, unter Mitwirkung des Höhlenführers Fritz Hase, die Reste verschiedener Glacialtiere, an dem Knochenfelde, in dessen Mitte der Höhlenführer Streitenberg und der Bergmann Aug. Barthauer eine etwa $^1/_2$ m tiefe Schürfung ausführten, häuptsächlich Höhlenbärknochen, zum Teil eigentümlich gespalten und geglättet, aufgefunden. Die Arbeiten konnten dann unsererseits erst im Herbste desselben Jahres wieder aufgenommen werden, nachdem von seiten der Forstverwaltung während der Monate August und September ohne unsere Beteiligung ein Fufsweg über und zum Teil durch den Schuttkegel und noch etwa 50 bis 60 m weiter, bis zum Knochenfelde, angelegt war, wobei sich an verschiedenen Stellen mancherlei Knochen und z. B. in dem Schuttkegel schöne Renntierreste, dabei eine grofse Renntiergeweihstange, gefunden hatten. In den Tagen vom 2. bis 9. Oktober 1890 wurden von mir unter Beteiligung des Barons Hermann v. Uslar

und unter zeitweiliger Teilnahme des Professors Kloos, mit Hülfe des Arbeiters Fritz Wolf und des Wegewärters Heydecke die Ausgrabungen an der Spitze des Schuttkegels fortgeführt, wobei sich in den oberen, den Kegel mantelartig umhüllenden Schichten von zusammen etwa 1,5 m Stärke Renntier-, Schneehasen, Hermelin-, Lemmings- und Wühlmausreste und unter diesen Glacialtieren, über einem gröfseren Neste von Löfssand das Skelett eines grofsen Pferdespringers (Alactaga jaculus) fanden (eine eigentliche zusammenhängende löfsartige Schicht mit den Knochen des Pferdespringers, wie versehentlich in dem Berichte über meine Demonstration von Fossilresten aus den Rübeländer Höhlen bei der 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig 1897 [Verhandlungen II, 1, Seite 183] gesagt ist, war nicht zu entdecken) und in fast allen Schichten neben vollständig gut erhaltenen, bisweilen sogar im natürlichen Zusammenhange miteinander abgelagerten Renntierknochen zahlreiche kleine Splitter von Renntierröhrenknochen, zum Teil von eigentümlich länglicher Form, angetroffen wurden. Über den damaligen Stand der Untersuchungen und die vorläufige Beurteilung der Funde am Ende des Jahres 1890 giebt ein Vortrag Auskunft, welcher von mir im Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig am 27. November 1890 gehalten, und am 10., 11., und 12. Dezember in den „Braunschweigischen Anzeigen“ (Nr. 289 bis 291) und bald nachher in einem verbesserten und zum Teil erweiterten Sonderabdruck in Oktavformat, unter Hinzufügung wichtiger Ergänzungen durch Professor Kloos, veröffentlicht ist. Nachdem auf Veranlassung der Forstbehörde auf Grund der im Jahre 1890 ausgeführten genauen Ausmessungen des Forstrats R. Nehring das westlichste Ende der Neuen Baumannshöhle durch einen kurzen Stollen mit der Aufsenwelt verbunden und so ein neuer Eingang für die neuen Teile der Baumannshöhle geschaffen war, konnte ich erst im Herbste **1891**, anfangs im Vereine mit Baron H. v. Uslar, der später sich hauptsächlich den photographischen Aufnahmen in der Höhle widmete, die Ausgrabungen fortsetzen, zu welchem Zwecke ich mich, mit einer einzigen etwa siebentägigen Unterbrechung um die Mitte des Monats September, vom 27. August bis zum 23. September, in Rübeland aufhielt. Prof. Kloos kam am 4. September auf einige Tage dazu, und Museumsinspektor Fr. Grabowsky ist vom 9. bis 23. September bei den Ausgrabungsarbeiten thätig gewesen. Wenngleich ich den einen der uns zur Verfügung stehenden Arbeiter, Karl Wolf (Vater), gleichzeitig in den westlichen Teilen der Höhle beschäftigte, um an dem „Ochsenhange“ die Untersuchungen zu beginnen und den Gang vom Knochenfelde nach dem neuen Eingange durch Vertiefung mancher Stellen und Verbreiterung einiger Partien leichter passierbar zu machen, galt

doch zunächst die Hauptarbeit der weiteren Abgrabung des Schuttkegels, die in übereinander angelegten kleinen Terrassen vorgenommen werden mufste, wobei uns der Arbeiter Fritz Wolf (Sohn) behülflich war. Der 28. August 1891 war dabei ausgezeichnet durch den Fund eines vortrefflich erhaltenen Vielfrafsschädels nebst fast vollständig erhaltenem Skelett in unmittelbarer Nachbarschaft vieler Renntier- und Hermelinreste, sowie der oben geschilderten eigentümlichen, zum Teil ganz länglichen Splittern von Renntierknochen. Am 31. August kamen hier wieder neben Katzen- und Marderresten besonders viele Splittern von Röhrenknochen des Renntiers von der oben geschilderten besonderen Beschaffenheit zur Beobachtung. Dabei fand sich ein eigentümlich glatt geschliffener, platter, kalkartiger Stein. Am 1. September beobachtete ich Renntierrippen, die möglicherweise die Spuren alter Einschnitte zeigen; am folgenden Tage wurden u. a. nesterartig zusammenhängende Löfsablagerungen aufgedeckt, wie ich solche schon im Herbste 1890 an einer anderen Stelle beobachtet hatte, und in deren Nachbarschaft viele Reste kleiner Säugetiere (Lemminge, Wühlmäuse u. s. w.) und Vögel gefunden. Am 3. September wurde unter einem grofsen Felsblocke, der in dem Schuttkegel eingeschlossen war, dem sogenannten „unteren Leichenstein“ ein beträchtlicher Hohlraum freigelegt, in welchen wir mit einiger Mühe hineinkriechen konnten, wobei sich zahlreiche Knochen vom Renntier, Schneehasen, Polarfuchs u. s. w. in gutem, aber etwas brüchigem Erhaltungszustande offen daliegend fanden. Der 4. September liefs uns an einer neuen Stelle eine beträchtliche Ablagerung von Löfssand ohne jegliche Beimengung von Tierresten auffinden. Am 7. und 8. September waren die Funde von Lemmingsresten am Schuttkegel besonders reichlich. — Währenddem hatten der Höhlenführer Christian Streitenberg und der Waldarbeiter Kober die von dem „Knochenfelde“ aufwärts führende Schwemmhöhle eine Strecke lang (2 bis 3 m) weiter verfolgt und in der Nähe der Stelle, die später 1894 die Funde von Feuersteingeräten uns bringen sollte, zahlreiche Knochen und Knochensplittern vom Höhlenbären ausgegraben. Diese Untersuchung wurde am 9. September vorläufig abgeschlossen. — Inzwischen war am 5. September eine grofse Leiter von dem neuen westlichen Eingange der Neuen Baumannshöhle aus nach dem Schuttkegel transportiert, die nahe der Spitze desselben aufgerichtet und am 7. September zu einer Untersuchung der Decke der Höhle über dem Schuttkegel benutzt wurde, um zu untersuchen, ob hier eine nach aufsen gehende Spalte aufzufinden wäre, durch welche der Schutt zur Diluvialzeit in die Höhle hineingeschwemmt sein könnte. Es ergab sich, dafs zur Seite des „mittleren hängenden Blockes“ die Spalte eine beträchtliche Strecke weit nach oben

zu verfolgen war und dafs auf den vorspringenden Teilen des Gesteins hier oben dieselben Schuttablagerungen wie unten, jedoch ohne irgendwelche beigemengte Tierreste, zu finden waren. Um bergmännisch richtig und mit den erforderlichen Vorsichtsmafsregeln diese Untersuchungen weiter in die Höhe fortsetzen zu können, erschien es notwendig, dabei technisch geschulte bergmännische Hülfe in Anspruch zu nehmen, die uns für eine spätere Zeit von der Direktion der „Harzer Werke“ zur Verfügung gestellt wurde. Auch erbot sich dieselbe, inzwischen neben dem „mittleren hängenden Blocke“ eine regelrechte „Bühne“ als Ausgangspunkt für die weiteren diesbezüglichen Versuche bauen zu lassen. — In den Tagen vom 10. bis 17. September setzte der Museumsinspektor Grabowsky die Ausgrabungen am Schuttkegel mit Hülfe des Waldarbeiters Fritz Wolf weiter fort und brachte dieselben auf der in Angriff genommenen südöstlichen Seite zu einem gewissen Abschlusse, insofern nämlich die gewaltigen zwischengelagerten Felsblöcke den Arbeiten an dieser Stelle zuletzt eine unüberwindliche Grenze steckten (auf der nordöstlichen und südwestlichen Seite ist ein grofser Teil des Schuttkegels absichtlich gänzlich unangerührt geblieben). Gleichzeitig liefs derselbe auf meine Veranlassung durch den anderen Arbeiter, Karl Wolf, den während des Winters angelegten Weg vom Schuttkegel bis zum Knochenfelde, soweit derselbe über das Knochenlager hinführt, vertiefen, wobei sich zahlreiche neue Funde von Knochen des Höhlenbären ergaben. Auch wurden während dieser Zeit die Ausgrabungsarbeiten am „Ochsenhange“ fortgesetzt, weshalb wir am 18. September 1891 den Hauptarbeitsplatz, den wir bis dahin am „Schuttkegel“ gehabt hatten, in die sog. „Kapelle“ verlegten. Bis zum 21. September haben Museumsinspektor Grabowsky und ich, unterstützt durch die beiden Arbeiter Karl Wolf (Vater) und Fritz Wolf (Sohn) in den oberen Teilen des Ochsenhanges gearbeitet und dabei neben den Resten von Hermelin, Höhlenwolf, Höhlenleopard (Felis antiqua), Wisent (Bos priscus), kleinen Nagetieren und einem steinbockähnlichen Tiere, sowie einer mächtigen Geweihstange und Zähnen vom Hirsch, auch viele zersplitterte und eigentümlich abgeschliffene und geglättete Knochen gefunden, die als Spuren menschlicher Thätigkeit gedeutet werden konnten. — Am 22. September schlossen wir die Arbeiten in der Höhle mit einer genauen Vermessung der stehen gebliebenen Teile, hauptsächlich der durch die Ausgrabungen freigelegten Felsblöcke des „Schuttkegels“ ab, da vorauszusehen war, dafs die in Aussicht genommenen bergmännischen Arbeiten über dem Schuttkegel eine Verwischung der Verhältnisse in der Tiefe bewirken konnten. — Einige Wochen später hat Baron Herm. v. Uslar von den wichtigsten Teilen der Höhle weitere Photographieen aufgenommen. — Den Stand der Ar-

beiten am Ende des Jahres 1891 habe ich im Verein für Naturwissenschaft am 7. Januar 1892 dargelegt, worüber im Braunschweiger Tageblatt Nr. 46 vom 28. Januar 1892 berichtet worden ist.

Die ersten Arbeiten des Jahres **1892** waren, wie schon oben dargelegt, im Februar und März hauptsächlich der Hermannshöhle und der Begründung des Höhlenmuseums gewidmet, wobei Museumsinspektor Fr. Grabowsky nebenbei gelegentlich auch einige Ausgrabungen am Knochenfelde und Ochsenhange der Baumannshöhle machte und an der letzten Stelle u. a. ein glatt geriebenes und durchlöchertes Knochenfragment fand (Taf. I, Fig. 5). In den Tagen vom 7. bis 14. April 1892 wurden sodann die wissenschaftlichen Untersuchungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle unter Beteiligung von Prof. Dr. J. H. Kloos, Baron Herm. v. Uslar, Museumsinspektor Fritz Grabowsky und mir und zuletzt auch in Anwesenheit des jetzigen Prof. Dr. C. Hartwich in Zürich in gröfserem Mafsstabe wieder aufgenommen. Zur Lösung verschiedener Aufgaben standen uns die beiden bewährten Arbeiter Karl Wolf (Vater) und Fritz Wolf (Sohn) (anfangs auch der Höhlenführer Fritz Hase) zur Verfügung, und aufserdem hatten uns die „Harzer Werke“ die Arbeitskräfte von vier geschulten Bergleuten freundlichst dargeboten, da an verschiedenen Stellen Sprengungen von Felsen und andere bergmännische Arbeiten ausgeführt werden mufsten. Zunächst handelte es sich um die Fortsetzung der früher unvollendet abgebrochenen Versuche, in der Spalte der Höhlendecke über dem Schuttkegel nach oben vorzudringen, wobei wir die beiden Bergleute Lüddecke und Barthauer beschäftigten und von der durch die „Harzer Werke“ inzwischen neben dem „mittleren hängenden Block“ ausgeführten „Bühne“ aus bis in die Nähe des „obersten hängenden Blockes“ ansteigen konnten. Es ergab sich dabei, dafs weiter nach oben hin die Spalten durch Sintermasse vollständig abgeschlossen waren und eine fernere Fortsetzung der Arbeiten von unten nach oben unmöglich war, so dafs nunmehr nur noch übrig blieb, im Sommer den Versuch zu machen, von oben her einen Schacht auf diese Stelle hinunter zu treiben. Doch hatte sich auch jetzt wieder an den höheren Stellen bestätigt gefunden, dafs vorspringende Felskanten und frei schwebende Blöcke auf ihrer Oberfläche mit einem Schutte bedeckt waren, ähnlich wie er unten den „Schuttkegel“ bildet. Eine zweite Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, war der Versuch des weiteren Vordringens in der „Schwemmhöhle über dem Knochenfelde“, wobei hauptsächlich der Arbeiter Karl Wolf und der Bergmann Stein thätig waren und vorzugsweise Höhlenbärenknochen und einige abgeschliffene Knochensplittern gefunden wurden. Drittens suchten wir mit Hülfe des Arbeiters Fritz Wolf und des Bergmanns Krebs an dem „Ochsenhange“ die

Ausgrabungen fortzusetzen, die wiederum u. a. mehrere glatt geschliffene Knochensplitter zu Tage förderten (Taf. I, Fig. 2). Die Arbeiten an den letzten beiden Stellen wurden vom Museumsinspektor Grabowsky speciell geleitet, der seinerseits gleichzeitig an dem vorderen nach Norden gerichteten, stufenförmigen Rande des „Knochenfeldes“ zur Seite des sogenannten „Walfischrückens“ eigene Ausgrabungen vornahm, wobei sich viele eigentümliche glatt geschliffene, gespaltene oder sonst scheinbar von Menschenhand bearbeitete Knochen neben den Resten vom Höhlenbären und einigen Knochen vom Höhlenlöwen fanden, die in geringerer Zahl auch an den beiden anderen Stellen beobachtet wurden. — Baron Herm. v. Uslar machte ferner von interessanten Stellen der Höhle photographische Aufnahmen. — Am 4. Juni und vom 9. bis zum 13. Juni 1892 setzte ich die Ausgrabungsarbeiten in der Schwemmhöhle über dem Knochenfelde und am Ochsenhange mit Hülfe der bewährten Arbeiter Karl und Fritz Wolf fort. Am Ochenhange fanden sich dabei sehr viele geglättete und scheinbar von Menschenhand bearbeitete Knochenstücke (Taf. I, Fig. 4), auch neue Reste vom Wisent (Bos priscus) und Höhlenwolf. Vom 4. Juni nachmittags an begann ich daneben mit dem älteren Karl Wolf zusammen in der Nähe des östlichen Endes der Neuen Baumannshöhle eine Probeausschachtung der oberen Höhlenlehmterrasse, die an einer Stelle bis zu 2,20 m Tiefe vorgenommen wurde und wobei neben vielen Höhlenbärknochen und Resten des Höhlenwolfes auch zahlreiche abgeschliffene Knochenstücke zu Tage gefördert wurden. Zwischendurch hatte ich auch den Arbeiter Fritz Wolf an der „Wolfsschlucht“ beschäftigt, an welcher jedoch wegen vollständiger Versinterung des Schuttes nach Auffindung neuer Reste vom Höhlenwolf die Arbeiten bald aufgegeben werden mufsten. — In der zweiten Hälfte des Juli begannen unter Aufsicht von Prof. Kloos die Arbeiten zum Eintreiben eines geräumigen Schachtes von der Stelle des Berghanges aus, die als gerade über der Spitze des Schuttkegels, bezw. über dem „obersten hängenden Blocke“ von dem Obersteiger Beel berechnet war, wobei die „Harzer Werke“ ihre bergmännischen Hülfskräfte wieder zur Verfügung stellten. Am 26. Juli traf ich bei einer Besichtigung den Schacht schon einige Meter tief ausgeführt, und am 5. August wurde ich von Prof. Kloos telegraphisch benachrichtigt, dafs sich in dem Schachte Fossilreste eines grofsen Säugetieres gefunden hätten. Da Prof. Kloos am 9. August abreisen mufste, habe ich vom 7. bis 10. August der weiteren Ausschachtung beigewohnt, wobei am 9. August der erste Durchbruch nach der Höhle zu neben dem „obersten hängenden Blocke“ zu Stande kam und am 10. August die Durchbruchstelle soweit erweitert war, dafs zur Not ein Mensch hätte hindurchkriechen können.

Bei diesen Arbeiten hatten sich in einer ähnlichen Ablagerung, wie sie sich an dem „Schuttkegel“ unten fand, zum Teil fest versintert in einer Felsspalte liegend am 5. August charakteristische Reste des Diluvialpferdes und an den folgenden Tagen neben anderen glacialen Tierresten mehrere Knochen vom Renntier gefunden, wonach die Bildung des Schuttkegels durch eine Einschwemmung von aufsen her bewiesen war. Es zeigte sich nun von Wert, die Verhältnisse der Einschwemmungsspalte und überhaupt des Weges, den die Schuttmassen bei Ablagerung des Schuttkegels genommen hatten, durch horizontales Vordringen vom Grunde des Schachtes aus einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, was aber nur nach dem regelrechten Aufbau einer „Bühne“ am Grunde des Schachtes ausführbar erschien. Diesen Bühnenbau übernahmen die „Harzer Werke“ bis zum 20. September fertigzustellen. — Inzwischen liefs ich am 4. und 5. September den Arbeiter Karl Wolf an der Höhlenlehmterrasse und Fritz Wolf an dem Ochsenhange weitere Ausgrabungen machen und den bis dahin am Schuttkegel stehen gebliebenen grofsen Arbeitstisch hier abbrechen und unter dem Knochenfelde aufschlagen, da diese Stelle voraussichtlich uns in Zukunft hauptsächlich zu beschäftigen hatte. Auch wurde der Anstieg zum Knochenfelde und in die darüber liegende Schwemmhöhle von beiden Arbeitern vertieft, wobei sich ähnliche Knochenfunde ergaben, wie früher an diesen Stellen im April 1892. — Meine letzten im Jahre 1892 hauptsächlich an dieser Stelle ausgeführten Ausgrabungsarbeiten dauerten vom 22. September bis zum 9. Oktober. Gleichzeitig waren Baron Herm. v. Uslar und mein Sohn Otto, jetzt Cand. med. in München, nach Rübeland gekommen und haben sich zeitweilig an den Ausgrabungen beteiligt, ebenso auch Prof. Kloos, welcher vom 24. September bis zum 6. Oktober an einzelnen Ausgrabungen Teil nahm und hauptsächlich die vorzunehmenden bergmännischen und geognostischen Arbeiten leitete. Anfangs lag es in der Absicht der „Harzer Werke“, während unserer Anwesenheit und unter unseren Augen die Schwemmhöhle über dem Knochenfelde durch einen Stollen mit der Aufsenseite des benachbarten Berghanges zu verbinden, um auf diese Weise einen neuen bequemeren Eingang für die neuen Teile der Baumannshöhle zu gewinnen, wobei sich die Bergleute von innen und von aufsen entgegenarbeiten sollten. Doch wurden die auf der Aufsenseite unter Leitung des Obersteigers Beel von den Bergleuten Barthauer und Krebs am 23. September begonnenen Arbeiten nach kurzer Zeit wieder aufgegeben, so dafs im folgenden nur von innen her durch bergmännische Verfolgung der Schwemmhöhle über dem Knochenfelde die Absicht, nach aufsen eine Verbindung herzustellen, gefördert wurde. — An dieser Stelle arbeitete, durchschnittlich täglich

$^1/_2$ m vordringend, der Bergmann Stein, der dabei in den ersten Tagen von dem Arbeiter Rieche und später von Fritz Wolf unterstützt wurde, besonders in Bezug auf Fortschaffung des Materials und Vertiefung des Weges. Es wurden dabei beständig Knochenfunde gemacht, die den früheren Funden in der Schwemmhöhle aus dem Juni 1892 entsprachen. — In dem Schachte über dem Schuttkegel konnte nach Herstellung einer auf dem Grunde des Schachtes aufgebauten regelrechten „Bühne“ eine Erweiterung des Durchbruchsloches vorgenommen werden, so dafs wir uns nunmehr einzeln an einer Leine hängend durch das Loch bis zur unteren Bühne herablassen und die ganze Strecke zwischen dieser und dem Schacht genau untersuchen konnten. Aufserdem wurde vom Grunde des Schachtes aus durch den Bergmann Lüddecke, der vom 5. bis 7. Oktober durch den Bergmann Krebs abgelöst wurde, ein Stollen nach Westen getrieben, um womöglich über den „obersten hängenden Block“ hinweg eine Verbindung nach der Stelle zu erhalten, wo früher von innen her die Spalte gesucht wurde. Dabei fanden sich anfangs neue Knochenreste, z. B. etwa 1 m oberhalb der „Bühne“ ein Renntierkiefer. Vom 24. bis 28. September und nach einer kurzen Unterbrechung wieder vom 4. bis 7. Oktober suchte der Bergmann Barthauer andererseits vom Grunde des Schachtes nach Osten zu einen Stollen zu treiben, wobei anfangs gleichfalls verschiedene Knochen, dabei auch scharfkantige Splittern von Röhrenknochen des Renntiers, zu Tage traten. Am 6. Oktober war der westliche Stollen 3,03 m, der östliche 1,50 m weit getrieben, so dafs zusammen mit 1,50 m Durchmesser des Schachtes eine etwas über 6 m lange Strecke in horizontaler Ausdehnung parallel mit der Spalte über dem Schuttkegel durchforscht worden ist. Damit sind die Arbeiten an dieser Stelle vorläufig abgeschlossen. — Gleichzeitig mit diesen Unternehmungen wurde die genaue Untersuchung der Basis des Schuttkegels und der unter demselben liegenden älteren Diluvialfauna, die wir schon wiederholt in der Richtung nach Südwesten und Südosten zu durch Hinabkriechen in die Höhlungen, welche hier zwischen den der älteren Diluvial-Ablagerung unmittelbar aufliegenden untersten Blöcken des Schuttkegels geblieben waren, untersucht hatten, an der leichtest zugänglichen Stelle zwischen der dritten Abteilung der Alten Baumannshöhle und der auf den Schuttkegel hinaufführenden Treppe in Angriff genommen und zu diesem Zwecke am 24. September die Ausgrabung begonnen, an welcher sich dauernd der Arbeiter Rieche und vom 26. bis 30. September der jugendliche Arbeiter Hase aus Hasselfelde und, da Sprengungen nötig wurden, vom 28. September bis zum 1. Oktober der Bergmann Barthauer beteiligten. Vom 3. Oktober an konnte hier auch der Höhlenführer Fritz Hase mit

thätig sein, welcher am Mittage des 6. Oktober gemeinsam mit Rieche die dortigen Arbeiten zum Abschlufs brachte. Es waren die Ausgrabungen anfangs auf die westliche Felswand des Verbindungsganges gerichtet, wo am 26. September ein sehr grofses, mit Sinterkruste bedecktes Nest von reinem Löfssand unter der schräg abfallenden Wand aufgedeckt wurde, später auf die östliche und westliche Felswand zugleich. Die bis zur Tiefe von etwa 2 m ausgeführte Ausgrabung zeigte hauptsächlich viele durch Sintermasse zu einer Knochenbreccie zusammengebackene Knochen des Höhlenbären, vermischt mit einzelnen Resten vom Höhlenlöwen (Felis spelaea) und vielleicht noch anderen grofsen Raubtieren ohne Beimengung von Vertretern der Glacialfauna. Es ist damit die vollständige Trennung der älteren und der als Schuttkegel darauf liegenden jüngeren diluvialen Ablagerungen nachgewiesen, die uns schon nach den Ergebnissen der an den erwähnten anderen, schwieriger zugänglichen Stellen vorgenommenen Untersuchungen wahrscheinlich war. — Eine weitere Ausgrabung, welche zuletzt als die ergebnisreichste sich gestalten sollte, wurde gleichzeitig an dem „Knochenfelde“ zur Ausführung gebracht. Indem die unmittelbar von dem Knochenfelde sich nach aufwärts ziehende Schwemmhöhle, wie oben dargelegt, durch den Bergmann Stein und den Arbeiter Rieche und zeitweilig auch Fritz Wolf in den Kreis der Ausgrabungen hineingezogen war und die hier thätigen Arbeiter zur Vertiefung und Verbreiterung des Weges, sowie zum Wegräumen des Schuttes bisweilen bis zum Knochenfelde zurückgehen mufsten, schliefsen sich diese beiden Arbeitsfelder von vornherein fast aneinander, und bei dem weiteren Vordringen am Knochenfelde gehen die Arbeitsgebiete später zum Teil sogar gänzlich ineinander über, da der Zugang zur Schwemmhöhle unmittelbar am Knochenfelde, und zwar auf dessen westlicher Seite sich etwa 8 m weit hinzieht. Das Knochenfeld selbst, soweit es ausgegraben werden konnte, dehnt sich etwa 7 bis 8 m östlich von diesem Wege in Form eines unregelmäfsigen Vierecks aus, dessen Südseite durch einen vortretenden festen Fels tief eingeschnitten wird. Zu dem Knochenfelde hatte man von Norden her, von der Stelle vor dem hier errichteten Arbeitstische aus, einige Meter weit sanft anzusteigen, um sodann plötzlich in einer etwa $^3/_4$ m hohen Stufe, die sich, im allgemeinen von Westnordwesten nach Ostsüdosten, östlich am sogenannten „Walfischrücken“ endigend, etwa 7 m weit hinzieht, die Ablagerungen zu betreten, die auf ihrer Oberfläche ursprünglich mit einer dicken Sinterkruste und zahlreichen Tropfsteingebilden bedeckt waren. An dem steilen Rande des Knochenfeldes hatte bereits Museumsinspektor Fr. Grabowsky im April 1892 einige Probenachgrabungen ausgeführt, und etwa in der Mitte desselben war

schon im Frühjahr 1890 eine erste Probeschürfung gemacht. Jetzt wurde das Knochenfeld von der Mitte der Westseite aus, an welcher hin der Weg zur Schwemmhöhle führt, in Angriff genommen durch den Arbeiter Fritz Wolff (Sohn), während gleichzeitig Karl Wolf (Vater) von der bereits früher durchforschten Ausgrabungsstelle aus durch Vertiefung und Erweiterung des Loches seinem Sohne entgegenarbeitete. An dieser Stelle beteiligte sich mehrfach Baron H. v. Uslar, der z. B. in einer Tiefe von etwa 1 m am 22. September gröfsere Mengen versteinerten Holzes (Taf. I, Fig. 3) auffand, während nahe dabei eigentümlich zerquetschte und durch Sintermasse in diesem Zustande verhärtete Höhlenbärknochen lagen und wir am 22. September Knochen vom Felis antiqua, am 23. September einen Kiefer vom Höhlenlöwen (Felis spelaea) und am 24. September Reste vom Höhlenwolf fanden. Vom 27. September an wurde die Ausgrabungsstelle durch Karl Wolf mehr noch nach Osten zu, in der Richtung des „Walfischrückens“, erweitert. Hier gelangte er sehr bald, am 29. September, an eine solch' feste Sinterdecke, dafs dieselbe mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln nicht zerschlagen werden konnte, so dafs die Sinterdecke gewölbartig stehen bleiben mufste, während die Schuttablagerungen darunter hervorgekratzt wurden. Am 30. September entdeckte ich unter den erst nachträglich von mir durchgesehenen Funden, welche Karl Wolf am 28. September gemacht hatte, das erste Feuersteingerät (Taf. II, Fig. 5 u. Taf. III, Fig. 5a) der Neuen Baumannshöhle neben Knochenresten, hauptsächlich vom Höhlenbär, die nach Aussage des Arbeiters, der sich auch des Feuersteingerätes genau erinnerte, sämtlich aus einer Tiefe von etwa $1^1/_4$ m stammten. Dieser Fund regte den Baron Herm. v. Uslar an, an dem folgenden Tage sich wieder persönlich an den Ausgrabungen am Knochenfelde zu beteiligen und zwar an der Stelle, wo (ziemlich in der Mitte des Feldes) das erste Feuersteingerät ausgegraben war. Nach wenigen Stunden hatte er das Glück, ein zweites Feuersteingerät (Taf. II, Fig. 1 und Taf. III, Fig. 1a) zu entdecken, das wir sämtlich noch in der natürlichen Lage, 1 m tief unter der Sinterdecke in einem scharfkantigen Gehängeschutt in der nächsten Nachbarschaft von Marder-, Wildkatzen- und Schneehasenknochen, im übrigen nicht weit von Höhlenbärresten, denen ein Krallenglied des Höhlenlöwen beigemengt war, beobachten konnten. Am 3. Oktober entdeckte Baron H. v. Uslar etwa 1 bis $1^1/_4$ m tief, in unmittelbarer Nähe der Fundstelle der beiden ersten, ein drittes Feuersteingerät (Taf. II, Fig. 7 u. Taf. III, Fig. 7a), während in der Nähe rechts Fritz Wolf gleichzeitig und am folgenden Tage wohl erhaltene Knochen des Höhlenwolfes und links Karl Wolf einen Kiefer von Felis antiqua fand. Im übrigen wurden die Arbeiten in den ersten

Oktobertagen in der alten Anordnung fortgesetzt, wobei Karl Wolf (Vater) zur Linken (nach Ostsüdosten) die Ausgrabungen bis zum „Walfischrücken“ fortsetzte, während Fritz Wolf (Sohn) zur Rechten (nach Westsüdwesten) vorschritt, bis die Wand des erwähnten vortretenden Felsens ein unüberwindliches Hindernis darbot. Infolge dieses Umstandes wechselte nun der letztere seinen Arbeitsplatz, wandte sich mehr links und arbeitete sich unter einer natürlichen Brücke der stehen gebliebenen Sinterdecke hindurch in der Richtung nach Südsüdosten etwa $1^1/_2$ m weiter und konnte von hier aus, da jenseits der festen Sinterbrücke die Sinterdecke der Schuttablagerungen nicht sehr dick war, wieder die Oberfläche des Knochenfeldes erreichen. An dieser Stelle war es, wo er am 8. Oktober ein viertes schaberartiges, kleines Feuersteingerät fand, das ich etwa $^1/_2$ m unter der Oberfläche innerhalb einer ähnlichen Schuttablagerung, wie das oben erwähnte zweite Feuersteingerät, noch selbst liegen sehen und aus der natürlichen Lagerstätte entfernen konnte, das aber leider bei der wegen der bevorstehenden Abreise etwas eilig vorgenommenen Verpackung der letzten Fundgegenstände oder beim Transport verloren gegangen ist. Nach Schlufs der Arbeiten, welche unter dem Schuttkegel vorgenommen waren, wurden die beiden dortigen Hülfsarbeiter Riechе und Fritz Hase vom Mittage des 6. Oktober an mit am Knochenfelde beschäftigt und zwar auf der Westnordwestseite zum Zwecke der Erweiterung des zur Schwemmhöhle führenden Weges, wobei Riechе z. B. an der Nordecke des Knochenfeldes einen fast durch und durch mit Sintermasse durchsetzten und überzogenen Höhlenbärschädel herauszuarbeiten hatte, während Fritz Hase einige Meter weiter aufwärts am Wege arbeitete und am 8. Oktober z. B. wohl erhaltene Reste von Felis antiqua und spelaea zu Tage förderte. Schliefslich mag noch hervorgehoben werden, dafs bei allen diesen Arbeiten am Knochenfelde stets die Reste des Höhlenbären an Menge die übrigen Tierarten übertrafen und dafs, wie schon früher an dieser Stelle, eigentümlich zerschlagene und abgeschliffene Knochen in grofser Menge aufgefunden wurden. Hiermit schlossen am 8. Oktober die Arbeiten des Jahres 1892 ab. Den damaligen Stand der Arbeiten habe ich am 13. Oktober desselben Jahres in einem Vortrage dargelegt, den ich im hiesigen Verein für Naturwissenschaft hielt und über welchen im „Braunschweiger Tageblatt“ vom 20. Oktober 1892 (Abendbl. Nr. 494) und in den Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Wien 1892 (Sitzungsberichte S. 107/8) berichtet worden ist.

Im Jahre **1893** wurden von mir die Ausgrabungen am Knochenfelde in den Tagen am 25. bis 29. Mai mit Hülfe der beiden bewährten Arbeiter Karl und Fritz Wolf fortgesetzt, wobei Karl

Wolf hauptsächlich das im vorigen Herbste von seinem Sohne jenseits der Sinterbrücke hergestellte Loch erweiterte, und Fritz Wolf neben dem vorspringenden festen Felsen arbeitete, rechts (westlich) von demselben nach Südwesten vorschritt und im wesentlichen an Knochenresten ähnliche Funde wie bisher machte. Von besonderem Interesse war dabei ein am 27. Mai von Fritz Wolf aufgefundener Höhlenbär-Eckzahn, der offenbar an der Spitze von Menschenhand schräg abgeschliffen ist (Taf. I, Fig. 1). Gleichzeitig fand derselbe noch den Wirbel eines grofsen Pflanzenfressers, während sein Vater einen schönen Wolfskiefer zu Tage förderte. — In den Tagen vom 3. bis 7. Oktober 1893 wurden von mir die Ausgrabungen am Knochenfelde fortgesetzt unter Mitwirkung von Karl und Fritz Wolf, welch' letzterer erst am 4. Oktober eintrat, sowie einem jüngeren Bruder des letzteren, Christian Wolf. Die Arbeit wurde so verteilt, dafs Karl Wolf das jenseits der Sinterbrücke liegende Loch nach Südosten zu, zur Seite einerseits des „Walfischrückens", andererseits des festen Felsens, auf 7 m Länge und 2 bis 3 m Breite vergröfserte, so dafs der Grundrifs des Loches zuletzt eine Zungenform zeigte, dicht hinter der Sinterdecke 3 m, in der Mitte $2^1/_2$ m und am Ende 2 m breit, während Christian Wolf rechts (westlich) vom festen Felsen nach Südwesten, in der Richtung auf den an dem Knochenfelde hinführenden Weg zu, fortzuschreiten suchte, den er durch Entfernung der Zwischenwand am 5. Oktober erreichte, und Fritz Wolf am 4. Oktober erst neben seinem Bruder arbeitete und sodann durch Unterhöhlung der Sinterdecke unmittelbar links von der Felsecke eine neue Sinterbrücke schuf, unter welcher hindurch er von Westen her das Arbeitsfeld seines Vaters erreichte, das er an diesem und dem folgenden Tage mit erweiterte. Die letzten beiden Arbeitstage im Oktober beschäftigte ich alle drei Arbeiter mit der Vertiefung und Verbreiterung des zum Knochenfelde hinauf führenden Weges, wobei sich viele Knochen, zum Teil auch wieder offenbar von Menschenhand bearbeitete, fanden. Ebensolche Stücke (dabei auch ein Knochen mit künstlich eingeschnittenem Loche) hatten sich besonders am 3. und 4. Oktober an dem Arbeitsfelde von Karl Wolf gefunden, von dem auch am 5. Oktober ein Wildkatzenkiefer und schöne Knochenbreccien entdeckt wurden, während Christian Wolf am 3. und 4. Oktober verschiedene Wolfs- und Löwenreste auffand. Bei der Verbreiterung des Weges hatte Christian Wolf am 6. und 7. Oktober an derselben Stelle die Arbeit zu vollenden, wo ein Jahr früher der Arbeiter Rieche einen Bärenschädel aus einer starken Sintermasse zu lösen hatte. Hiermit schlossen die Arbeiten das Jahres 1893.

Im Jahre **1894** arbeitete ich zunächst vom 15. bis 19. Mai mit

den beiden bewährten Arbeitern Karl und Fritz Wolf an einer Erweiterung und Vertiefung des neben dem Knochenfelde hinführenden Weges zur darüber liegenden Schwemmhöhle. Es fanden sich Knochenreste derselben Tierformen, die schon früher hier zur Ausgrabung gelangt waren, und zwischen denselben zerstreut liegend gespaltene und scheinbar abgeschliffene Knochensplittern, wie sie sich früher hier dargeboten hatten. Am 19. Mai, als Fritz Wolf ungefähr an derselben Stelle arbeitete, wo Christian Wolf am 5. Oktober 1893 zuletzt thätig war, entdeckte der erstere zunächst links (östlich) vom Wege in einer Tiefe von etwa 1 m die etwas entfernt voneinander liegenden beiden Hälften eines zersprungenen kleinen Feuersteinschabers (Taf. II, Fig. 6 u. Taf. III, Fig. 6 a) und auf der rechten (westlichen) Seite des Weges unmittelbar gegenüber, etwa $^1/_2$ m tief, ein kleines etwa viereckiges und etwas abgeplattetes Stück von Magneteisen, das offenbar auch die Spuren menschlicher Bearbeitung bezw. menschlichen Gebrauches trägt (Taf. I, Fig. 6). Ebenderselbe fand kurz nachher, etwa 30 cm von dem Magneteisen entfernt, in der Richtung nach Süden zu, auf derselben Seite des Weges ein neues Feuersteingerät (Taf. II, Fig. 4 u. Taf. III, Fig. 4 a) von der Form einer dicken Pfeilspitze in einer Tiefe von etwa 75 cm unter der Sinterdecke, daneben Reste vom Höhlenwolf, Höhlenbären, Schneehasen u. s. w. — Diese interessanten Funde, die wegen des notwendigen Abbruchs der Arbeiten im Augenblick nicht weiter verfolgt werden konnten, regten zu einer Fortsetzung der Ausgrabungen an dem Wege über dem Knochenfelde an, die ich in den Tagen vom 28. Juli bis zum 10. August zur Ausführung brachte, und zwar wiederum unter Mitwirkung der beiden kundigen Arbeiter Karl und Fritz Wolf. — Bei der Vertiefung des nach Süden bezw. Südwesten ansteigenden Weges mufsten mehrere Terrassen gebildet werden. In der Regel arbeitete Karl Wolf an der unteren, Fritz Wolf an der oberen Terrasse. Eine sehr grofse Schwierigkeit bestand in der Entfernung des ausgegrabenen Schuttes und der sich bei der Arbeit lösenden kleinen und gröfseren Felsblöcke, die eine Zeit lang von den Arbeitern mauerähnlich an den Seiten aufgetürmt wurden, um in die Tiefe fortschreiten zu können, bis dann an den Seiten keine Blöcke mehr aufgebracht werden konnten und das Material auf eine weitere Entfernung fortgeschafft werden mufste. Viel Zeit war auf die notwendigen Sicherungsmafsregeln zu verwenden, um Unglücksfälle, die durch das Einstürzen der hoch aufgetürmten Seitenwände hätten entstehen können, zu vermeiden. Hierdurch ist es bedingt, dafs die Arbeiten nicht regelrecht von unten nach oben (von Norden nach Süden) fortschreiten konnten, sondern dafs ziemlich regellos, wenn in der Höhe im Süden ein gewisser Punkt erreicht war, wieder in der

Tiefe, mehr nördlich, eine neue Reihe von Ausgrabungen begann. Zum Verständnis der Fundstellen dieser Arbeits-Periode ist eine genaue Schilderung des in Betracht kommenden Weges, wie er sich allmählich durch die verschiedenen Ausgrabungen gestaltet hat, wünschenswert. Der Anstieg zum Knochenfelde beginnt etwa 5 m südlich bezw. südsüdwestlich von der vorspringenden Felsnase, um welche der von dem Schuttkegel kommende Weg in scharfer Biegung herumführt, um nach Westen zu an dem „Ochsenhange“ und der „Wolfsschlucht“ vorbei und über die obere „Höhlenlehmterrasse“ das westliche Ende der Neuen Baumannshöhle mit dem 1890/91 ausgeführten neuen Eingange zu erreichen, und steigt zunächst $2^1/_2$ bis 3 m weit sanft an, führt dann etwa 5 m weit ziemlich horizontal und gerade am Knochenfelde hin, biegt sich darauf, noch immer das Knochenfeld berührend, auf eine Strecke von etwa $3^1/_2$ m etwas nach links, steigt dann $1^1/_2$ m weit steiler an, biegt darauf wieder mehr nach rechts, um etwa 5 m weit horizontal zu verlaufen, worauf dann eine starke Umbiegung nach rechts, ungefähr in westsüdwestlicher Richtung folgt, wobei anfangs etwa 2,80 m lang ein gelinder Anstieg und darauf etwa 3 m weit eine stärkere Steigung stattfindet. Dies war im September 1892 das Arbeitsfeld des Bergmanns Stein gewesen, der dabei unterstützt wurde von dem Arbeiter Rieche und zum Teil auch von Fritz Wolf. Auch hatten in den vorderen Teilen dieser Strecke schon im September 1891 der Höhlenführer Christ. Streitenberg und der Waldarbeiter Kober gearbeitet. Die Funde, die jetzt im Juli und August 1894 hier gemacht wurden, lagen hauptsächlich zwischen der Fundstelle der Feuersteingeräte und des Magneteisenstückes vom 19. Mai 1894 einerseits und der scharfen Umbiegung des Weges (5 bis 6 m vor dem bisherigen Endpunkte desselben) andererseits. Am 28. Juli zeichneten sich die Funde beider Arbeiter durch die grofse Zahl beigemengter abgeschliffener Knochensplittern aus. Vom 30. Juli an wurden zahlreichere Reste von Höhlenwolf und kleineren Raubtieren gefunden. In den ersten Augusttagen fiel das häufigere Vorkommen von fremden Geschieben auf, wie Kieselschiefer, Kiesel u. s. w. Dabei zeigte sich eine höchstwahrscheinlich mit einem Feuersteinmesser angeschnittene Phalange. Am 3. August fand Fritz Wolf zur rechten Seite des Weges, etwa in der Mitte des geschilderten Arbeitsgebietes, einen ausgezeichneten Feuerstein-Hohlschaber (Taf. II, Fig. 2 u. Taf. III, Fig. 2 a), der unter einem vorspringenden Blocke, etwa $1^1/_2$ m tief, unter der Sinterdecke im Schutt gelegen hatte. Die Fundstelle ist in der Höhle selbst durch Abhacken der Sinterkruste des Daches der Schwemmhöhle an einer Stelle, die senkrecht darüber liegt, genau bezeichnet. — Am 7. August wurde eine neue Arbeitsstelle rechts vom Wege, dicht vor der oben geschil-

derten starken Umbiegung nach rechts, in Angriff genommen. Das Arbeiten wurde immer schwieriger und weniger ergiebig, und es war am Mittage des 7. August schon das Verlassen dieser Arbeitsstelle und überhaupt des Knochenfeldes und der darüber liegenden Schwemmhöhle für den folgenden Tag in Aussicht genommen, als Fritz Wolf am Nachmittage desselben Tages wieder einen dicken rundlichen Feuersteinschaber (Taf. II, Fig. 3 u. Taf. III, Fig. 3a) von mittlerer Gröfse entdeckte, der wenige Meter vor der erwähnten Umbiegungsstelle zur Rechten des Weges beim Abbrechen einer Schuttwand mit hinuntergestürzt war und nach Lage der Verhältnisse ungefähr $^3/_4$ m unter der Sinterdecke gelegen haben mufste. Beim Abschreiten des Weges von dem Arbeitstische unter dem Schuttkegel bis hierher mufste ich 33 Schritte machen; doch ist hierbei der Schritt nur ungefähr zu $^1/_2$ m zu rechnen; genaue Ausmessungen, soweit sie in dem schwierigen Terrain sich ausführen liefsen, ergaben von dem ersten Anstieg des Weges zum Knochenfelde bis hierher etwa 15 bis 16 m. Die Entfernung dieser südwestlichsten Fundstelle eines Feuersteingerätes von derjenigen im Mai 1894 beträgt 8 bis 9 m, von der Fundstelle im Herbst 1892 10 bis 11 m, während die letzteren untereinander etwa 7 m entfernt sind. — Dieser neue Fund eines Feuersteingerätes veranlafste mich, die Arbeiten an dieser Stelle noch einige Tage fortzusetzen, wobei sich besonders viele beigemengte, zum Teil grofse fremde Geschiebe, ferner die Knochen eines grofsen Wiederkäuers und einige Reste von Felis antiqua neben vielen Höhlenbärresten bemerklich machten. — Trotz der verlockenden Aussicht auf weitere Funde von Feuersteingeräten zwang uns die grofse Gefahr, unter der die Arbeiten ausgeführt werden mufsten, dazu, diese Arbeitsstätte vorläufig zu verlassen. Hatten wir doch z. B. eine hohe, gröfstenteils aus fester, brückenartig unterhöhlten Sintermasse bestehende Wand zur Linken des Weges, die wir am Sonnabend Abend (4. August) in scheinbar dauernd festem Zustande verlassen und unter der wir tagsüber noch gearbeitet hatten, am Montag früh (6. August) eingestürzt und den ganzen Weg versperrend gefunden! Mit diesem Abschlufs der Arbeiten an und über dem Knochenfelde endigten die Ausgrabungen des Jahres 1894. Über die wichtigsten Ergebnisse der zweijährigen Ausgrabungs-Periode seit Oktober 1892 habe ich im Verein für Naturwissenschaft am 25. Oktober 1894 berichtet (Sonderabdruck des Sitzungsberichtes, ausgegeben am 16. November 1894; IX. Jahresbericht, S. 13/14).

Als ich gemeinsam mit meinem Sohne Otto vom 28. September bis zum 6. Oktober **1895** zusammen mit den beiden gewohnten Arbeitern Karl und Fritz Wolf die Ausgrabungen wieder aufnahm, wurde zunächst, trotz aller geschilderten Schwierigkeiten, nochmals ein Versuch

gemacht, in den oberen und obersten Teilen der Schwemmhöhle, über dem Knochenfelde und dicht über dem Arbeitstische am Fufse des Knochenfeldes zu arbeiten. Da jedoch am 28. und 30. September hier nur wenige Funde gemacht werden konnten und auch die Gefahr eine immer gröfsere wurde, liefs ich vom 1. Oktober an Fritz Wolf am „Ochsenhange“ und Karl Wolf an der „Wolfsschlucht“ arbeiten. An der ersteren Stelle, wo mein Sohn Otto vom 3. Oktober an mit thätig war, wurde ein regelrechter, terrassenförmiger Abbau eingeleitet. Es fanden sich am 2. Oktober ganz oben auf der obersten Terrasse neue Reste vom Wisent (Bos priscus), am 3. Oktober an tieferen Stellen neben zahlreichen Resten von Höhlenbären und kleinen Raubtieren viele abgeschliffene Knochen, ein offenbar von Menschenhand aufgeschlagener Röhrenknochen, ein Gelenkkopf mit verschiedenen künstlichen Einkritzelungen, ein Knochen mit kleinen Einschnitten an der Seite u. dergl. — Die folgenden Tage brachten in verschiedenen Höhen des Hanges und bei verschiedener Tiefe der Ausgrabung ähnliche Funde. An der „Wolfsschlucht“ war Karl Wolf thätig, und zwar anfangs am 1. Oktober mit der Erweiterung der früheren Ausschachtung, wobei sich hauptsächlich Höhlenbärreste fanden. Am 2. Oktober wurde der Zugang zur Wolfsschlucht hauptsächlich auf der Ostseite durch Abgraben der Höhlenlehmablagerung erweitert; am 3. Oktober ebenso auf der Westseite. Sodann ward den Abhang hinauf gearbeitet, wobei sich aufser Höhlenbärresten wieder einzelne Knochen vom Höhlenwolf fanden. Wegen vollständiger Versinterung des Schuttes war das weitere Eindringen in die Tiefe der Ablagerungen in der Wolfsschlucht unmöglich, weshalb sich Karl Wolf vom 5. Oktober an der Erweiterung des vertieften Weges westlich von der „Wolfsschlucht“ nach Westen zu widmete, bei welcher Arbeit er ungefähr bis zu dem steilen Anstiege links von einem gewaltigen herabgefallenen Felsblocke gelangte. — Damit schlossen die Arbeiten des Jahres 1895. Kurz habe ich über die im ganzen nicht sehr ergiebigen Ausgrabungen während des Jahres 1895 im Verein für Naturwissenschaft am 17. Oktober 1895 berichtet (Sonderabdruck des Sitzungsberichtes, ausgegeben am 7. November 1895; X. Jahresbericht, S. 17).

Im Jahre **1896** setzte ich die Ausgrabungen mit Hülfe derselben beiden Arbeiter vom 6. bis 12. Oktober fort. Fritz Wolf konnte nur an den beiden ersten Tagen noch an dem „Ochsenhange“ arbeiten, da die Gefahr eines Einsturzes der freigelegten und zum Teil unterwühlten Seitenwände drohte. Die letzten an dieser Stelle gemachten Funde entsprachen durchaus den früheren, ohne erheblich neues zu bieten, enthielten aber z. B. besonders viele abgeschliffene Knochenfragmente. Am 7. Oktober verliefs ich den unter dem Knochenfelde aufgeschlagenen Arbeitstisch, an dem ich bis dahin auch die Funde

vom „Ochsenhang“ und von der „Wolfsschlucht“ verarbeitet hatte, und richtete den Arbeitstisch in der sog. „Kapelle“ am westlichen Ende der Neuen Baumannshöhle ein, wo früher schon einmal (1891) ein Arbeitsplatz gewesen war. — Karl Wolf hatte inzwischen unter der Wolfsschlucht gearbeitet und sodann die Erweiterung und Vertiefung des Weges westlich von der Wolfsschlucht fortgeführt, wobei viele Höhlenbärreste und an dem sog. „Engpafs“ auch Wisentknochen und gespaltene Bärenknochen, mit Sintermasse umgeben, gefunden wurden. Am 7. Oktober begann er die Vertiefung der kurzen Wegstrecke, die von dem Engpafs steil zur oberen Höhlenlehmterrasse hinaufführt. Hier wurden nun verschiedene gespaltene und abgeschliffene Knochen gefunden, auch solche mit je 1 oder 2 korrespondierenden Zahneindrücken von Raubtieren auf entgegengesetzten Seiten. Ich selbst konnte dabei ferner u. a. einen Knochen ausgraben, der seitlich wie mit einem Steinmesser geritzt war. Vom 8. Oktober an wurde Fritz Wolf ebenfalls an dieser Stelle beschäftigt, und zwar so, dafs er mehr auf der Nordostseite der Höhlenlehmterrasse nach dem früher gegrabenen Probeloche in der Richtung nach Westen vordrang, während sein Vater neben ihm auf der Südseite fortschritt und südlich neben der Probeausschachtung den Weg vertiefte.

Bei diesen Arbeiten fanden sich neben vielen Höhlenbärknochen auch Knochen vom Höhlenwolf und Höhlenlöwen, sowie viele zerschlagene Knochensplitter, offenbar von Menschenhand bearbeitet und abgeschliffen, auch grofse Röhrenknochen, die offenbar zur Markgewinnung zerhackt waren. An den folgenden Tagen arbeiteten beide Arbeiter bis zum Schlufs der Ausgrabungen gemeinsam an der von mir beabsichtigten Vertiefung des Loches bis zu dem anstehenden Gestein, um die Stärke der Höhlenlehm-Ablagerung an dieser Stelle festzustellen. Schliefslich war bei ungefähr 3,30 m Tiefe der feste Grund erreicht, der an dieser Stelle allerdings, wie es scheint, nur von einem grofsen, dem festen Felsen aufliegenden Blocke gebildet wird. Bei dieser unter entsprechender Abstützung der Wände ausgeführten Ausschachtung ergaben sich ähnliche Funde, wie sie früher an dieser Stelle gemacht waren: meist Höhlenbärknochen, zum Teil in starkem Zerfall begriffen. Die auf die Thätigkeit des Menschen hindeutenden Knochensplitter schienen vorzugsweise an dem östlichsten Ende der Höhlenlehmterrasse abgelagert zu sein, wo dieselbe durch einen verengten Teil der Spalte steil zu dem „Engpafs“ abfällt. Hiermit schliefsen die Arbeiten des Jahres 1896 ab. Eine Mitteilung über die wichtigsten Ergebnisse derselben machte ich im Verein für Naturwissenschaft am 21. Januar 1897 (Sonderabdruck des Sitzungsberichtes, ausgegeben am 12. März 1897, X. Jahresbericht, S. 183 u. 184).

Die letzten Arbeiten in der Neuen Baumannshöhle habe ich vom 1. bis 6. Juni 1898 geleitet. Als Hülfsarbeiter hatten die „Harzer Werke“ sieben Bergleute freundlichst zur Verfügung gestellt. Die Aufgabe war, an den interessantesten Fundstellen eine Nachlese zu halten und dieselben zugleich für eine wissenschaftliche Besichtigung leichter zugänglich zu machen. In diesem Sinne arbeiteten in den ersten Junitagen Christ. Streitenberg und Aug. Barthauer an der Verbindungsstelle zwischen der Alten und Neuen Baumannshöhle, Christ. Marre an dem Schuttkegel, und vom 2. Juni an Herm. Prinzler und Heinr. Saatze am „Knochenfelde“ und in der Schwemmhöhle darüber, sowie endlich Heinr. Molle und Carl Gerecke am „Ochsenhange“. Am 4. Juni vertieften und ebneten sodann Christ. Marre und Herm. Prinzler den Weg durch die obere Höhlenlehmterrasse bis zum westlichen Ende der Höhle, während zuletzt Carl Gerecke und Heinr. Saatze den „Engpafs“ vertieften, Christ. Streitenberg die Ausschachtung an der Höhlenlehmterrasse erweiterte und Aug. Barthauer und Heinr. Molle unmittelbar südlich neben der Ausschachtung arbeiteten. Die an diesen verschiedenen Stellen gemachten neuen Funde entsprechen den früheren. Neue Feuersteingeräte wurden nicht entdeckt. — Am „Ochsenhange“ fand ich, wie im Oktober 1896 schon befürchtet wurde, einen Teil der oberen westlichen Sinterwand eingestürzt, sodafs jetzt ein mächtiger Sinterblock mit Knochenbreccie oben in der Mitte des Ochsenhanges liegt. — Eine

Beschreibung der anthropologisch wichtigen Funde

der Neuen Baumannshöhle kann an dieser Stelle sich nicht auf jeden einzelnen Knochen beziehen wollen, der menschliche Thätigkeit zu verraten scheint. Es mag genügen, zunächst zu erwähnen, dafs in dem Schuttkegel in der Mitte der Höhle zwischen unverletzten Röhrenknochen vom Renntier zahlreiche scharfkantige Splittern von Renntierknochen lagen, bei deren immer häufiger werdenden Vorkommnissen mehr und mehr der Gedanke sich befestigen mufste, dafs dieselben nicht vom Vielfrafs bewirkt, sondern vom Menschen hergestellt sind, teils zur Gewinnung des Markes, teils um dieselben, besonders die länglichen, zu Knochenpfriemen u. dergl. zu verarbeiten. — Ferner erinnere ich nochmals zusammenfassend an die Thatsache, dafs an dem „Knochenfelde“, in der „Schwemmhöhle über dem Knochenfelde“, in der benachbarten Schwemmhöhle, die als „Ochsenhang“ bezeichnet wird, und endlich, was mir mit am wichtigsten zu sein scheint, auch an dem östlichen Ende der oberen Höhlenlehm-Terrasse und an deren Abfall nach Osten zu die verschiedenartigsten Knochen von Höhlen-

bären und anderen gröfseren Säugetieren (unter Ausschlufs der Glacialfauna) mit Spuren von Einritzungen, mit eingeschnittenen Kerben und Löchern, mit Schlaglöchern, die bei Röhrenknochen zu den bekannten eigentümlichen Aufspaltungen zur Gewinnung des Markes geführt haben, und dann besonders solche mit eigentümlicher Glättung und Abschleifung der Bruchflächen, bisweilen nur an einem Ende, während das andere mehr oder weniger scharfkantig geblieben ist, sich gefunden haben. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dafs die letzterwähnten Knochen als rohe Falzbeine oder dergl. von seiten des diluvialen Menschen verwendet worden sind. — Auffallend war es, dafs am Knochenfelde ein Stück Magneteisen von flacher quadratischer Form und nicht unbeträchtlicher Gröfse lag, das Spuren menschlicher Thätigkeit aufweist. — Daneben wurden am Knochenfelde gröfsere Mengen versteinerten Holzes aufgefunden, das zwar eine etwa künstlich hergestellte äufsere Form nicht mehr erkennen liefs, von dem es aber höchst wahrscheinlich ist, dafs dasselbe zu Griffen u. dergl. für die Feuersteingeräte gedient hat. Von diesen sind acht Stück, darunter eins in zwei Hälften zersprungen, am Knochenfelde und in den nächstgelegenen Teilen der vom Knochenfelde sich nach Süden ziehenden Schwemmhöhle gefunden worden, die weitest entfernten nicht mehr als ca. 11 m voneinander entfernt liegend. Diese Feuersteingeräte liefern den unumstöfslichen und gänzlich einwandsfreien Beweis für die Existenz des diluvialen Menschen in der Gegend von Rübeland. Sämtliche in der Baumannshöhle aufgefundene Feuersteingeräte sind im Gegensatz zu der künstlichen Feuersteinlamelle der Hermannshöhle auf beiden Flächen, vielleicht durch und durch, milchweifs gefärbt und machen einen porzellanartigen Eindruck. Sie ähneln hierin einem Teile der Feuersteingeräte, welche A. Nehring in den Diluvial-Ablagerungen bei Thiede gefunden hat. Ich vermute mit dem genannten Forscher, dafs es sich hierbei um eine durch spätere molekulare Umlagerungsprozesse hervorgerufene sog. „Patina“ handelt. Aus dem am 1. Oktober 1892 gefundenen Feuersteinschaber hat Prof. J. H. Kloos an dem dicken Ende ein Stück herausschneiden lassen zur Anfertigung mikroskopischer Präparate, um möglichst die Frage der sog. Patinabildung an den Feuersteinen aufzuklären. Es mag noch hinzugefügt werden, dafs die von Nehring abgebildeten lanzenspitzen- oder schaberartigen Feuersteingeräte von Thiede etwas gröfser als die vorliegenden sind, die andererseits in Form und Gröfse viel Ähnlichkeit mit einigen Artefakten von Taubach, sowie solchen aus der Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera und ganz besonders mit einer Lanzenspitze von Moustier besitzen, die ich in Joh. Rankes bekanntem Werke: „Der Mensch“ (Bd. II, S. 423) abgebildet finde. —

Eines dieser Feuersteingeräte, und zwar ein am 8. Oktober 1892 gefundener ganz flacher Schaber von 2 bis 3 cm Durchmesser und unregelmäfsigen Konturen ist leider wenige Stunden nach der Entdeckung wieder verloren gegangen. Die übrigen sieben sind sämtlich auf den beigegebenen Tafeln II und III abgebildet, so dafs dieselben einzeln besprochen werden können bei der nunmehr folgenden

Erläuterung der Tafeln, welche nur Gegenstände aus der Neuen Baumannshöhle, abgebildet nach Photographieen von Fr. Grabowsky, zeigen.

Taf. I. Beispiele geglätteter, abgeschliffener oder sonst bearbeiteter Knochen, abgeschliffener Zahn, versteinertes Holz und Magneteisen (beinahe natürliche Gröfse = 92 : 100).

Fig. 1. Abgeschliffener Eckzahn eines Höhlenbären, gefunden am 27. Mai 1893 am Knochenfelde von Fr. Wolf. Die sehr abgenutzte und mit natürlicher Schlifffläche auf der vom Beschauer abgewandten Seite versehene Zahnkrone ist oben links noch etwas über 1 cm weit erhalten. Die künstliche Schlifffläche, auf welcher mit der Lupe die in etwas verschiedenen Richtungen verlaufenden Längsfurchen deutlich zu erkennen sind, ist schräg, ganz wenig konvex nach der Spitze zu, hauptsächlich durch die mächtige Zahnwurzel hindurch geführt, welche an einigen Stellen noch mit fest versinterter Erde bedeckt ist.

Fig. 2. Fragment eines Röhrenknochens vom Höhlenbären, gefunden im April 1892 am „Ochsenhang“ von Fr. Grabowsky. Die mittleren und die künstlich verjüngten oberen Endteile sind an den Bruchflächen stark geglättet und abgeschliffen, während die nach vorn vortretende Kante des unteren Endes nicht abgeschliffen und auch ein Teil der unteren Ausbuchtung scharfkantig ist (einige scharfkantige Stellen des unteren Endes sind durch frische Bruchstellen entstanden).

Fig. 3. Stück versteinerten Holzes, gefunden am 22. Sept. 1892 im Knochenfeld von H. v. Uslar. Das Stück ist flach, etwas wellig gebogen und etwa 4 bis 5 mm dick. Das Gewicht beträgt etwa 9 g.

Fig. 4. Fragment eines Röhrenknochens vom Höhlenbären, gefunden am 9. Juni 1892 am „Ochsenhang“ von Fr. Wolf. Das Stück ist an allen Rändern offenbar durch Anfassen etwas abgeglättet; das künstlich zugespitzte Ende ist stärker abgeschliffen.

Fig. 5. Fragment eines halbierten kleineren Röhrenknochens, gefunden im März 1892 am Ochsenhang von Fr. Grabowsky. Das Stück zeigt ein rundliches Loch in dem oberen Drittel und ist mit künstlichen Ritzen und Einschnitten auf der dem Beschauer zugewendeten äufseren, konvexen Seite versehen. Die Ränder dieses Knochenstückes sind abgerundet.

Fig. 6. Stück Magneteisen, gefunden am 19. Mai 1894 am Knochenfeld von Fr. Wolf. Das Stück ist flach, etwa 8 bis 12 mm dick, auf der Rückseite gewölbt, hier scheinbar von Menschenhand etwas abgeschliffen. Die Vorderseite ist in den unteren fünf Sechsteln flach, scheinbar künstlich geglättet. Das obere Sechstel springt wenige Millimeter aus dieser Ebene, die nach oben flach konkav sich gestaltet, vor und ist von uneben brüchigem Aussehen. Das Gewicht beträgt 44 g.

Taf. II und **III.** Die sieben erhalten gebliebenen Feuersteingeräte von im

ganzen milchweifser Färbung, auf Tafel II in der Vorderansicht, auf Tafel III entsprechend in der Rückenansicht, sämtlich gefunden am Knochenfelde bezw. in den nahe benachbarten Teilen der darüber liegenden Schwemmhöhle (beinahe natürliche Gröfse = 92 : 100).

Fig. 1 bezw. 1 a. Flacher Feuersteinschaber von im ganzen kurz querelliptischer Form, gefunden am 1. Oktober 1892 von H. v. Uslar in einer Tiefe von 1 m. Die Vorderansicht zeigt mehrere unregelmäfsig entwickelte, vorspringende Kanten, die Rückseite eine mehr oder weniger gleichmäfsig gewölbte Fläche und ganz unten den weit vortretenden Schlagknollen, darunter rechts einen Teil der Schlagfläche. Von der einen Seite der höchsten Wölbung des Schlagknollens ist ein rundliches Stück abgesprengt. Unter und zum Teil durch diese Stelle hindurch ist von der Seite her neuerdings ein keilförmiges Stück zum Zwecke mikroskopischer Untersuchung herausgesägt. An den Rändern finden sich einige Ausrandungen, die wahrscheinlich beim Aussägen neuerdings entstanden sind; die meisten Randkerben sind aber alt und zeigen deutlich die künstliche Bearbeitung von seiten des paläolithischen Menschen. Beide Flächen besitzen Spuren dendritischer Auflagerung. Die dunkleren Flecken in der Abbildung rühren teils von solchen und anderen ähnlichen Auflagerungen, teils (besonders am oberen und unteren Rande) von einer die ganze Masse des Steines durchziehenden graueren Färbung her. Die gröfste Entfernung von der Mitte der Schlagfläche bis zur gröfsten Wölbung der entgegengesetzten Kante beträgt 4,35 cm; der gröfsere Querdurchmesser 5,3 cm; die stärkste Dicke am Schlagknollen mit Hohlzirkel gemessen (wie bei allen folgenden Massen, die die Anwendung des gewöhnlichen Zirkels nicht zuliefsen) 0,8 cm; das Gewicht (nach dem Ausschneiden eines Stückes am Schlagknollen) 10 g.

Fig. 2 bezw. 2 a. Keilförmig sich verflachender Feuersteinhohlschaber von unregelmäfsiger Form, gefunden am 3. August 1894 von Fr. Wolf. Von der Vorderfläche ist offenbar durch kleine sekundäre Schläge nachträglich viel Material entfernt, weshalb die vorspringenden Kanten vielfach ineinander verschlungen laufen; dabei scheint der gröfste Teil der primären Schlagfläche abgesprungen zu sein mit einem flach ausgehöhlten Bruche, dessen Fläche in der oberen Figur gerade nach unten gerichtet ist. Die Ränder zeigen sekundäre Bearbeitung durch kleine Stöfse, ganz besonders die in deutlicher Weise künstlich herausgearbeitete Einbuchtung, die auf Tafel II genau nach oben, auf Tafel III etwas mehr nach links gerichtet ist. Der dunkle Flecken auf der Rückenansicht rührt von einer grauen Verfärbung des sonst porzellanartig weifsen Feuersteines her. An der unteren Grenze dieses dunkeln Bandes liegt die höchste Wölbung des Schlagknollens, der sich am unteren Rande merkwürdigerweise in zwei kleine Schlagknollen teilt. Unter diesen scheint noch ein Teil der Schlagfläche erhalten zu sein. Die gröfste Entfernung von dem vorspringendsten Teile des Schlagknollens bis zur Spitze beträgt 4,45 cm; der gröfste Breitendurchmesser, d. h. die Entfernung der Spitzen der beiden Seitenarme 3,91 cm; die stärkste Dicke an der Wölbung des Schlagknollens 1,06 cm; das Gewicht 9 g.

Fig. 3 bezw. 3 a. Rundlicher, an allen Stellen ziemlich dicker, nach den Rändern sich wenig keilförmig verdünnender Feuersteinhohlschaber mit mehreren durch sekundäre Schläge künstlich herausgearbeiteten Einbuchtungen, gefunden am 7. August 1894 von Fr. Wolf im losgelösten Schutt, vermutlich ursprünglich ca. $^3/_4$ m unter der Sinterdecke gelegen. Die dunkeln Flecken in dem Bilde erklären sich durch eine ziemlich dunkelgraue Verfärbung der Steinmasse. Schlagfläche und Schlagknollen sind auf Tafel II (allerdings unsichtbar) nach rechts unten gerichtet,

auf Tafel III (Ansicht der Rückenfläche) genau nach links. Die Schlagfläche erscheint ganz am Rande als eine von oben nach unten weit ausgedehnte weifse Fläche. Der kleine Halbkreis, der sich rechts daran schliefst, deutet den Anfang des Bulbus an, der hier nicht besonders stark vorgewölbt ist, während sich die durch den Schlag hervorgerufenen, anfangs stärker, zuletzt flacher gebogenen Parallellinien fast bis zur Spitze, selbst im Bilde, erkennen lassen. Gröfste Länge 3,98 cm, Breite 3,68 cm, gröfste Dicke über dem Schlagknollen 1,01 cm, Gewicht 13 g.

Fig. 4 bezw. 4 a. Dicke Pfeil- oder Lanzenspitze von trapezförmiger Gestalt, gefunden am 19. Mai 1894 in einer Tiefe von etwa 75 cm von Fritz Wolf. Vorder- und Rückenfläche zeigen zahlreiche dendritische Auflagerungen, die letztere auch einen grau verfärbten Flecken. Links unterhalb desselben ist der vorspringendste Teil des offenbar vorhanden gewesenen Schlagknollens fortgesprengt. Von der Schlagfläche ist auf Taf. III (Rückseite) eine Andeutung in dem dunkeln Schatten genau am unteren Ende zu sehen. Gröfste Länge 5,0 cm, Breite 3,13 cm, gröfste Dicke (am linken Rande des grauen Fleckens) 1,34 cm, Gewicht 12 g.

Fig. 5 bezw. 5 a. Mäfsig flache Lanzenspitze von unregelmäfsig dreieckig-trapezförmiger Gestalt, von mir gefunden am 30. September 1892 unter den Stücken, welche Karl Wolf am 28. September in einer Tiefe von etwa $1^1/_4$ m ausgegraben hatte. Die Vorderansicht oben zeigt deutlich, wie die stumpfen Ränder durch sekundäre Bearbeitung geformt sind. Beide Flächen zeigen dendritische Auflagerungen in gröfserer Menge und einzelne durch graue Verfärbung des Gesteins bewirkte dunkle Flecken. Der Schlagknollen nimmt fast die ganze untere Hälfte des Gerätes ein und ist zwar flach, aber ziemlich weit vorgewölbt. Bis zur Spitze hin sind die durch den Schlag hervorgerufenen ziemlich parallel verlaufenden flachen Bogenlinien zu erkennen. Die Schlagfläche scheint nicht am untersten Ende zu liegen, sondern etwas schräg zur rechten Seite, wo in der Rückenansicht der tiefste Schatten liegt, als ein schmaler, dunkler Streifen erkennbar. Gröfste Länge 6,05 cm; Breite, d. h. in diesem Falle von der Spitze am unteren Ende der kürzeren Dreiecksseite schräg nach der Basis und auf die andere Seite hinüber gemessen bis zur stärksten Vorwölbung 4,07 cm; gröfste Dicke am Schlagknollen 1,3 cm; Gewicht 14 g.

Fig. 6 bezw. 6 a. Kleiner, unregelmäfsig viereckiger Feuersteinschaber, der in zwei entfernt voneinander liegenden, auf der Bruchfläche mit dendritischen Auflagerungen versehenen Hälften am 19. Mai 1894 etwa 1 m tief von Fritz Wolf gefunden ist. Das kleine Gerät ist von einer bis dahin noch nicht angegriffenen natürlichen Oberfläche eines Feuersteinknollens geschlagen, da die Vorderfläche oben noch teilweise mit der natürlichen porösen, etwas rotgelblich gefärbten Schale versehen ist. Die Ränder zeigen überall künstliche Bearbeitung durch kleine Stöfse. Auf der Rückenfläche ist der kleine Schlagknollen nebst einigen parallelen Bogenlinien zu erkennen. Ein Teil desselben, sowie der am unteren Ende liegenden Schlagfläche ist nachträglich abgesprengt. Gröfste Länge 3,3 cm; Breite an dem vorderen etwas schräg zur Seite gerichteten Ende 2,24 cm; Dicke am Schlagknollen 0,6 cm; Gewicht 4 g.

Fig. 7 bezw. 7 a. Ziemlich flache Pfeil- oder Lanzenspitze von unregelmäfsig dreieckiger Gestalt mit konvexen Rändern, gefunden am 3. Oktober 1892 etwa 1 bis $1^1/_4$ m tief von Herm. v. Uslar. Die Vorderansicht zeigt, dafs die Ränder sekundär sägeartig zugeschärft sind. Ein deutlicher Schlagknollen und eine fast den ganzen unteren Rand des Dreiecks einnehmende Schlagfläche sind auf der Rückseite deutlich zu erkennen. Auf beiden Seiten befinden sich kleine graue Verfärbungen

des sonst porzellanartig weifsen Gesteins. Gröfste Länge von der Mitte des Schlagknollens ab 4,38 cm; gröfste Breitè an der Basis im unteren Drittel 2,88 cm; Dicke über dem Schlagknollen 0,8 cm; Gewicht 7 g.

Anthropologische Ergebnisse.

Die nächstliegenden anthropologischen Schlufsfolgerungen, zu welchen die angeführten Funde in der Hermanns- und Neuen Baumannshöhle Veranlassung geben, dürften folgende sein: Zur Zeit der Diluvial-Ablagerungen in diesen Höhlen, die sich der geologischen Entstehung nach, sowie bei der geringen örtlichen Entfernung voneinander nur gemeinsam erörtern lassen, lebte der paläolithische Mensch in der Gegend von Rübeland. Dafs er die Höhlen selbst zur Wohnung benutzt hat, erscheint noch nicht bewiesen, aber möglich. Er verstand es, Feuersteinlamellen künstlich herzustellen und aus diesen Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, gewöhnliche runde Schaber, messerartige Spanschaber, sowie Hohlschaber zu verfertigen. Nach einem Einzelfunde in der Neuen Baumannshöhle scheint der Diluvialmensch von Rübeland auch ein wegen seiner Schwere und Festigkeit ihm besonders aufgefallenes natürliches Stück Magneteisen versucht zu haben, zu seinen Zwecken sich nutzbar zu machen. Die grofsen Röhrenknochen vom Höhlenbär und wahrscheinlich auch vom Renntier sind zur Markgewinnung aufgeschlagen. Nach den Funden in der Hermannshöhle sind Höhlenbärkiefer zu natürlichen Hämmern verarbeitet und aus den Schulterblättern derselben Tierart Pfriemen u. dergl. herzustellen gesucht. In ähnlicher Weise sind nach den Funden der Neuen Baumannshöhle am Schuttkegel wahrscheinlich auch spanartige Längssplittern der ziemlich fest gefügten Renntierknochen verwendet. Knochensplittern wurden zum Glätten und Falzen benutzt. Mit den Steingeräten wurden an Knochen und Hirschhornenden Einschnitte, Löcher u. dergl. hergestellt u. s. w. — Ob der Mensch schon zur letzten Interglacialzeit oder erst während der letzten Glacialzeit dort gewohnt hat, müfste nach den Funden der Hermannshöhle allein unentschieden bleiben. Der Umstand, dafs dort vorzugsweise Höhlenbärknochen, und zwar auch solche, welche etwas entfernt von glacialen Ablagerungen liegen, die Spuren menschlicher Thätigkeit zeigen, kann für das Erstere, die vollständig von sog. „Patina“ freie Beschaffenheit des Feuersteinmessers für das Letztere sprechen. Die Lagerungsverhältnisse dieses bisher einzigen in der Hermannshöhle gefundenen Feuersteingerätes lassen keine sicheren Schlufsfolgerungen zu, da dasselbe sich an einer Stelle gefunden hat, wo sich zu der älteren Diluvialfauna des „Bärenfriedhofs“ offenbar durch eine seitwärts in diesen Höhlenraum einmündende Querspalte örtlich die jüngere (Glacial-) Fauna hinzugesellt

hatte. Es wird daher zweifelhaft bleiben müssen, ob das Feuersteinmesser ursprünglich den Ablagerungen des Höhlenlehms angehört hat oder durch die Seitenspalte zusammen mit den Ablagerungen der Glacialzeit eingeschwemmt worden ist.

Etwas gewichtigere Beweise dafür, dafs der paläolithische Mensch auch schon in der letzten Interglacialzeit bei Rübeland gelebt hat, bieten die Funde der Neuen Baumannshöhle. Zwar sind die sämtlichen Feuersteingeräte auch hier an Stellen gefunden (Knochenfeld und Schwemmhöhle darüber), an welchen ältere und jüngere Faunen, ältere und jüngere Diluvialablagerungen sich aus ähnlichen Gründen, wie in der Hermannshöhle, offenbar durch spätere Katastrophen gemischt haben. Dasselbe gilt von den geglätteten und Spuren menschlicher Thätigkeit tragenden Knochen des Ochsenhanges, wo ebenfalls die ältere Diluvialfauna mit glacialen Tierformen gemischt ist. Nur die obere Höhlenlehmterrasse am westlichen Ende der Neuen Baumannshöhle, an deren östlichem Ende sich auch geglättete und offenbar von Menschen bearbeitete Tierknochen gefunden haben, macht nach den Ergebnissen der bisherigen Ausgrabungen ganz den Eindruck, als ob sie vollständig unangerührt seit einer älteren Diluvialzeit, d. h. seit der letzten Interglacial-Periode, gelegen hätte. —

Hierzu bemerke ich noch, dafs die Ausgrabungen in der Neuen Baumannshöhle noch fortgesetzt werden sollen, und dafs nach den zukünftigen Ausgrabungsergebnissen und nach dem Abschlusse der Untersuchung des sehr umfangreichen zoologischen Materials, von welchem im vorstehenden nur die besonders auffallenden und charakteristischen Stücke berücksichtigt werden konnten, um die betreffenden Faunen zu kennzeichnen, sich vielleicht in dieser Frage noch neue Gesichtspunkte ergeben. —

Schliefslich fühle ich mich gedrungen, den hohen Staatsbehörden, der Gemeinde Rübeland, der Direktion und den Beamten der „Harzer Werke“, sowie allen Privatpersonen, welche uns bei der Erforschung der Rübeländer Höhlen unterstützt haben, den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Abgeschliffener Zahn, bearbeitete Knochen, versteinertes Holz-Stück und Magneteisen aus der Neuen Baumannshöhle.

1 Abgeschliffener Eckzahn eines Höhlenbären. 2 4 5 Bearbeitete Knochen.
3 Versteinertes Holz-Stück. 6 Magneteisen.

Sieben paläolithische Feuersteingeräte aus der Neuen Baumannshöhle.

Vorderansicht.

Sieben paläolithische Feuersteingeräte aus der Neuen Baumannshöhle.

Rückenansicht.

Die Lübbensteine bei Helmstedt.

Von **F. Grabowsky.**

Ungefähr einen Kilometer westlich von dem alten Kloster Marienberg zieht sich in der Richtung von Süd nach Nord ein aus diluvialen Kiesen bestehender Hügelrücken hin, zu dem man von Helmstedt aus ganz allmählich ansteigt, während er nach Westen zu steiler in die Ebene abfällt. Seine Höhe dürfte etwa 150 m über dem Meere betragen. Die Landstrafse von Helmstedt nach Braunschweig führt über den Hügelrücken hinweg, der den Namen Cornelius- oder St. Annenberg, auch Zitannenberg führt. Schon von weither sind auf dem nördlich von der Chaussee belegenen Teile desselben zwei grofse, bei Sonnenlicht weit leuchtende Steingruppen sichtbar, die etwa 30 Schritt nördlich von der Chaussee und etwa 170 Schritt von einander entfernt liegen. Es sind die den Bewohnern der Umgebung und auch den Braunschweigern im allgemeinen wohl bekannten Lübbensteine.

Eine Beschreibung derselben dürfte um so mehr zu rechtfertigen sein, als sich sehr widersprechende Angaben in der zahlreichen Litteratur, die ich am Schlusse chronologisch anführe, finden, und selbst heute noch, auch in gebildeten Kreisen, falsche Deutungen der Lübbensteine zu hören sind. Es sind, was ich von vornherein — auf Grund der Ergebnisse der neueren vorgeschichtlichen Forschung — sagen möchte, Steinkammergräber aus neolithischer Zeit, und somit wohl die ältesten vorhandenen Denkmäler aus jener fernen Vorzeit Braunschweigs.

Im Jahre 1893 haben die Herren E. Krause und Dr. O. Schötensack eine Arbeit über die megalithischen oder Steinkammergräber Deutschlands begonnen und zunächst die der Altmark beschrieben und abgebildet [1]). In der Einleitung zu dieser vortrefflichen Arbeit führen die genannten Herren eine Reihe wertvoller allgemeiner Gesichtspunkte in bezug auf die Anlage und Verbreitung der Steinkammergräber auf,

---

[1]) In Zeitschrift für Ethnologie 1893, S. 1 bis 65. Mit 9 Tafeln.

die niemand bei der Beschreibung derartiger Gräber jetzt unberücksichtigt lassen darf, und die auch in bezug auf die Lübbensteine so zutreffend sind, dafs ich wiederholt darauf hinweisen werde.

Bekanntlich finden sich aus rohen Gesteinsblöcken errichtete, meist unter den Namen Hünengräber, Hünenbetten oder Dolmen bekannte Steinkammergräber auf den britischen Inseln, in Holland, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, auf der iberischen Halbinsel, in Süditalien, auf Korsika und den Balearen, aber auch in Nordafrika, Vorderindien, Japan und Korea vor. „Nur dort dürfen wir sie — nach Krause und Schötensack [1]) — überhaupt erwarten, wo das Material dem mit geringen Hilfsmitteln ausgestatteten Menschen der Vorzeit bequem sich darbot.“ Sehen wir nun zunächst, ob diese Vorbedingung für die neolithische Bevölkerung bei Helmstedt vorhanden war. Während im norddeutschen Flachlande ausschliefslich die dort vorkommenden mächtigen nordischen Geschiebe, aus Graniten und Gneisen bestehend, zum Bau der Steinkammergräber verwandt sind, wurden von den früheren Bewohnern der Provinz Sachsen die am Fufse der mitteldeutschen Gebirge zu Tage tretenden bankartig geschichteten oder plattig abgesonderten Gesteine zum Bau derselben genommen.

Der Bevölkerung bei Helmstedt stand beides nicht zu Gebote, aber dafür lieferte ihnen die Gegend die sogenannten Knollensteine, bei Helmstedt auch „Haftsteine“ genannt. Sie finden sich als Konkretionen in den tertiären Sanden oligocänen Alters über den älteren Braunkohlen, hin und wieder auch im Diluvium als Teil einer Lokalmoräne und bestehen aus Braunkohlenquarzit, einem weichen, grauen Gestein von zuckerartiger Struktur. Dafs sie an Mächtigkeit den nordischen Geschiebekolossen, wenn auch nicht ganz gleichkommen, so doch nicht viel nachstehen, wird zur Genüge aus den später angeführten Mafsen einzelner Blöcke zu ersehen sein. Wodurch sie sich aber von diesen äufserlich ganz besonders auffallend unterscheiden, ist ihre unebene, gekröseartige oder knollige, glasiert erscheinende Oberfläche, die viele, oft tiefe, napf- und muldenförmige natürliche Auswaschungen zeigt, — welche von einzelnen Autoren, z. B. Conring, als künstliche Vertiefungen angesehen wurden. — Um so merkwürdiger erscheint es, wenn die Lübbensteine in der Litteratur vielfach als „Granite“ bespro-chen werden; es scheint fast, als ob nur recht wenige von den vielen Berichterstattern sie selbst untersucht, die meisten dagegen nur vom Hörensagen berichtet haben. Nur Prof. C. Marx (15) deutet die Steine bereits im Jahre 1836 richtig und beschreibt sie mit folgenden Worten: „Das ganze Gebilde (er spricht vom untersten Kohlenlager) hat zur

---

[1]) A. a. O., S. 2.

Decke einen feinen Quarzsand, zuweilen sandige Kalkmassen und Gerölle. Hieraus werden auch viele einzelne, seltsam gestaltete, nierenförmige oder knollig an- und übereinander gewachsene Brocken eines sehr kompakten und harten Quarzsandsteines (von wahrscheinlich späterer chemischer Entstehung) ausgegraben, welche in der ganzen Gegend mehrfach, namentlich als Ecksteine benutzt werden. Sie sind oft von beträchtlicher Gröfse und zu ihnen sind die grofsen, vielleicht einem Hünengrabe entnommenen Steinklumpen zu rechnen, welche vor Helmstedt, an der Chaussee nach Braunschweig, auf der Anhöhe, Corneliusberg genannt, beisammen liegen.“ — Wenn dieser Autor also auch die Gräber als solche nicht erkannt hat, ist er doch der einzige, der richtige Angaben über das Gestein macht.

Urkundlich sollen nach P. J. Meier (25) die Lübbensteine als Örtlichkeit bereits im Jahre 1439 erwähnt werden. Leider citiert er die betreffende Urkunde nicht und es ist mir deshalb nicht möglich gewesen, mich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen. Auch 1488 werden sie nur als Örtlichkeit erwähnt. Es hat damals Ludolf von Sander, Probst des Jungfräulichen Klosters Marienberg vor Helmstedt, im Namen der Priorin und des ganzen Convents und in Gegenwart des Weihbischofs zu Halberstadt, Matthias, auf das Pfarrrecht, so dem Kloster in St. Annen Capellen untern Lübbenstein gelegen von Alters her zugestanden, verzichtet [1]). Ich fand sie ferner erwähnt in einer Urkunde Heinrichs des Älteren vom Jahre 1502 [abgedruckt bei Leisching (5), S. 10 bis 11], worin derselbe dem Rat der Stadt Helmstedt die Erlaubnis giebt „dat se moghen eyne Capellen unde sekenhus buwen under deme Lubbenstene darsulvest vor Helmstede, in unsern Vorstendome belegen, in de ere Goddes unde in de ere sunte Annen unde sunte Job tho behoff armer lüde“ u. s. w. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wird der Name dann in vielen Urkunden als Örtlichkeit erwähnt. Dann trifft man erst im Jahre 1653 in Merians Topographie (1), nicht im Text, sondern nur auf dem Kupfer Helmstetum Saxoniae civitas unter w die „Sepulchra Giganten: Cornelioberg“. Corneliusberg wurde er nach dem berühmten Aristoteliker Cornelius Martini (geb. 1568, gest. 1621) benannt, der nach Dr. Münter (11) bei den Lübbensteinen physische (?) Experimente anzustellen pflegte. Ballenstedt (13) erzählt sogar, dafs der Berg deshalb Corneliusberg genannt würde, „weil ein ehemaliger Professor, dessen Vorname Cornelius war, auf demselben Collegia las und den gröfsten von diesen kolossalen Steinen zu seinem Katheder gebrauchte, ein Einfall, der in

---

[1]) M. Heinrich Meybaums Sen. Chronicon des Jungfräulichen Klosters Marienberg vor Helmstedt. Von J. G. Leuckfeld, 1723, Seite 75.

unseren (Ballenstedts) Zeiten von den ehemaligen dankbaren Schülern der Julia Carolina wiederholt und nachgeahmt, und wo von einem derselben eine schöne lateinische Rede zum Andenken der Universität Helmstedt gehalten wurde".

Die Nähe der Universität läfst es eigentlich selbstverständlich erscheinen, dafs auch einer der Professoren sich mit den Lübbensteinen beschäftigt hat, und in der That ist es kein anderer als der berühmte Rechtslehrer Hermann Conring (2), dem wir aus dem Jahre 1665 die erste ausführlichere Nachricht über dieselben verdanken, die ich, da die späteren Autoren immer auf dieselbe zurückgreifen, im Wortlaut hier anführen will. Er schreibt (p. 25): „Nomen monumento nostro Helmestadiensi adhuc superesse a Lübbone, quia Lübbenstein appellatur: hoc nominis autem ante diluvium non coepisse, quoniam nulla traditione potuerit ad posteros propagari." Und weiter (p. 41): „Caeterum prolixius debito persecuti tertiam objectionem, paucis duntaxat ad quartam respondebimus. Et vero est ea laevis momenti. Fatemus siquidem, Lübbonis nomen saxeo nostro Helmestadiensi monumento longissime post diluvium esse inditum; et si quod nomen singulare ab ipsis structoribus acceperit, illius memoriam dudum periisse. Nec tamen aut qua de causa coeperit appellari Lübbonis saxum, aut quo primum tempore, equidem asseruerim. Forte ortum nomen quod Lübbo quidam vir magni nominis vicinum omnem agrum quondam possederit. Et vero etsi hodie hisce in regionibus inter virilia nomina illud Lubbonis exsoleverit, nec in monumentis Saxoniae quisquam id nominis memoretur: quoniam tamen hodieque in Frisiis familiare est, non est fas cum nonnullis vocis illius fabulosam etymologiam comminisci. Fortassis sancto Ludgero Frisio, primo hisce in terris Christianae religionis propagatori, hic popularis ejus contra paganorum vim defensor a Carolo datus est. ..... Sed ut ante dixi, de Lübbone isto certi quod dicam nihil habeo: ex Frisium fuisse non nisi levis conjecturae est." — Zur Beschreibung des Denkmals übergehend, schreibt Conring (p. 47): „Et vero si nostrum hoc Helmestadiense cum cura spectaveris, apparebit haud difficulter, inter quatuor illa grandia saxa aliis imposita commode potuisse ipsa *ὁλόκαυστα* immolatorum animalium grandiorum sacrificia celebrari. In circumpositis saxis minoribus etiamnum superant arte factae cavitates, libaminibus, mellis forte et lactis aliarumque rerum, excipiendis idoneae: in uno et ansula reperitur, quales olim precantes genibus ad aras flexis manibus prehenderunt, ut haud immerito dixeris, quot saxa sunt circumposita, totidem ibi minores fuisse aras. Indubie isthaec omnia hodieque manifestiora essent, nisi et longa aetas plaeraque corrupisset, et omnia quae loco potuere moveri vi disjecta, reliqua autem ferro mutilata essent a

posteris Christianis. Ita sane observare est, in eodem quo Lübbonis istud saxum quod appellatur superest monte, simile opus aliud olim fuisse structum, cujus nunc pauca duntaxat saxa, majora in dubie reliquis quae periere, visuntur humanam industriam liquido testantia. — Quin fama per traditionem accepta fertur, similia quaedam olim et in illo ex adversa oppidi parte nigro quem appellant monte erica obsito fuisse: certa disjecta huc illuc saxa complura, etsi multum Lübbonianis minora, ibi videre est, quaedam dicuntur in proximum Ludgeri coenobium translata. Utrobique porro ad pedem montium superest piscina quaedam sacrificiis aptissima. Et ex utroque monte in omnem agrum vicinum late patet prospectus, ut ille hinc commodissime lustrari potuerit; forte et ambarvalia celebrata sunt. — Hisce meis conjecturis, non diffitebor tamen, opponi haud immerito prox illud, quod Romani scriptores veteres memorent Germanos quondam non nisi in lucis sacrificasse diis suis: nostra autem haec saxea opera sylvis quidem pene undique sint circumdata extra tamen illas collocata. At vero et propiores quondam fuisse oppido sylvas, praesertim illam quae Coenobium Marienthalense amplectitut, certum est; et multum mutavit apud Germanos populos omnes religiosus daemonum cultus ab eo cruore quem Tacitus aliique istius aevi providerunt.“ — Endlich schliefst Conring seine Ausführungen über die Lübbensteine mit folgenden Sätzen (p. 126): „Igitur haec loca jam ante diluvium fuisse a gigantibus culta et ipsum Helmestadii nomen jam tum a Gothis incolis antiquissimis caepisse, post Caüchos mox Thuringos deinde Saxones hic imperasse et idolatria insigne fuisse vicinum Lübbonis saxum quod appellant, non vanis argumentis, si non demonstravimus, saltim perquam verosimile fortasse fecimus. — Jam vero Caroli Magni felicissimis armis cum per universam Saxoniam daemonum sacra fuerint destructa, indubie tunc eadem et hic abolita sunt, ac Christiana religio coli coepit.“ Fassen wir die Ansicht Conrings zusammen, so ergiebt sich kurz Folgendes: Selbst Friese von Geburt, ist er sehr geneigt anzunehmen, dafs die Steine von einem friesischen Häuptlinge Lübbo ihren Namen haben, der dort in der Gegend etwa Landbesitze hatte und im Gefolge des aus Friesland stammenden heiligen Ludgerus nach Helmstedt kam. Dafs sie, wie man angenommen hat, Gräber vorsintflutlicher Riesen seien, glaubt er nicht. Vielmehr meint er Grund zur Annahme zu haben, dafs die Lübbensteine Orte des Götzendienstes gewesen sind; denn auf beiden Seiten am Fufse des Berges seien noch Reste von Weihern (piscina), die zu Opfern sehr geeignet waren. Auch hatte man von allen Seiten des Berges eine freie Aussicht über das benachbarte Land, so dafs dieses sehr bequem beobachtet werden konnte. Vielleicht,

meint er, sind hier auch Ambarvalien, d. h. Frühlingsopfer, gefeiert worden.

Erst im Jahre 1709 beschäftigt sich dann Eccard (3) wieder mit den Lübbensteinen. Er glaubt, dafs sie zum Andenken eines berühmten Mannes Namens Lübbo errichtet sind und zwar von den Sachsen, die Nachfolger der Thüringer in dieser Gegend wurden. Lübbo oder Lubbo sei zusammengezogen aus Luberti oder Ludberti und bedeute „populi splendor“. Die anderen Monumente seien für andere berühmte Männer errichtet, die vielleicht in einer Schlacht fielen, deren Andenken verloren gegangen ist.

Calvör hebt 1714 (4) zuerst die Orientierung der Lübbensteine zwischen Süden und Norden hervor, und schliefst daraus, dafs das, „was man da findet, ein heydnisches Funerale gewesen, darunter etwa einer oder auch wohl mehr grofse heydnische Helden, die etwan in einem daselbst gehaltenen Treffen geblieben, begraben liegen. Es gehöret hieher die alte Tradition, dafs bei Helmsted in heydnischen Zeiten ein grofses Treffen geschehen sey, da man den in der Schlacht gebliebenen König in seinem güldenen Helm daselbst begraben. Die Soldaten und Krieges-Leute aber hätten nach uhraltem Gebrauch ein jeglicher seinen Helm voll Erde gefüllet und dieselbe über die Gebeine und Grab ihres Königs oder Feld-Herrn geschüttet, darvon obgemeldter Berg erwachsen und das damahls nechst angebaueter Flecken von denen Helmen genennet sey Helmenstet oder Helmstet.“

Schon im folgenden Jahre 1715 finden wir die Lübbensteine von Leisching (5) wieder erwähnt. Er erzählt, dafs vor 19 Jahren der Abt des Klosters Marienthal, Jo. Andr. Schmidt, auf Befehl Anton Ulrichs Ausgrabungen bei den Lübbensteinen vorgenommen habe. Im Inneren habe er nichts gefunden, aufserhalb desselben sei er aber auf Kohle und Thierknochen gestofsen. —

Keysler (6), der folgende Autor, giebt uns im Jahre 1720 endlich auch eine Abbildung der Lübbensteine, die wir in Fig. 1 wiedergeben. Sonst weifs er nichts Neues mitzuteilen.

Chr. L. Scheidius (7) teilt im Jahre 1750 aus hinterlassenen Manuskripten J. G. Eccards Folgendes mit (p. 72): „Prope tumulum Lubbonis Helmstadiensem inventa sunt a celeberrimo Abbate D. Schmidio animalium ossa semicombusta, quae et in aliis collibus sepulcralibus offendas. Armillae, annuli, fibulae, acus discriminatoriae, pectines, arma clavesque navales inter cineres in urnis reperiuntur; aliquando et gemmae et pecunia ab hoste recepta.“ Scheidius weifs auch weiterhin mitzuteilen, dafs die von Abt Schmidt gefundenen Knochen Pferdeknochen gewesen seien. —

Im Jahre 1794 schreibt ein anonymer Verfasser (8) in seinen

Reisebriefen, dafs auf dem St. Annenberge bei Helmstedt der aufgehenden Sonne geopfert sein soll. „Wenn dieses“, fährt er fort, „indessen auch nicht zu beweisen sein sollte, immerhin bleibt das noch jetzt daselbst vorhandene Denkmal des Altertums ehrwürdig und bemerkenswert. Fünf grofse Steine, deren jeder ein längliches Viereck ist, sind hier dergestalt auf einer Grundlage errichtet worden, dafs zwischen jedem auf der langen Seite ein Zwischenraum ist. Der vierte ist zur

Fig. 1.

Die Lübbensteine 1720. Nach Keysler.

Hälfte, der fünfte aber auf seiner Grundlage bereits ganz umgefallen. Der Platz, auf welchem dieses Altertum steht, hatte einst eine Einfassung, die ein längliches Viereck bildete, und wovon noch jetzt einzelne Steine aus der Erde hervorragen. Da man innerhalb dieser Einfassung beim Nachgraben Gebeine, Kohlen und Asche gefunden hat, so mag hier zugleich ein Begräbnisplatz der alten Heiden gewesen sein.“

Hassel und Bege erwähnen in ihrer geographisch-statistischen Beschreibung der Umgegend von Helmstedt (9) die unter dem Namen der Lübbensteine bekannten „Granitblöcke“. —

Im Jahre 1809 schreibt ein ungenannter Autor „über die Lübben-

steine, ein sehr merkwürdiges Denkmal des Altertums auf dem Sankt Annen- oder Corneliusberge bei Helmstaedt (10)“. Er erwähnt die Ansichten Conrings und Eccards über dieselben und schliefst sich den letzteren an; auch die übrige Litteratur ist ihm bekannt. „Aufser diesen Lübbensteinen“, sagt er zum Schlufs seiner Ausführungen, „findet sich jetzt kein einziges Denkmal der Art mehr in den übrigen Gegenden um Helmstädt. Vormals lagen mehrere dergleichen Steine auf diesem und anderen benachbarten Hügeln, wo wahrscheinlich auch Helden der Vorzeit getötet, und ihre Asche begraben war, besonders auf dem sogenannten schwarzen Berge, einem Hügel gegen Mitternacht von Helmstädt ostwärts des Weges nach Marienthal. Als aber im Anfange des vorigen Jahrhunderts das damalige Stift Ludgeri ein neues Conventsgebäude errichten liefs, so wurden diese Steine vom schwarzen Berge weggeholt und wegen der niedrigen und sumpfigen Lage des Stifts zum sichern Grundbau verbraucht. Ebenso wäre es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beinahe den Lübbensteinen gegangen. Als nämlich die Haushaltsgebäude des Klosters Marienberg durch eine grofse Feuersbrunst in Asche gelegt waren, so wollte der damalige ohnlängst verstorbene Pächter des Klosters, bei der Wiederaufbauung der Gebäude diese Steine fortschleppen und zum Grundbau verwenden lassen. Indessen hatte doch das Gerücht seine Absicht zu früh verbreitet und so wurde auf Vorstellung der Julius-Carls-Universität zu Helmstädt von dem damaligen Herzoge Carl zu Braunschweig ein Untersuchungsbefehl bewirkt, der dahin lautete, dafs gedachter Beamter bei höchster Ungnade und einer nahmhaften Ahndung sich nicht unterstehen sollte, sich an diesen Steinen zu vergreifen. Auf diese Weise ist dies merkwürdige Denkmal des Altertums bis auf unsere Zeiten erhalten worden.“

Auch im Auslande beschäftigte die gelehrte Welt sich mit den Lübbensteinen. Dr. Münter, Bischof von Seeland zu Kopenhagen, hatte bei einer Reise nach Deutschland im Sommer 1806 die Lübbensteine besucht und darüber in der skandinavischen Gesellschaft zu Kopenhagen berichtet. Die Abhandlung gelangte im Jahre 1809, ohne den Namen des Autors, in der Beilage zum Helmstedtschen Wochenblatte (11a) zum Abdruck. Von Dr. Münter unterzeichnet, ist sie dann im Jahre 1812 in „Westfalen unter Hieronymus Napoleon“ (11b) nochmals wörtlich abgedruckt worden. — Dr. Münter erwähnt zunächst alle Umstände, die dafür sprechen, dafs die Lübbensteine eine unterirdische Begräbniskammer sein könnten, entkräftet dann aber diese Ansicht und sagt zum Schlufs, dafs, obgleich man nachher Urnen in und neben diesem Monument niedergesetzt hat, es doch nicht ursprünglich zu einem Begräbnis bestimmt war. „Es bleibt also“, fährt er fort, „keine andere Vermuthung übrig, als dafs es ein zur Verehrung der Götter bestimmter

Ort gewesen ist, und wenn ich es mit den englischen Monumenten, sowohl Stonhenge, als bei Aibury in Wiltshire, vergleiche, so glaube ich so viel Ähnlichkeiten mit diesen, obgleich in vermindertem Mafsstabe, zu finden, dafs ich nicht umhin kann, das Helmstädtsche für ein so echt druidisch zu halten, als jene es sind. Denn auch diese haben das Charakteristische, dafs zwei Steine immer den dritten tragen. Dafs sie die Form eines Kreises haben, welches unser Monument, das in einer geraden Linie errichtet ist, nicht hat, kann meine Vermuthung nicht umfassen, indem vielleicht die Bestimmung dieses Orts nicht genau die nämliche war als die, welche die Englischen hatten und wahrscheinlich auch die Zeiten verschieden waren. Das Helmstädtsche Monument verräth noch die erste Rohheit, und ist daher vielleicht älter als die Einwanderung der Druiden in England.“ — Man kann sich nach diesen Eröterungen freuen, dafs der Herr Bischof mit seiner lebhaften Phantasie unter den Prähistorikern Dänemarks nicht Schule gemacht hat.

Das Jahr 1809 brachte auch noch eine dritte Abhandlung „Auch etwas über die Lübbensteine bei Helmstedt“ (12). Der Verfasser verwirft die von früheren Autoren aufgestellte Hypothese, Lübbenstein von einem gewissen Lübbo abzuleiten. „Denn daraus, dafs es einmal einen gewissen Lübbo, der Sachse war, gegeben, und dafs dieser eine Schlacht gegen die Thüringer verloren hat, folgt ja noch nicht, dafs die Lübbensteine von ihm den Namen haben. Die Geschichte müfste dies ausdrücklich sagen, wenn man dabei stehen bleiben sollte. Da dieses, meines Wissens, nun nicht geschieht, so müssen wir zu anderen Mitteln unsere Zuflucht nehmen, um uns die Sache zu erklären. Und daran fehlt es nicht.

„Wir haben vor einigen Jahren im Braunschweiger Magazin eine gründliche Abhandlung über die Lübbensteine gehabt [1]), worin der Verfasser, soviel ich mich noch erinnere, den Namen desselben von dem alten deutschen Worte Lubbe herleitet, das noch jetzt in Lobbe, ein grofser Hund, fortlebt. (Vielleicht kommen auch die Wörter Luffe, grobe Semmel, und Luppe, ein schwerer Eisenbarren, der unter dem grofsen Eisenhammer gehämmert wird, davon her.) Die Lübbensteine heifsen also mit anderen Worten nichs anderes, als die Riesensteine oder die grofsen Steine, das was sie wirklich sind.“ Im übrigen läfst auch dieser Verfasser seiner Phantasie hinreichend Spielraum und meint, „dafs die Lübbensteine ursprünglich Tempel und Opferaltäre unserer alten Vorfahren waren. Auch dienten sie zu Begräbnisplätzen,

---

[1]) Diese Angabe mufs auf einem Irrtum, des sich mit B. unterzeichneten Verfassers beruhen, ich habe diese Abhandlung nicht finden können.

wo man die Überreste berühmter Helden beizusetzen pflegte, wovon die Urnen oder Aschentöpfe zeugen, die man von Zeit zu Zeit auf dem Corneliusberge ausgräbt“.

Im Jahre 1823 erörterte J. G. J. Ballenstedt im Braunschweigischen Magazin (13), die etymologische Bedeutung von Hünenburg und Hünenring und spricht sich dabei für die Ableitung von Hüne = Riese aus. „Dafs diese Herleitung“ — sagt der für die Urgeschichte seiner Heimat sich sehr interessierende Pastor — „wahrscheinlicher sei, als jene von Hüe, Heie, Heide, bestätigt sich auch durch einen ähnlichen Ausdruck in unserer Gegend, nämlich durch die bekannten Lübbensteine bei Helmstedt. Diese sind nichts anderes, als was in anderen Gegenden Hünensteine oder -Betten genannt werden, nämlich kolossale Denkmale oder Altäre, Tempel und Grabmäler der ältesten Bewohner Deutschlands, die noch vor den neueren eingewanderten Deutschen und slavischen Stämmen unser Land bewohnten und deren Monumente für Werke von Riesenmenschen gehalten wurden. Aber dem sei, wie ihm wolle, so ist doch soviel gewifs, dafs Lübbe soviel als grofs ausdrückt und dafs Lübbensteine eben das bedeutet, was anderswo Hünenbetten sind. Die Bedeutung dieses Wortes leuchtet auch aus anderen Ausdrücken hervor, die davon abzuleiten sind; z. B. Lubber, im Englischen ein grofser, fauler Bengel, deutsch ein Laffe; Lobbe im Deutschen ein grofser Hund, Luffe, eine grofse Semmel, Luppe, ein grofser Eisenbarren u. s. w.“

Neben den bisher mitgeteilten etymologischen Deutungen der Lübbensteine möchte ich eine, die ich der Güte des Herrn Dr. R. Andree verdanke, die er aber auch nur ganz vermutungsweise anführt, nicht mitzuteilen unterlassen. Unzweifelhaft haben im Mittelalter Slaven bis in die Nähe von Helmstedt heran gewohnt, wofür urkundliche Beläge vorliegen. Nun kommen entschieden slavische Ortsnamen: Lübben, Lüben, Lupitz, Lüps, Lubitz, Lübberitz sehr häufig in Ostdeutschland und der benachbarten Altmark vor. Diese Ortsnamen führen zurück auf die altslavische Wurzel ljub = lieb, einen Mann, Ortsgründer, dessen Name mit ljub zusammenhing (24). — Nach Meier (25) führt auch Wiggert in seiner Abhandlung „Über die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen“ diesen Ausdruck auf die Wurzel ljub zurück. Wiggert[1]) bringt die Abstellung eines uralten Gebrauches im Dorfe Schochwitz im Jahre 1462 bei, wonach die Einwohner quendam mortuum vulgariter den Gaden lubben — die Ortssage spricht von einer gleichnamigen Göttin, nun cupatum cum oblatione fetida mortuorum animalium ossium — venerantur, und erwähnt, dafs in der Gegend

---

[1]) In „Neue Mitt. aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen d. thür.-sächs. Geschichtsvereins, III. Bd., Heft 1 (1836), S. 130 ff.

um Wettin mehrere Ortsnamen mit Lup- zusammengesetzt und auf dem Lupberge bei Schochwitz zahlreiche Knochen, besonders von Pferden, Rindern und Ebern, gefunden seien. Damit stimmt v. Strombecks Angabe überein, dafs ein grofser Knollenstein bei der Ordenskirche in Süpplingenburg, unter dem zerbrochene Klingen, Hufeisen, Knochen und Topfscherben gefunden seien, den Namen die Lubbe geführt habe [1]).

Förster meint in seinen „Bemerkungen zu der Urkunde des Bischofs Gebhard in Halberstadt, betreffend die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen [2])“, dafs guter Lubbe soviel als guter Gott bedeute und blofs eine germanisierte slavische Übersetzung von Bjelbog (der gute Gott) zu sein scheint, dem man auf dem Lupberge Knochen opferte. —

Der Vollständigkeit wegen möchte ich noch erwähnen, dafs P. W. Behrens [3]) den Namen Lübbenstein von Lübben, d. h. dem Starken (Wodan) ableitet und von Menschenopfern spricht, die hier dargebracht sein sollen. —

Im Jahre 1824 giebt Ernst Spangenberg (14) eine Abbildung der Lübbensteine, die bereits sehr von der Keyslerschen aus dem Jahre 1720 (s. Figur 1) abweicht. Auch bildet er einen Grundrifs ab, der in der Hauptsache mit dem von mir im Globus veröffentlichten (24) und hier wieder abgedruckten Grundrifs (Fig. 2), auf den ich weiter unten noch zu sprechen komme, übereinstimmt.

Sodann beschäftigt sich Querner im Jahre 1836 mit den Lübbensteinen (16). Nach ihm bedeutet der Name nichts anders, als grofse, plumpe Steine; im übrigen giebt er nur Phantasien zum besten, ergötzlich zu lesen.

Ludwig (17) 1838 und Venturini (18) 1847 halten die Lübbensteine für Opferaltäre.

Auch die Sage beschäftigt sich mit den Lübbensteinen; sie erzählt: „Ein Riese ging einmal am Elm spazieren und hatte Steinchen in seiner Tasche gesammelt, als er aber in die Gegend von Helmstedt kam, auf den Berg, welcher jetzt der St. Annenberg heifst, bekam die Tasche ein Loch, und die Steine fielen alle heraus und da liegen sie heute noch“ (19). —

Bei den neueren Schriftstellern: Dr. O. v. Heinemann 1858 (20), Knoch 1863 (21), Guthe 1867 (22) und Knoll und Bode 1891 (23),

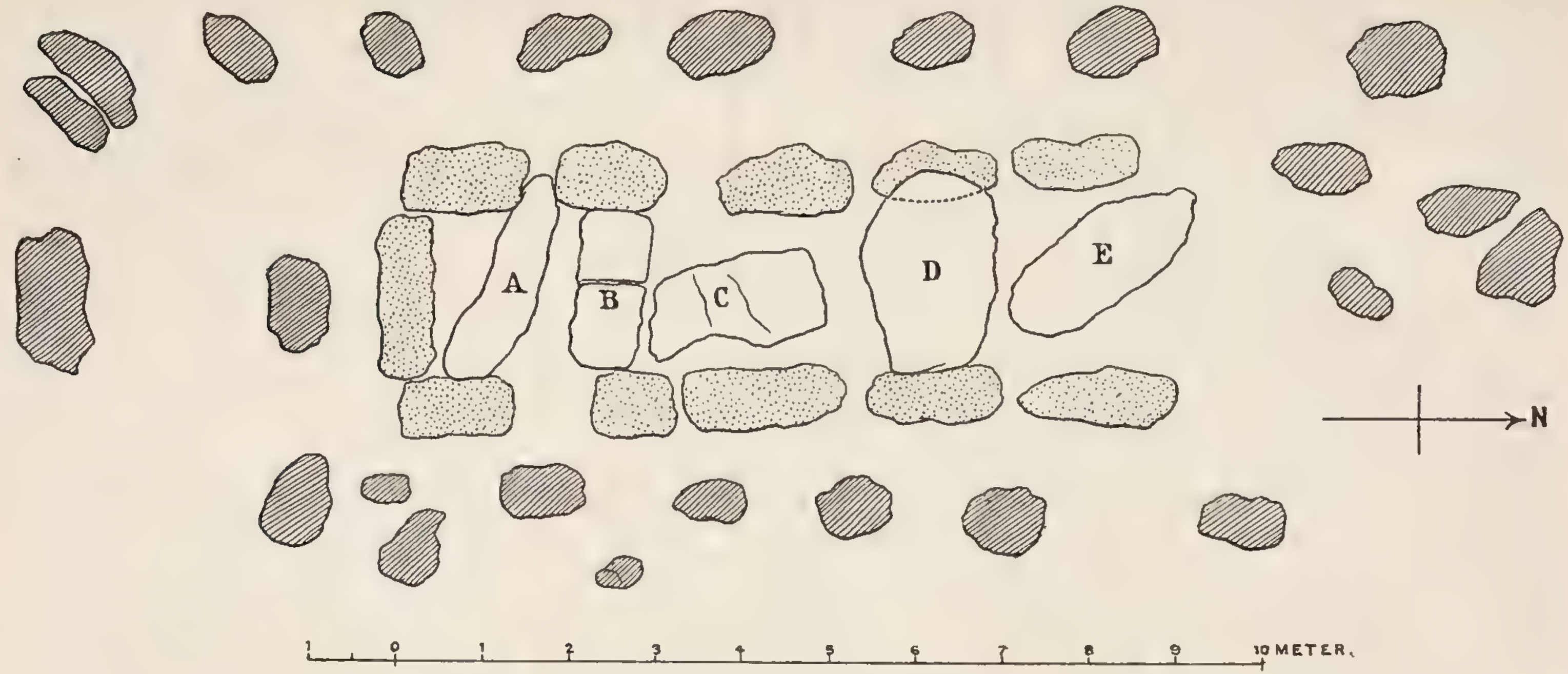
---

[1]) Citirt nach Meier (25) S. 118 bis 119.

[2]) Neue Mitt. aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen d. thür. sächs. Geschichtsvereins, V. Bd., Heft 2 (1840), S. 126.

[3]) Leben des h. Ludgerus, Apostels der Sachsen, und Geschichte des Klosters St. Ludgeri zu Helmstedt. Neuhaldensleben u. Gardelegen 1843. 8°. Citirt nach Knoch (21). —

Fig. 2.



Lübbensteine bei Helmstedt.

Plan des grofsen Steinkammergrabes (A bis E Decksteine. Die Träger sind punktiert, die Randsteine schraffiert).
(Aus Globus, Band 65. 1894.)

finden wir nur ganz kurze, zum Teil sehr unkritische Bemerkungen über die Lübbensteine. Ich citierte dieselben bereits (aufser Knoch) in meiner ersten Arbeit über dieselben (24). —

Im Jahre 1896 hat, wie schon oben erwähnt, P. J. Meier (25) und endlich im Jahre 1897 Wilh. Blasius (26) sich mit den Lübbensteinen befafst. Auf die letzte Arbeit komme ich weiter unten noch zurück. —

Sonst ist mir in der Litteratur nichts über die Lübbensteine bekannt geworden [1]).

Während überall, wo Steinkammergräber beobachtet sind, dieselben stets in gröfserer Anzahl bei einander vorzukommen pflegen, treten die unter dem Namen Lübbensteine bekannten beiden (nach einzelnen Angaben früher drei) Steinkammergräber ganz vereinzelt auf, fern von den südlichsten im Hannöverschen, die etwa bei Ülzen liegen und noch weiter von den südlichsten der Altmark entfernt. Da nicht anzunehmen ist, dafs alle übrigen Steinkammergräber, falls dieselben in der Gegend existiert haben, vernichtet seien (wie wir dies von solchen auf dem schwarzen Berge bei Helmstedt vermuten dürfen) ohne dafs sich wenigstens eine Nachricht über die Lage u. s. w. erhalten habe, und da es ebenso unwahrscheinlich ist, dafs eine ständig um Helmstedt ansässige Bevölkerung nur diese wenigen Steinkammergräber errichtet und so der Nachwelt hinterlassen haben sollte, so liegt die Vermutung nahe, dafs wir ihre Erbauung einem Stamme zuzuschreiben haben, der, mit dem Bau megalithischer Gräber vertraut, auf einer Wanderung begriffen, der Sitte der Väter treu bleiben wollte und ihren verstorbenen Häuptlingen solche, Jahrtausende überdauernde Grabdenkmäler errichtete. [Meier (25, S. 118) scheint diese Ansicht fraglich, doch weifs er keine andere an ihre Stelle zu setzen.] Denn dafs nur für sehr angesehene Personen solche Steinkammergräber errichtet wurden, dürfte allein aus der Erwägung der bei der Errichtung zu leistenden Arbeit schon hervorgehen. So viel Arbeit — ein solcher Bau beschäftigte sicher Hunderte von Personen mehrere Wochen lang — wird man sich für einen gewöhnlichen Stammesgenossen nicht gemacht haben.

Dafs man die Gräber, wie die Herren Krause und Schoetensack [2]) meinen, wohl wegen der leichteren Handhabung des Materials bei Aufschüttung der Hügel, häufig auf sandigem, sterilem Boden errichtet und dafs diesem Umstande die Erhaltung der Denkmäler vielfach zu

---

[1]) Im Hannöverschen Magazin 1841, Nr. 51, S. 752 und bei Gröfsler, Altertüml. Steine d. Provinz Sachsen (Neujahrsblätter d. historischen Kommission derselben Nr. 20, S. 13) sollen sich noch Mitteilungen über die Lübbensteine finden. Beide Quellen waren mir indes nicht zugänglich. —

[2]) A. a. O., S. 7.

danken ist, scheint viel für sich zu haben. Auch der Corneliusberg besteht aus diluvialen Kiesen und verlockte die spätere Bevölkerung nicht zur Urbarmachung, so dafs die Steinhaufen uns erhalten blieben, wenn auch viele Steine im Laufe der Zeiten zu Bau- oder anderen Zwecken weggeführt sind, wie wir das weiter oben gesehen haben. — Von der Chaussee ab bis in die Nähe der südlichsten Steine des kleinen Steinkammergrabes, ist der Berg als Kiesgrube bis vor zwei Jahren ausgenutzt. Jetzt ist der Betrieb aber eingestellt und die Befürchtung der Altertumsfreunde des Landes, dafs die Steine abstürzen könnten, durch das Entgegenkommen der Herzoglichen Kammer, die Eigentümerin des Terrains ist, behoben. Allerdings würde es sehr wünschenswert sein, dafs, wie Blasius dies auch in seiner Arbeit (26, S. 288) hervorhebt, die Denkmäler mit einer sichernden Einfriedigung versehen würden, wie dies mit grofser Sorgfalt in Oldenburg bei den meisten geschehen ist und bei allen angestrebt wird.

Als charakteristisch für den Standort der megalithischen Gräber der Altmark, bezeichnen es die Herren Krause und Schoetensack[1]), dafs die Erbauer es liebten, die Gräber auf hochgelegenen Punkten, von welchen aus man die Ebene weithin übersehen konnte, zu errichten. — Dies trifft auch durchaus auf die Lübbensteine zu. Schon der vorhin erwähnte phantasiereiche Querner weifs den Rundblick von den Lübbensteinen sehr zu schätzen, und er ist, besonders bei günstiger Beleuchtung, in der That ein das Auge jedes Naturfreundes wahrhaft entzückender. — Im Osten liegt malerisch die Stadt Helmstedt, überragt von dem herrlichen Turm des Juleums; im Vordergrunde tritt der prachtvolle romanische Bau des um 1181 gestifteten Klosters Marienberg hervor, im Hintergrunde steigen bis auf den Kamm des Lappwaldes hinauf herrliche Wälder, die auch sonst den ganzen Horizont umsäumen; denn im Südosten erblicken wir den Elz und weiter dahinter die herrlichen Buchenwälder des Elm. Im Nordwesten endlich sehen wir die Dörfer Emmerstedt, das altberühmte Süpplingenburg und dahinter den Dorm.

Gehen wir nunmehr zu der Beschreibung der Steinkammergräber in ihrem jetzigen Zustande über.

Das kleinere, südliche Grab ist vollständig zerstört, d. h. es läfst sich die ursprüngliche Anordnung nur schwer, selbst für das kundige Auge erkennen. Die jetzt noch vorhandenen 20 einzelnen Steine bedecken einen Raum von etwa 15 m in der Richtung Süd zu Nord und 10 m in der von Ost nach West. Sieben Steine kann man noch zur Grabkammer selbst rechnen, während 13 zu den sogenannten Ringsteinen zu zählen sind. Der Grundrifs läfst auch hier [nach

[1]) A. a. O., S. 8.

Blasius (26) S. 289] mit Wahrscheinlichkeit 10 Tragsteine einer von Nord nach Süd gerichteten Grabkammer erkennen, in deren Reihe etwa sechs jetzt fehlen, so dafs vermutlich ursprünglich 16 vorhanden waren. Zwischen denselben liegen vier längliche Steine, die als ehemalige Decksteine gedeutet werden können. Einer davon hat eine Länge von 2,5 m, bei einer gröfsten Breite von 1 m; die übrigen Steine zeigen Mafse von 0,80 bis 2,50 m in ihrer gröfsten Ausdehnung. Jemand, der vorher kein Steinkammergrab gesehen, wird sich beim Anblick dieses Steinhaufens ein rechtes Bild von einem solchen nicht machen können.

Dagegen zeigt das 170 Schritt von dem nördlichsten Steine der kleinen Grabkammer nach Norden gelegene grofse Steinkammergrab die einzelnen Verhältnisse noch sehr deutlich. Man erkennt die jetzt aus elf (früher wahrscheinlich zwölf) Trägern bestehende eigentliche Grabkammer, die von mindestens fünf Decksteinen bedeckt gewesen ist. In diese Grabkammer wurden die Leichen resp. die Urnen mit den verbrannten Knochen derselben hineingelegt und dieselbe bis etwa zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Sand oder Erde ausgefüllt. Natürlich ist die Erde im Laufe der Zeiten, wohl hauptsächlich bei dem Suchen nach Schätzen, herausgewühlt, die Steine haben nach innen zu den Halt verloren, sind mehr oder weniger nachgesunken, die Decksteine sind ins Wanken gerathen und liegen nun zum Teil auf der Erde zwischen den Trägern, zum Teil noch so, dafs man genau ihre ursprüngliche Lage feststellen kann.

Auch von aufsen mufsten die Träger, um von der Last der Decksteine nicht nachgedrückt zu werden, mit einem Erdhügel umgeben werden. Um diesem Erdhügel mehr Halt zu geben, stellte man am Rande desselben eine Reihe hoher Steine auf, die sogenannten Ringsteine, von denen bei unserem Grabe noch 24 Stück erhalten sind, die durchschnittlich 1 m über der Erde hervorragen; einige von ihnen sind auch bereits umgesunken, wahrscheinlich infolge von Nachgrabungen, die in ihrer Nähe vorgenommen worden sind. — Es tragen diese Ringsteine, wie die Herren Krause und Schoetensack auch hervorheben [1]), wesentlich zur Erhöhung des monumentalen Eindruckes des Grabes bei. An den vier Ecken der ein langgestrecktes Rechteck bildenden Steinumfassungen, wo die Gefahr des Abrutschens der Aufschüttung am gröfsten war, brachte man oft noch gewaltige Blöcke, sogenannte Wächter, an, welche teils flach hingelegt, teils aufrecht hingestellt wurden. Dieselben sind auch an den westlichen Ecken unserer Lübbensteine noch erhalten.

---

[1]) A. a. O., S. 16.

Wenn nun der dieser Arbeit beigegebene Grundrifs des gröfseren Steinkammergrabes (Fig. 2) auch keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen darf, so giebt er doch im grofsen und ganzen die gegenwärtigen Verhältnisse richtig wieder. Das ganze Grab hat eine Länge von 17,8 m und eine Breite von 6,40 m. Die Grabkammer allein ist 9,45 m lang und 3,20 m breit; ihre lichte Breite beträgt 1,85 m. — Die Träger sind (was aus dem Grundrifs nicht zu ersehen ist), wie schon erwähnt, zumeist mehr oder weniger nach innen resp. nach aufsen hin gedrängt; im Durchschnitt beträgt ihre Höhe über der Erde jetzt 1,20 m. — Von den Decksteinen liegt nur noch der vierte (D) mit seinem westlichen Ende auf seinem Träger, die übrigen Decksteine haben ihre Lage mehr oder weniger verändert oder sind ganz hinuntergefallen. Die Dicke der Decksteine beträgt 0,55 bis 0,75 m. Der erste Deckstein (A) hat eine Länge von 2,50 m und liegt, mit der hohen Kante nach oben, zwischen dem ersten und zweiten Träger der Westseite eingekeilt, während die andere Seite auf dem Boden der Kammer ruht. Der zweite Deckstein (B) ist in der Mitte geborsten und liegt zwischen beiden Trägern; er hat auch eine Länge von 2,53 m. Der dritte Stein (C), falls derselbe ein Deckstein ist, liegt ganz im Boden der Grabkammer versunken und nur seine Oberfläche ist sichtbar. — Der vierte Deckstein (D), der gröfste, von 2,80 m Länge und 1,40 m gröfster Breite, liegt, wie schon vorhin erwähnt, mit der Westseite auf seinem Träger, mit der Ostseite auf dem Boden der Kammer. Der fünfte Deckstein (E) endlich liegt schräg innerhalb der Träger und mifst auch 2,40 m Länge. — Die südliche Schmalseite der Kammer ist durch einen einzigen Steinblock von 1,85 m Länge geschlossen, die nördliche ist offen. Ob dieselbe immer offen gewesen ist, oder ob der Stein später entfernt worden ist, ist schwer festzustellen. — Wenn ich es in meiner ersten Arbeit über die Lübbensteine (24) dahingestellt sein liefs, ob eine zwischen dem ersten und zweiten Träger der Ostseite befindliche Öffnung von 0,90 m als kleiner seitlicher Zugang aufzufassen sei, so scheint dies durch eine Untersuchung, die Geheimrat W. Blasius Ende August 1895 vorgenommen, wahrscheinlich geworden. Die beiden Ringsteine vor diesen Trägern sind auf meinem Grundrifs etwas zu weit nach Norden hingerückt, sie liegen nach einer Skizze, die mir Geheimrat Blasius freundlichst zur Verfügung stellte, fast genau zu beiden Seiten der genannten Öffnung und bilden so deutlich einen seitlichen Eingang, den Geheimrat Blasius, wie er in seiner Abhandlung über die „Megalithischen Grabdenkmäler“ des nordwestlichen Deutschlands (26) mitteilt, an vielen derselben hat feststellen können, während Krause und Schoetensack nur bei sehr wenigen Grabmälern der Altmark Andeutungen davon gefunden haben. — Die gröfste Aus-

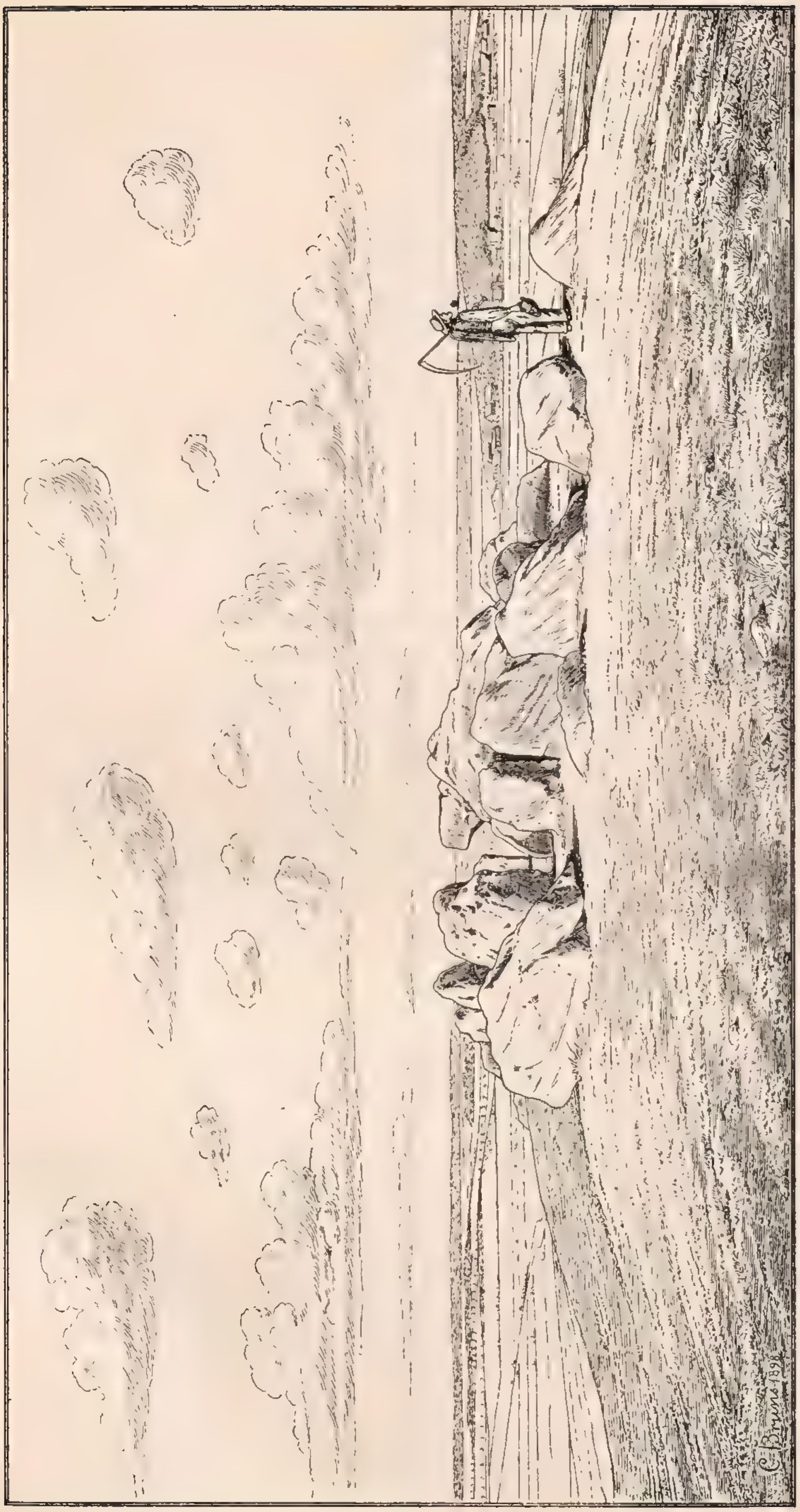


Fig. 3. **Die Lübbensteine (großes Grab) bei Helmstedt von Westsüdwest gesehen.**

Aufnahme nach der Natur vom Zeichenlehrer K. Bruns in Wolfenbüttel.

dehnung der einzelnen Träger schwankt zwischen 0,90 bis 1,90 m. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Trägern sind nicht sehr grofs und waren ursprünglich wohl mit kleineren Steinen zugesetzt. Den besten Eindruck von der eigentlichen Grabkammer gewinnt man, wenn man von Westsüdwest her auf dieselbe blickt. Aus dieser Richtung ist auch unsere Zeichnung, Fig. 3, aufgenommen [1]). Man sieht den Träger, der die Südseite des Grabes schliefst und links davon den ersten Träger der Westseite, beide noch etwas überragt von dem ersten Deckstein (A). Links sieht man deutlich den Gang, der die westlichen Ringsteine von der eigentlichen Grabkammer trennt.

Schon in meiner ersten Arbeit über die Lübbensteine erwähnte ich, dafs es sich wohl der Mühe verlohnen würde, das grofse Steinkammergrab in der ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen; es liefse sich dies bei den heutigen technischen Hülfsmitteln ohne gerade bedeutende Kosten ausführen. Natürlich dürfte dies nur unter sachkundiger Aufsicht und die Restaurierung auch nur soweit geschehen, als die früheren Verhältnisse ganz unzweifelhaft sind; hinzugefügt dürfte nichts werden. Auch meine Mahnung an die Helmstedter Jugend, die Lübbensteine zu schonen, möchte ich erneuern, denn noch am Anfange unseres Jahrhunderts lagen die Decksteine zum gröfsten Teil auf ihren Trägern, die letzten Generationen haben also zum gröfsten Teil wohl Schuld an dem Umfallen derselben gehabt. — Mögen namentlich die Lehrer der Helmstedter Jugend, dieser die Mahnung bei geeigneter Gelegenheit immer wieder ins Gedächtnifs zurückrufen, damit auch nachkommenden Geschlechtern dies älteste Monument Braunschweigs wenigstens in dem jetzigen Zustande erhalten bleibt.

Benutzte Litteratur über die Lübbensteine

in chronologischer Reihenfolge:

[Zeiler, Martin], Topographia Saxoniae inferioris etc. Frankfurt bei Matth. Merians T. Erben 1653

Conring, Hermann, De antiquissimo Helmstadii et viciniae conjecturae. Helmstadii 1665

Eccard, Jo. Georg, Progamma de antiquissimo Helmstadii statu etc. Helmstadii 1709

Calvör, Caspar, Saxonia inferior antiqua gentilis et Christiana. Das ist: Das alte heidnische und christliche Nieder-Sachsen etc. Goslar 1714

---

[1]) Ich verdanke diese sehr genaue Federzeichnung Herrn Zeichenlehrer K. Bruns in Wolfenbüttel, wofür ich demselben auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche.

Leisching, Jo. Georg, Notitiam de hospitali et sacello S. Annae prope et extra muros Helmstadii etc. Helmstadii 1715
Keysler, Joh. Georg, Antiquitates selectae septentrionales et celticae etc. (Fig. III) Hannoverae 1720
Eccard, Jo. Georg, De origine Germanorum eorumque vetustissimis coloniis, migrationibus ac rebus gestis. (Herausgegeben von Chr. L. Scheidius) Goettingae 1750
[Wagner, H.], Reise durch den Harz und die hessischen Lande. Besonders in Hinsicht auf Naturschönheiten, Anbau und Altertümer. Braunschweig, Schulbuchhandlung 1797
Hassel, G., u. Bege K., Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg, 2. Bd. Braunschweig 1803
— —, Über die Lübbensteine, ein sehr merkwürdiges Denkmal des Altertums auf dem St. Annen- oder Corneliusberge bei Helmstaedt etc. In „Beilage zum Helmstaedtschen Wochenblatte. 14. Stück, Sp. 202 bis 208. Sonntags, den 20. August 1809
[Münter, — Dr.], Über ein altdeutsches Monument bei Helmstaedt. Eine in der skandinavischen Gesellschaft zu Kopenhagen vorgelesene Abhandlung. In „Beilage zum Helmstaedtschen Wochenblatte. 15. Stück, Sp. 218 bis 232. Sonntags, den 3. September 1809
— —, Derselbe Aufsatz, unterzeichnet Dr. Münter, Bischof von Seeland zu Kopenhagen, findet sich abgedruckt in „Westfalen unter Hieronymus Napoleon“. Herausgegeben von Dr. Georg Hassel und Dr. Karl Murchard. Erster Jahrgang, 2. Bd. Oktoberheft Nr. VI. Braunschweig, Friedr. Vieweg 1812
[Ballenstedt, J. G. J.], Auch etwas über die Lübbensteine bei Helmstaedt. In „Beilage zum Helmstaedtschen Wochenblatte. 16. Stück. Sonntags, den 17. September 1809
Ballenstedt, J. G. J., Was heifst Hünenburg und Hünenring. Im Braunschw. Magazin 1823, Nr. 1, S. 7 ff. 1823
Spangenberg, Ernst, Beiträge zur Kunde der deutschen Rechtsaltertümer und Rechtsquellen etc. Hannover 1824
Marx, C., Über die Braunkohlenlagerung bei Helmstedt. Im Braunschw. Magazin 1836, S. 90 1836
Querner, —, Einige Worte über die berühmten Lübbensteine auf dem St. Annen- oder Corneliusberge vor Helmstedt. Im Braunschw. Magazin 1836, S. 221 bis 224 1836
Ludewig, A., Abrifs der Braunschw. Vaterlandskunde für Schulen. Braunschweig 1838, S. 97 1838
Venturini, C., Das Herzogtum Braunschweig, Helmstedt 1847, S. 237 . . . 1847
Kuhn, A., u. Schwartz, W., Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848. S. 141 1848
v. Heinemann, O., Das Königreich Hannover und das Herzogtum Braunschweig, 2 Bde. Darmstadt 1858
Knoch, —, Historische Notizen über Helmstaedts Merkwürdigkeiten. Den Mitgliedern der Generalversammlung deutscher Geschichts- und Alterthums-Vereine zu Braunschweig im September 1863. S. 12 1863

Guthe, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867. S. 309, Anmerkung 1867
Knoll, Fr., u. Bode, R., Das Herzogtum Braunschweig. Neue Auflage . . 1891
Grabowsky, F., Die Lübbensteine bei Helmstedt. Im Globus, Bd. 65, Nr. 23 . 1894
Meier, P. J., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel 1896. S. 116 ff. 1896
Blasius, Wilh., Megalithische Grabdenkmäler des nordwestlichen Deutschlands. Im „10. Jahresberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig für die Jahre 1895/96 u. 1896/97“; ferner abgedruckt in dem „Festgrufs, gewidmet der 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte“. Braunschweig, Schulbuchhandlung, 1897. S. 31 bis 45 . . 1897

Die braunschweigischen Jadeitbeile.

Von **J. H. Kloos.**

Ueber einige im Herzogtum Braunschweig gefundene Jadeitbeilchen (Flachbeile und Steinkeile) habe ich bereits im „Globus“ vom Jahre 1891, Bd. LIX und aus dem Jahre 1893, Bd. LXIII berichtet. Seitdem erhielt ich zwei weitere dergleichen Werkzeuge von anderen Fundorten des Herzogtums zur Vergleichung und konnte ich das bereits von mir und auch sonst in der Litteratur erwähnte Beilchen aus dem städtischen Museum Braunschweigs auf seine mineralogische Zusammensetzung prüfen.

Bemerkenswert ist das vereinzelte Vorkommen aller dieser Jadeitgegenstände. Sie finden sich zwischen dem Gehängeschutt und den Verwitterungsprodukten anstehender Gesteine auf den Höhenzügen, wie z. B. an der Asse oder im Kulturboden des Flachlandes, manchmal auch mit Bronzewerkzeugen und anderen Steingeräten wie bei Börssum, aber vergeblich sucht man dort, wo der Zufall ein einziges Jadeitwerkzeug ans Licht gebracht hat, nach anderen Gegenständen derselben Art.

Bis zum Jahre 1891 war aus dem Braunschweigischen, soviel ich aus Litteratur und Sammlungen habe entnehmen können, nur ein einziges Jadeitwerkzeug bekannt geworden. Dasselbe wurde im Jahre 1869 dicht vor der Stadt Braunschweig in der als Hagenbruch bekannten sumpfigen Niederung hinter dem früheren Kurgarten gefunden. Die Lokalität gehört jetzt zum Weichbilde der Stadt und ist vollständig bebaut. Das Beilchen wird im städtischen Museum aufbewahrt.

Im Monat Mai 1888 fand ein Waldarbeiter an der Asse einen bearbeiteten Stein von grüner Farbe. Derselbe lag unter der Wurzel einer grofsen Buche und zog durch seine Farbe und Politur sofort die Aufmerksamkeit auf sich. Dies war um so mehr der Fall, als der bewaldete Abhang des Berges, an welchem der Baum gewachsen war, aus Muschelkalk besteht und die Leute gewohnt waren, dort nichts weiter zu finden, als die flachen, scharfkantigen, scherbenartigen Bruchstücke des Wellenkalkes.

Der Stein hat die gewöhnliche Form der bekannten Jadeitbeilchen oder Steinkeile. Er ist bikonvex, glatt und poliert, mit schwach gerundeten Kanten und ausgezeichnet scharf erhaltener Schneide. Dieselbe bringt eine bogenförmig verlaufende, hellgrün durchscheinende Kante hervor. Länge und Breite betragen 5 cm; die gröfste Dicke mifst 17 mm. An der dicksten Stelle ist das Beilchen scheinbar abgebrochen. In den nachstehenden Skizzen habe ich den Gegenstand in der Hälfte natürlicher Gröfse abgebildet. Fig. 1 und 2 stellen denselben von der breiten Seite dar, Fig. 3 giebt die Seitenansicht [1]).

Die Farbe ist schmutziggrün, aber weifslich geädert und gefleckt, aufserdem sind vereinzelt scharf begrenzte, schwärzlichgrüne, dunkle Stellen ersichtlich. In der Nähe des in Fig. 1 sichtbaren Sprunges ist die Farbe rostbraun. In Fig. 2 und 3 sind durch feine Striche eine Anzahl streng parallel verlaufende schmale, aber verschiedentlich tiefe Furchen angedeutet, welche möglicherweise als Sägeschnitte aufgefafst werden müssen.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Die Härte ist sehr bedeutend. Sie liegt nur wenig unter derjenigen des Quarzes, von welchem Mineral das Beilchen eben noch geritzt wird, während es selbst den Feldspat in viel höherem Grade ritzt. In der Härtenskala würde die Härte daher sehr nahe bei 7 liegen. Das Material ist sehr leicht schmelzbar; dünne Splitter, welche mit hellgrüner Farbe durchsichtig werden, schmelzen vor dem Lötrohre sofort zu einer Kugel und runden sich auch bereits im Bunsenschen Brenner ohne Zuhilfenahme des Lötrohres am Rande ab, während sie die Flamme lebhaft gelb färben.

Dieses Verhalten deutet auf Jadeit, und da die Farbe des Beilchens für das als solches gewöhnlich bezeichnete Gestein zu dunkel ist und im allgemeinen mehr an Nephrit erinnert, so dürfte hier die von Damour als Chloromelanit bezeichnete Varietät vorliegen, welche nichts weiter als ein eisenreicher Jadeit ist.

Werden Splitter auf Kohle mit Kobaltsolution befeuchtet und geglüht, so erhält man eine schmutziggraublau gefärbte Schmelze, offenbar weil der Natrongehalt die für die Thonerde charakteristische

---

[1]) Dieses Beilchen wird zur Zeit im Mineralogischen Kabinet der Herzogl. techn. Hochschule aufbewahrt.

blaue Färbung nicht zustandekommen läfst. Das spezifische Gewicht, mittels der Jollyschen Federwage bestimmt, ergab einmal 3,265, das andere Mal 3,235, im Mittel daher 3,25.

Die Zugehörigkeit des Beilchens zum Jadeit wird durch die Untersuchung eines Feinschliffes desfelben völlig bestätigt. Zur Anfertigung desfelben wurde an einer Ecke eine dünne Platte ausgeschnitten und dieselbe dünn geschliffen. Der Schliff erwies sich als ein Aggregat von Augitindividuen in regelloser Lage, daher sehr viele Querschnitte vorlagen, die mit Sicherheit die augitische Spaltbarkeit erkennen liefsen. Auch die grofse Auslöschungsschiefe (bis zu 42°) bestätigte die Natur des Pyroxens. Im übrigen besitzen die Individuen, welche das äufserst feinkörnige Aggregat zusammensetzen, insoweit eine recht verschiedene Ausbildungsweise, als sie einmal in kompakten, glatten, kaum gefärbten Säulchen, das andre Mal in faserigen Krystalloiden vorliegen, die in ihrem ganzen Verhalten, namentlich durch ihre bunte Polarisation bei grofser Auslöschungsschiefe, an Diallag erinnern. Das Innere der Individuen ist nicht immer klar, sondern wird häufig durch ein wenig durchsichtiges Aggregat kleinster Körnchen getrübt, deren Natur sich nicht weiter ermitteln liefs.

Auffälligerweise enthält der Schliff auch einen Querschnitt, der sich durch seine Spaltbarkeit als zum Amphibol gehörig herausstellt. Derselbe bildet jedoch eine vereinzelte Erscheinung; er ist ganz unregelmäfsig begrenzt und wird von allen Seiten von Augitsäulchen umgeben, die in ihn hineinragen und zu den zackigen Umrissen Veranlassung geben.

Dann liegen inmitten des Pyroxens mehrere scharf begrenzte, keilförmige, blafsgrau gefärbte Durchschnitte eines lebhaft polarisierenden Minerals. Es weist grobe, unregelmäfsige Spalttracen auf, etwa nach Art des Titanits oder des Epidots, und hat eine rauhe Schliffläche. Die Natur dieses Gemengteiles läfst sich an dem einen Feinschliff nicht ermitteln. Die dunkeln, schwärzlichgrünen Flecken unsres Beilchens werden offenbar durch ein Zersetzungsprodukt hervorgebracht, welches auch der Dünnschliff vereinzelt aufweist. Es ist dort fast opak, von körniger und an den etwas durchsichtigeren Stellen von einer graugelben Farbe. Es könnten diese Flecke von umgewandeltem Titaneisen herrühren.

Ich habe das mikroskopische Verhalten dieses Jadeits möglichst genau beschrieben, in der Hoffnung, dafs diejenigen Forscher, welche sich mit der Untersuchung von Schliffen des nämlichen Gesteins beschäftigt haben, daraus werden entnehmen können, mit welchen andern Vorkommnissen des rohen oder bearbeiteten Materials das unsrige übereinstimmt.

Die Fundstelle an der Asse wird als Ebersberg in der Wittmarschen Interessentenforst bezeichnet. Der bewaldete Höhenzug, welcher den

nordöstlichen Flügel des Asseluftsattels bildet und wozu der Ebersberg gehört, ist als Festberg bekannt. Der Punkt liegt in der Nähe des Fufsweges, der aus dem Innern der Asse über die steile Muschelkalkhöhe nach Mönche-Vahlberg führt.

Trotzdem ich kurz nach dem Auffinden des Beilchens den Abhang von mehreren Arbeitern unter meiner steten Aufsicht abgraben und untersuchen liefs, wurde kein zweites Stück und überhaupt kein fremdes Gestein, weder in bearbeitetem noch rohem Zustande, gefunden. Es stimmt dieses isolierte Auftreten überein mit dem Vorkommen ganz analoger prähistorischer Nephrit- oder Jadeitgegenstände in der Provinz Hannover, wie mir Herr Amtsrat Dr. Struckmann in Hannover mitteilte.

Fig. 4.

Fig. 5.

Das in den Figg. 4 und 5 in vorderer und seitlicher Ansicht zur Hälfte natürlicher Gröfse dargestellte Beilchen aus dem städtischen Museum (vergl. oben) ist 10 cm lang und etwas über 5 cm breit. Dasfelbe liegt vollständig vor und unterscheidet sich von dem Assebeilchen durch die längere Gestalt und die völlig abgerundeten Kanten. Es wurde von H. Fischer in Freiburg in einer „Übersicht über die in öffentlichen und Privatmuseen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Oberitaliens vorfindlichen gröfseren Beile aus Nephrit, Jadeit und Chlormelanit“ [1]) bereits im Jahre 1880 als Jadeitbeilchen kurz erwähnt und ist auf diesen Gegenstand in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 72 noch einmal hingewiesen worden [2]).

Der Feinschliff dieses braunschweigischen Beilchens stimmt mit dem soeben beschriebenen von der Asse durchaus überein. Es liegt das nämliche verfilzte Gewebe von fast farblosen, aber lebhaft polarisierenden Augitindividuen in der gleichen Ausbildung und Gröfse, sowie mit dem identischen optischen Verhalten vor. Auch die oben erwähnten

---

[1]) H. Fischer, Mineralogisch-archäologische Beobachtungen 1. Im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte für 1880, S. 19.

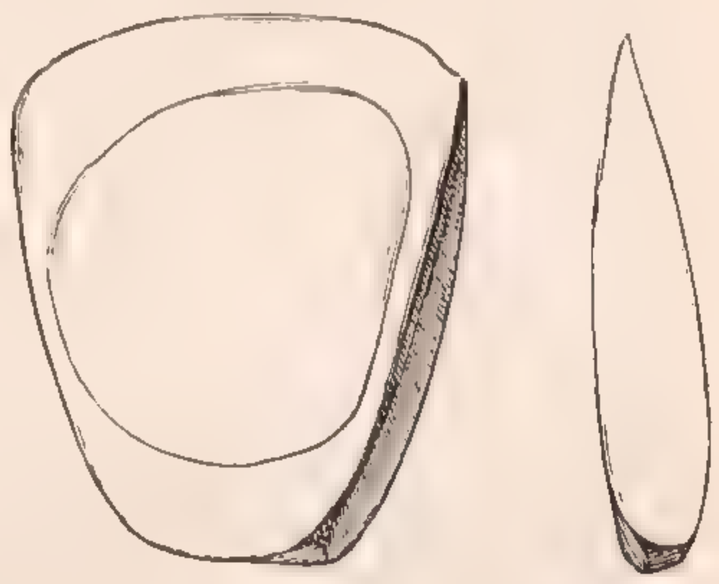
[2]) Das Material dieses Beilchens wurde ursprünglich für Grünstein gehalten, und so ist dasfelbe z. B. von A. Nehring in seinen „Vorgeschichtlichen Steininstrumenten Norddeutschlands“, herausgegeben von dem Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde, 1874, S. 25, als Keil oder Axt von hellem, rötlich geflecktem Grünstein aufgeführt worden.

Beimengungen fehlen nicht und mufs ich für beide Werkzeuge annehmen, dafs sie aus demselben Material angefertigt wurden.

In Form und Gröfse mit dem Assebeilchen durchaus übereinstimmend, ist ein Beilchen (Steinkeil), welches nach meiner letzten Veröffentlichung im „Globus“ bei Rhoden unweit Hornburg gefunden und mir von Herrn Rittergutspächter Saul in Glentorf bei Königslutter zur Untersuchung anvertraut wurde.

Dasselbe ist in den Figg. 6 und 7 in der Hälfte der natürlichen Gröfse abgebildet. Die Schneide ist scharf und gerundet. Die breite Fläche zeigt nach den Rändern hin eine schwache und allmähliche Abflachung, durch das Abschleifen entstanden. Das schmale Ende ist nicht bearbeitet und vielleicht abgebrochen. Das Gestein selbst hat wieder viel Ähnlichkeit mit dem der oben beschriebenen Beilchen; die schwarzen Flecken des Assebeilchens fehlen, anstatt dessen setzen schmale schwarze Adern durch die grüne, etwas marmorierte Masse, welche an den Bruchstellen feinsplitterig und kleinkörnig erscheint.

Fig. 6. Fig. 7.



Auch nach dem Befund des Feinschliffes könnte hier das nämliche Gestein vorliegen. Das mikroskopische Bild hat die gröfste Ähnlichkeit. Das von mir bereits im Jahre 1891 erwähnte, den verfilzten Augitindividuen beigemengte Mineral mit einer völlig abweichenden, bedeutend unvollkommeneren Spaltung, tritt sehr zahlreich und in grofsen Individuen auf.

Die Natur derselben konnte noch nicht mit völliger Sicherheit festgestellt werden; jedoch stimmen Farbe, Umrandung, Beschaffenheit der Oberfläche, sowie die Formverhältnisse und Zwillingsbildung, soweit letztere erkennbar sind, am besten mit Titanit in der blafsgefärbten, schwach pleochroitischen Varietät.

Die Schmelzbarkeit dieses Jadeits stimmt mit derjenigen des Assebeilchens durchaus überein; dagegen ist die Härte etwas gröfser, erst Topas ritzt deutlich.

In der Sammlung des Herrn Oberlandesgerichtsrates Bode in Braunschweig befindet sich ein blafsgrünes, stark marmoriertes Beil von 14 cm Länge und 6 cm Breite an der scharfen und bogenförmig gerundeten Schneide. Die Form stimmt, was das Verhältnis von Länge zur Breite und die starke Abrundung der Kanten anbelangt, mit dem in den Figg. 4 und 5 abgebildeten Beilchen aus dem Hagenbruch bei der Stadt Braunschweig recht gut überein, während sie von den kurzen, gedrungenen Steinkeilen mit schärferen Kanten auf den ersten Blick

verschieden ist. Sie führt vielmehr hinüber zu den im Nachfolgenden aufgeführten stark zugespitzten Flachbeilen.

Das Beilchen wurde von dem Besitzer selbst ebenfalls an der Asse, jedoch an der südlichen Seite des Höhenzuges, unmittelbar unter den Ruinen der Asseburg im Gehängeschutt des Wellenkalkes aufgefunden.

Das mikroskopische Bild weicht von dem oben beschriebenen nicht unbedeutend ab, indem der Feinschliff nur ein einziges Mineral in innig verwebten langgezogenen, stänglich ausgebildeten Individuen aufweist. Dieselben erscheinen sowohl in Längs- als in Querschnitten; an den ersteren erkennt man den Auslöschungswinkel, an letzteren die Spaltbarkeit des Augites. Die Auslöschungsschiefe in den langen, faserigen, nicht ganz präzis auslöschenden, etwas gekrümmten Individuen, konnten in dem einzigen zur Verfügung stehenden kleinen Dünnschliff allerdings nur bis zu 37° festgestellt werden.

Das spezifische Gewicht wurde nach zwei Bestimmungen an abgesägten Splittern mittelst der Jollyschen Federwage zu 3,20 ermittelt

Da auch die Schmelzbarkeit, sowie die Härte (über 7) des Jadeits vorhanden ist, kann auch für dieses Beilchen die Zugehörigkeit zu diesem Mineral nicht bezweifelt werden.

Nachdem durch den ersten Artikel im Globus die Aufmerksamkeit der Besitzer prähistorischer Waffen und Geräte aus dem subhercinischen Vorlande auf die Jadeitbeilchen gelenkt worden war, hatte Herr Saul in Glentorf die Güte die genaue Untersuchung eines in seiner Sammlung liegenden schönen Flachbeiles zu gestatten. Die erste Beschreibung desselben erschien im Jahre 1893 und zwar ebenfalls im Globus, Bd. LXIII, Nr. 5.

Die Waffe oder das Werkzeug ist bedeutend gröfser als die bis dahin von hier bekannten Beilchen und hat die Gestalt der von Virchow unterschiedenen Flachbeile[1]). Während der Steinkeil von der Asse nur als ein 5 cm breites Bruchstück vorliegt und das Beilchen aus der Stadt Braunschweig bei der nämlichen Breite 10 cm Länge besitzt, haben wir es hier mit einem Werkzeuge von 23 cm Länge und $9^1/_2$ cm Breite zu thun. Dabei ist es für seine Gröfse auffällig dünn und flach, indem die in der Mitte liegende gröfste Dicke 17 mm, daher nicht mehr beträgt als diejenige des bedeutend kleineren Assebeilchens und hinter derjenigen der Braunschweiger Waffe zurückbleibt. Das Beil erhält dadurch eine spatelähnliche Gestalt. Es ist in der Nähe von Börssum auf einem dem Ackermann Bötel gehörigen Grundstück gefunden.

---

[1]) Vergl. Verhandlungen d. Berliner Gesellsch. f. Anthropologie u. s. w. in Zeitschrift für Ethnologie 1881 (285).

Der in Fig. 8 und 9 in ein Viertel der natürlichen Gröfse abgebildete Gegenstand besitzt eine schön gewölbte, intakte, durchscheinende Schneide und läuft sehr spitz zu. Die Seitenansicht zeigt eine in beiden Richtungen von der Mitte aus gleichmäfsige Abnahme der Dicke.

Die Farbe ist etwa diejenige des Assebeilchens, jedoch ohne die weifsen Adern und schwärzlichen Flecke, welche letzteres aufweist. Die Schmelzbarkeit liegt sehr niedrig, denn ziemlich grobe Splitter lassen sich vor dem Lötrohre mit Leichtigkeit zu einer blafsgrünen Perle schmelzen. Dagegen ist die Härte bedeutend; erst Topas ritzt deutlich, ich schätze die Härte auf diejenige des Quarzes.

Eine spezifische Gewichtsbestimmung mittels der Jollyschen Federwage ergab bei zwei Beobachtungen übereinstimmend 3,20. Zu diesen Beobachtungen konnte nur ein recht kleines Bruchstück verwendet werden und diesem haftete etwas verwitterte Kruste an, weshalb das wahre Eigengewicht wohl noch etwas höher angenommen werden darf.

Fig. 8. Fig. 9.

Ein Jadeitwerkzeug von noch bedeutenderen, ja ganz ungewöhnlichen Abmessungen entdeckte ich in der Sammlung des Ortsvereins für Geschichte und Altertumskunde im Gebäude des Herzoglichen Archivs zu Wolfenbüttel. Es ist im Katalog unter 471 verzeichnet, mit der Bemerkung, dafs es im Jahre 1885 gelegentlich des Baues der braunschweigischen Landeseisenbahn im Geitelder Holze gefunden sei. Der fast vollständig erhaltene Gegenstand (es fehlt nur ein kleiner Teil am spitzen Ende) hat eine Länge von 45 cm bei einer Breite der Schneide von 11 cm; die gröfste Dicke, welche am schmalen Ende liegt, beträgt 30 mm. Das breite Ende ist stark abgeplattet und läuft in eine sanft gerundete, nur an vereinzelten Stellen etwas ausgebrochene durchscheinende Schneide aus. Das Beil ist in Fig. 10 u. 11 (a.f.S.) ebenfalls in ein Viertel der natürlichen Gröfse abgebildet. Die Farbe ist blafs-, beinahe graugrün (etwa Radde 37 n), die Struktur sehr grobkörnig, daher man schon mit unbewaffnetem Auge Gestalt und Begrenzung der regellos körnig angeordneten, etwas faserig erscheinenden und schwach schillernden Augitindividuen deutlich wahrnehmen kann.

Die Form dieses grofsen Flachbeiles ist weniger symmetrisch als diejenige der früher beschriebenen kleineren Beile aus unserem Gebiete. So ist z. B. an einer schmalen Seite ein hohlkehlartiger Ausschnitt vorhanden, dessen Lage ich in den Figuren angedeutet habe.

Schmelzbarkeit und Härte stimmen mit denen des im vorhergehenden beschriebenen Börssumer Beiles überein. Das spezifische Gewicht, ebenfalls mit der Jollyschen Federwage ermittelt, ergab einmal 3,20, das andere Mal 3,27, im Mittel daher 3,235, also übereinstimmend mit den für den Jadeit bekannten Zahlen, während der Nephrit bedeutend leichter ist.

Fig. 10.

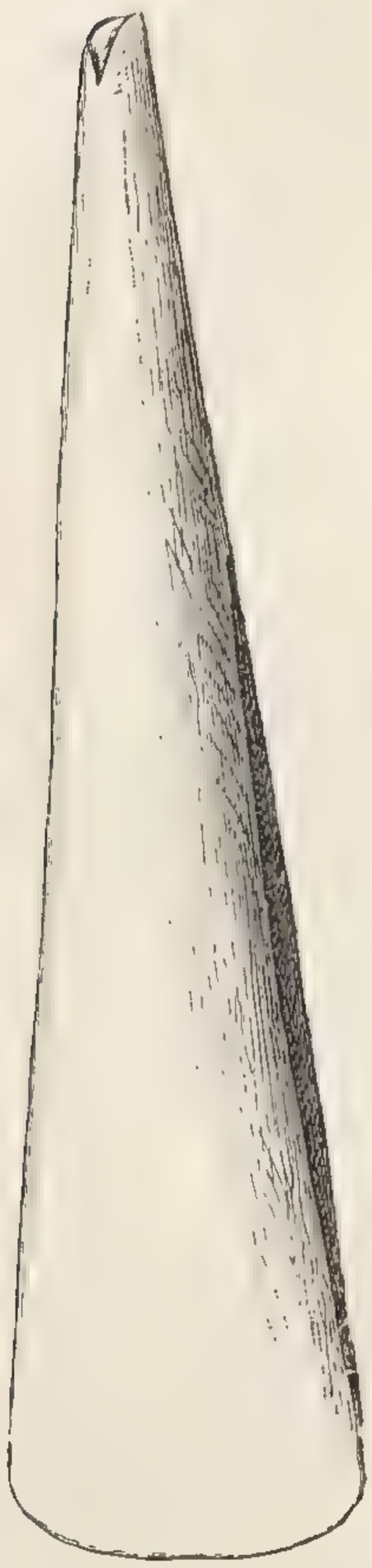


Fig. 11.

Auch von diesem Artefakt konnte durch das freundliche Entgegenkommen des Sammlungsdirektors, des Herrn Archivars Dr. Zimmermann, ein Feinschliff angefertigt werden.

Unter dem Mikroskop erweisen die Schliffe beider Beile sich sofort als Aggregate von Augitindividuen. Das Material des Geitelder Beiles ist bedeutend grobkörniger, als dasjenige des Gerätes von Börssum. Beide bestehen aus gröfseren Krystalloiden als solche in den oben eingehend beschriebenen Feinschliffen vorhanden sind. Durch die regellos körnige Struktur erblickt man in den Schliffen sowohl Quer- als Längsschnitte, daher Form, Spaltbarkeit und Auslöschungsschiefe mit Sicherheit auf Pyroxen zurückgeführt werden konnten. Die Schiefe wurde bis zu 40° gemessen. Die Individuen enthalten im Inneren hin und wieder fremde Beimengungen oder Umwandlungsprodukte in der Form kleiner Körner, sind aber sonst durchweg klar und kompakt ausgebildet; sie löschen präzis und einheitlich aus. Als weitere Gemengteile konnte ich in dem Schliffe des Börssumer Beiles nur sporadisch farblose, am Rande von einem braunen Staub erfüllte isotrope, daneben aber auch polarisierende, graugelbe Körner entdecken. Der Schliff des Geitelder Flachbeiles weist keinerlei sonstige Gemengteile zwischen den Augitdurchschnitten auf.

Bekanntlich haben Jadeitbeile und Werkzeuge ihre Hauptverbreitung im Westen Europas. Virchow hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dafs die braunschweigischen samt den thüringischen

und schlesischen Vorkommnissen zu den am meisten östlich bekannten Funden gehören [1]).

Sehr auffällig ist die Gröfse der zuletzt beschriebenen beiden Flachbeile. Das kleinere von Börssum stimmt in seinen Abmessungen überein mit den gröfseren der durch Fischer bekannt gewordenen fünf Prunkbeile vom Kästrich bei Gonsenheim aus dem römisch-germanischen Museum zu Mainz [2]). Für das Prachtbeil von Geitelde ist mir kein Vergleichungsmaterial von gleicher Gröfse bekannt. In seinem Vortrage: „Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem“, Berlin 1883, erwähnt A. B. Meyer grofse Flachbeile aus Deutschland bis zur Länge von nur 35,3 cm. Dann führt er auch ein amerikanisches Beil von 38 cm Länge aus dem Dresdener Museum an und sagt, dafs ein gröfseres Nephrit- oder Jadeitbeil noch nicht beschrieben worden sei. Demnach wäre das Flachbeil von Geitelde das bis jetzt bekannte gröfste Artefakt dieser Art aus Jadeit oder Nephrit. Das Börssumer Beil ist tadellos glatt poliert und glänzend; das gröfsere von Geitelde ist zwar ebenfalls poliert, jedoch trotz des Schillerns weniger glänzend.

Leider habe ich über die Verhältnisse, unter denen diese wertvollen prähistorischen Gegenstände gefunden wurden, nicht Näheres ermitteln können. Die Fundorte selbst scheinen hinreichend verbürgt zu sein [3]). Farbe und Struktur, sowie der mikroskopische Befund zeigen hinlängliche Unterschiede um für die Steinbeile und -Keile von der Asse, Hornburg und der Stadt Braunschweig einerseits, sowie für die Flachbeile von Börssum und Geitelde anderseits, einen verschiedenen Ursprung des Rohmaterials annehmen zu können.

An diese beiden Flachbeile reiht sich endlich noch ein drittes, welches vor kurzem in die Sammlung des Ortsvereins in Wolfenbüttel gelangte, von ersteren jedoch noch durch den eigentümlichen Querschnitt unterschieden ist. Dasselbe hat sich bei Wülperode unweit Vienenburg vorgefunden; die näheren Umstände des Fundes sind mir nicht bekannt geworden. Das Material, aus welchem die Masse gefertigt wurde, ist offenbar das nämliche des grofsen Jadeitbeiles von Geitelde. Farbe und Gröfse der Jadeitkrystalloide stimmen in beiden überein; die Übereinstimmung tritt durch das beiden ebenfalls gemeinsame Schillern der stark faserig ausgebildeten Flächen der Augitindividuen ganz besonders deutlich hervor.

---

[1]) In Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1891 (602).

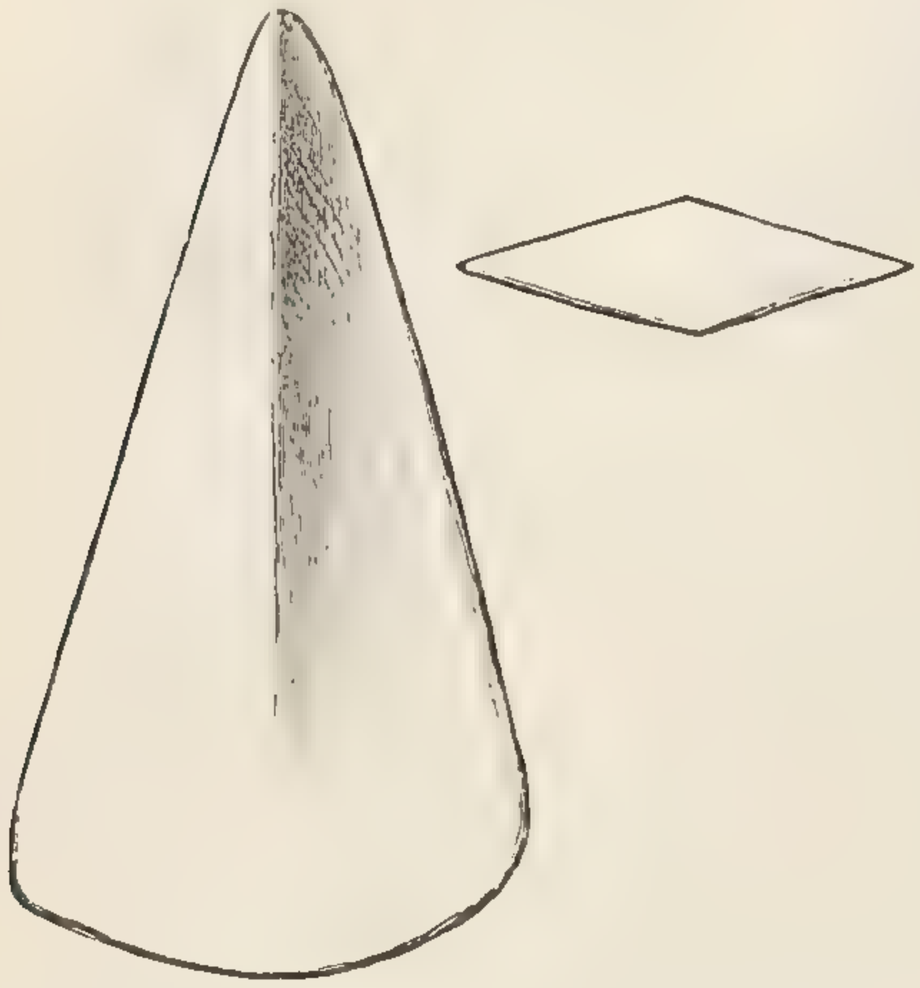
[2]) Vergl. H. Fischer, Nephrit und Jadeit 1875, S. 370.

[3]) Auf der Feldflur des Ackermanns Bötel bei Börssum ist später auch ein Bronzebeil gefunden worden.

Der von diesem Beile angefertigte Feinschliff wies wieder in reichlicher Menge Querschnitte des Jadeits auf, zeigt daher die Augitspaltbarkeit in vortrefflicher Weise. An den Längsschnitten wurde bis 42° Auslöschung gegen die Spalttracen gemessen.

Eine Vergleichung der Dünnschliffe stellte die Identität mit dem grofsen Flachbeil von Geitelde aufser allem Zweifel. Dieselbe erstreckt sich auch auf die beigemengten kleinen Körner, deren Zugehörigkeit zum Titanit nun auch durch die spitzkeilförmige Gestalt sicher gestellt werden konnte.

Fig. 12. Fig. 13.



Das Beil von Wülperode hat eine Länge von 23 cm und eine gröfste Breite von 12 cm. Von der allgemeinen Form der Flachbeile, unterscheidet es sich von diesen doch wesentlich durch den rhombischen Querschnitt am oberen Ende, herbeigeführt durch das Vorhandensein einer stumpfen Kante auf beiden Breitseiten, die sich nach dem spatelförmigen unteren Ende hin vollständig verläuft. (Vergl. Figg. 12 und 13.) Die beiden Hälften rechts und links sind nicht vollkommen symmetrisch, was sich namentlich an der scharfen Schneide bemerkbar macht. Leider ist das Beil zerbrochen; der Feinschliff wurde der 12 mm messenden Bruchfläche entnommen.

Bronzen

aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig und den angrenzenden Gebieten.

Von **Th. Voges.**

(Mit Zeichnungen auf Tafel IV vom Verfasser.)

Wenn der Geologe die Steine mustert, die zerstreut auf der Flur liegen, so erkennt er sofort zwischen dem heimischen Material die Fremdlinge, Findlingsblöcke, die auf den diluvialen Bildungen lagern. Ähnlich ergeht es dem Prähistoriker. Wer die langen Reihen der Meifsel, Äxte und Hämmer betrachtet, die die Schränke unserer Museen füllen, bemerkt unter den immer wiederkehrenden Werkzeugen auch hier und da Stücke, die entweder durch Farbe und Struktur des Gesteins oder durch ihre eigenartige Form hervortreten. Auch sie sind Fremdlinge unter den heimischen Geräten, eingeführte Handelsware. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Anzeichen, dafs schon in der Frühzeit der Vorgeschichte ein Tauschverkehr zwischen den Bewohnern verschiedener Landschaften stattgefunden hat. So sind die grofsen Feuersteinwerkzeuge bereits in neolithischer Zeit als Handelsware vertrieben worden, so auch die facettierten aus dunklem Kieselschiefer verfertigten Äxte [1]).

In der Metallzeit treten die Beweise für diese uralten Handelsbeziehungen noch deutlicher hervor. Es sind unter den Bronzen viele Stücke, die mit denen aus weitentlegenen Gegenden so sehr übereinstimmen, dafs sie als Erzeugnisse fremder Werkstätten angesprochen werden müssen, zumal solche, hier nur vereinzelt auftretende Geräte dort in ihrer Heimat in weit gröfserer Zahl aufgefunden werden. Dies gilt auch für die Bronzen, die in dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig und den angrenzenden Gegenden gefunden wurden. Es

---

[1]) R. Baier, Die Insel Rügen, S. 23 u. 25. Vofs u. Stimming, Vorgeschichtl. Altertümer aus der Mark Brandenburg, S. 3, 4 u. 6. A. Götze, Über neolithischen Handel (Bastian-Festschrift), S. 5 u. 11.

ist das Gebiet, das zunächst das Hügelland nördlich vom Harze umfafst und das noch darüber hinaus in die Tiefebene bis zur Aller reicht, westlich von der Fuse und östlich von der Holtemme begrenzt wird.

Diese so fruchtbare und schon ehemals reich bevölkerte Landschaft hat für den Handel keine allzugünstige Lage. Im Süden erhebt sich das unwegsame Gebirge mit seinen engen Thälern und undurchdringlichen Wäldern, nordwärts erstreckt sich die weite Heide mit ihren Mooren und Brüchen. Kein grofser Strom, der den fremden Händlern den Weg wies, berührt das Land. Nur die wilden Harzgewässer durchziehen es und die Bäche, die von den waldigen Hügeln ihren Lauf gen Norden nehmen. Zwar sind diese Flüsse weder durch Breite noch durch Tiefe ein Hindernis für den Verkehr, aber die niedrigen, sumpfigen Ufer erschweren doch den Übergang. Dazu gesellen sich feuchte Niederungen, die für lange Strecken unwegsam sind. Da wo Oker und Ilse sich vereinigen, beginnt das grofse Bruch, das ostwärts bis zur Bode reicht, der Rest eines Sees der Eiszeit. Gleiche Niederungen liegen an der Soltau und Altenau. Ebenso schwer zu überschreiten war das Thal der vom Elm herabrinnenden Schunter; alte Dorfnamen, wie Seedorf, Brunsohle deuten noch jetzt den alten Zustand an. Und noch weiter wird dies Gebiet von der träge dahinfliefsenden Aller und Fuse durchzogen, die bei jeder Schneeschmelze und bei jedem anhaltenden Regen das Land unter Wasser setzten.

Alle diese Flufsläufe waren den alten Bewohnern willkommene Schutzwehren, dem Handel hemmende Schranken. Was konnte überdies der fremde Mann Begehrenswertes hier finden? Die Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Hausfleifses waren mehr oder weniger im ganzen nördlichen Deutschland vorhanden. Längst mochten darum die Bernsteinstrafsen, die zur Nordsee und dem baltischen Meere führten, belebt sein, ehe hier der Händler seinen Einzug hielt. Mochte auch das Land nichts besonderes bieten, mochten Wege und Stege auch beschwerlich sein, über Dämme und durch Furten drangen doch die Fremdlinge hier ein. Vieles von dem, was sie brachten, ist vergangen; aber getreulich hat der Erdboden die alten Bronzen bewahrt, unschätzbare Zeugen der Vorzeit und ihrer Kultur.

Wenn es berechtigt ist, in Hinsicht allein auf das Metall die Funde zeitlich zu ordnen, so mufs der Doppelaxt von Börfsum unter den braunschweigischen Sachen das höchste Alter eingeräumt werden (Abb. 1). Sie gehört zu der Gruppe doppelschneidiger Äxte, die in Hinsicht auf Zeit, Herkunft und Bestimmung bis jetzt ein Rätsel sind. Das zierliche Gerät hat zwei gleich lange Arme mit senkrechten Schneiden. Das schmale Mittelstück ist durchlocht, freilich beträgt die Weite der Öffnung nur 0,9 bis 1,1 cm. Es war also unmöglich, einen Stiel oder

Griff hindurchzubringen, und das Gerät ist so zum Gebrauch untauglich. Möglich, dafs es eine Votivgabe ist. Das Metall enthielt 95,3 Prozent Kupfer. Zinn ist nicht darin enthalten, Blei und Zink in geringen Spuren, ebenso kleine Mengen von Eisen, Arsen und Antimon. Demnach liegt ein Schmelzprodukt vor, welches der heutige Hüttenmann als Schwarzkupfer bezeichnen würde. Es ist ein aus Kupfererzen durch Röstreduktion hergestelltes unreines Kupfer, welches in Folge der geringen Verunreinigungen härter ist, als reines Kupfer.

Das Doppelbeil lag in einer Tiefe von 2 m im heimatlichen Dilualsande. Unter der Ackerkrume stand Moorboden, dann folgte Aulehm, und darunter kam der Flufssand, in dem es gefunden wurde.

Ganz ähnliche Doppeläxte mit gleichsinnigen und zwar senkrecht stehenden Schneiden sind in Deutschland mehrfach gefunden. Aufser dieser Börfsumer Axt sind aus den Ländern nördlich der Alpen noch fünfzehn Stück bekannt, davon stammen fünf aus dem Rheingebiete und zehn aus den Elbgegenden [1]). Wenngleich auch steinerne Doppeläxte im braunschweigischen Lande gefunden wurden (ein Prachtstück stammt aus Destedt am Elm), so liegt hier doch keine heimische Nachahmung vor, wahrscheinlich sind diese Kupferbeile aus dem Süden eingeführte Sachen. Man ist geneigt, zunächst an Ungarn zu denken, indessen stehen bei den Doppeläxten dieses Landes die Schneiden über Kreuz, auch haben die Geräte ein regelrechtes Stielloch. Überdies darf hier nicht übersehen werden, dafs nach der Meinung einiger Forscher, z. B. Szombathys und Hoernes', die ungarischen Kupferbeile möglicher Weise aus viel jüngerer Zeit stammen und von den aus Kupfer gegossenen neolithischen Äxten wohl zu unterscheiden sind. Aber aus weit entlegener Ferne dämmert ein Fund herüber, der vielleicht die Herkunft dieser zierlichen Form andeutet. Im vierten Grabe auf der Akropolis zu Mykenä fand Schliemann mehr als ein halbes Hundert goldene Ochsenköpfe, die zwischen den Hörnern eine Doppelaxt tragen, deren Form der Börfsumer Axt entspricht. Auch auf jenem grofsen Goldringe, der aufserhalb der Agora aufgenommen wurde, hat man in der Zeichnung über den opfernden Frauen solch eine Doppelaxt (oder

---

[1]) Doppeläxte von Lüscherz und von der unteren Donau. Zeitschrift für Ethnologie, Band XI (1879). Verhandlungen, S. 336, Tafel XVII, Abb. 2 u. 3. — Die Doppelaxt von Ketzin. Dieselbe Zeitschrift, Band XXIII (1891). Verhandlungen, S. 457, Abb. 1. — Virchow über diese Doppeläxte auf der Anthropologen-Versammlung zu Danzig. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. 1891, S. 131. — C. Koehl, Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung, S. 54 u. 57. — Fischer, Stein- u. bronzezeitliche Beziehungen des Orients zu dem Schleswig-Holsteinischen Bernsteinlande. Zeitschrift des Harzvereins, Band XXIX (1896), S. 569.

wohl zwei) erkannt. Zwei zweischneidige Beile gehörten zu einem Bronzeschatzfunde von der Akropolis [1]). Auch unter den neueren Funden auf dem Parthenon zu Athen lagen Bronzeäxte mit centralem Loch und doppelten, gleichsinnig gerichteten Schneiden. Sie kommen auch in Vorderasien vor, z. B. in Hissarlik. Es ist eine alt-assyrische und babylonische Form [2]).

Wenn die Metallarbeiter neolithische Steingeräte nachahmten, bildeten sie besonders das gebräuchlichste Werkzeug, den Keil, nach. Das geschah schon damals, ehe die echte und rechte Bronzemischung bekannt war. Auch aus dem Flufsgebiete der Aller ist ein Celt vorhanden, der aus zinnarmer Bronze besteht. Er stammt aus Sommerschenburg, südöstlich von Helmstedt. Derselbe ist flach, nur oben etwas muldenförmig vertieft. Das Metall enthält 97,4 Proz. Kupfer, 2,8 Proz. Zinn und Spuren von Blei [3]). Ähnliche Flachcelte wurden aufserdem bei Helmstedt, Neuhaldensleben und Veltheim an der Ohe gefunden. Auch diese sind mehr oder weniger muldenartig vertieft. Ob unter ihnen noch Stücke von zinnarmer Bronze sind, mufs späterer Untersuchung vorbehalten bleiben.

Bei weiterer Entwickelung dieses einfachen Werkzeuges werden die Ränder mehr aufgerichtet, so bei einem Celte von Altenbraak am Harz.

Bemerkenswert sind zwei schlanke, spatelförmige Celte mit niedrigen Rändern, von denen der eine bei Benzingerode unfern Blankenburg, der andere in der Umgegend von Helmstedt gefunden wurde. Ähnliche Stücke lagen in mehreren Depotfunden Böhmens, auch in Ungarn kommen sie vor [4]).

Wiewohl die Zahl unserer Bronzen keine grofse ist, so gestattet sie uns doch, die Entwickelung des Celtes, dieses begehrtesten Werkzeuges, genau zu verfolgen. So wurden die Flachcelte mit der Zeit manchen Veränderungen unterworfen, die dahin zielten, dies Gerät fester und sicherer mit dem Schafte zu verbinden. Die aufgerichteten Ränder, wie sie der Celt von Altenbraak hat, genügten dazu oft nicht mehr, darum werden sie nur bis etwa zur Mitte erhöht, und hier durch eine Leiste oder Barre verbunden. In die so entstandenen Vertiefungen

---

[1]) Mykenä, Abb. 329 u. 330. Der goldene Siegelring, Abb. 530. Ein Beil, Abb. 173. Über die Darstellungen der Doppelaxt auf den Medaillen der alten Könige von Carien und auf den Münzen von Tenedos, siehe S. 292. Über kleine Äxte dieser Form als Votivgaben in Olympia siehe Furtwängler, Bronzen, Tafel XXVI. S. 71.

[2]) Virchow in den angeführten Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

[3]) R. Andree, Zur „Kupferzeit“. Braunschw. Magazin 1896, S. 47.

[4]) Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Tafel XIX, 8, Tafel XXXV, 3 u. 4, Tafel XXXVI, 10. — Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Tafel VI u. VII.

legten sich die beiden Teile des gespaltenen Holzes, die dann mit Tiersehnen umwickelt wurden. Solche Leisten- oder Absatzcelte sind mehrfach gefunden worden, so an der Kirche zu Wenden an der Schunter und bei Mönche-Schöppenstedt östlich von Braunschweig.

Zuweilen finden sich auf den Klingen dieser Barrencelte rinnenartige Vertiefungen, wie bei dem von Räbke am Elm und von Ahlum bei Wolfenbüttel. Diese Form ist eine echt nordische und in Skandinavien, Hannover und Mecklenburg sehr verbreitet.

Wenn man zweifelhaft sein kann, von welcher Herkunft die Flachcelte im allgemeinen sind, so ist bei anderen Bronzesachen diese Frage schon sicherer zu beantworten. Bei Börnecke, unfern Blankenburg am Harz, lagen in einem Thongefäfse vierzehn offene Halsringe von elliptischer Gestalt. Die unverzierte Stange ist völlig stielrund, an den Enden breitgehämmert und nach aufsen umgerollt (Abb. 2). Diese Ringe fanden sich von ganz gleicher Form in mehreren Depotfunden Böhmens, besonders in dem von Hospozin, so häufig, dafs man sie dort als Hospoziner Typus bezeichnet hat. Mehrere Stücke dieses bedeutsamen Fundes sind erst halbfertig und haben noch die Gufsnaht, an anderen kann man die weitere Arbeit deutlich verfolgen. Sie zeigen, dafs sämtliche Stücke durch den Gufs hergestellt sind, dann durch den Hammer vollends bearbeitet und zuletzt noch geglättet wurden. Da die Halsringe von Börnecke denen von Hospozin, wie bemerkt, ganz gleich sind, so haben die Bewohner an der Moldau und Eger wahrscheinlich auch die unserigen verfertigt [1]). Ähnliche Halsringe sind übrigens auch in Ungarn gefunden worden [2]). In Deutschland kamen solche bei Orlishausen zwischen Erfurt und Weimar, im Gebiete der Unstrut, zum Vorschein, ferner bei Halle an der Saale [3]). Diese Fundstätten deuten wohl die Strafse an, auf der die Schmuckringe zu uns kamen.

Der älteren Bronzezeit gehören auch die den Skelettgräbern von Beierstedt bei Jerxheim entnommenen Schmuckstücke an, nämlich die Säbelnadel und das Armband [4]). Jene ist 10,1 cm lang und im letzten Teile leicht umgebogen. Oben ist ein flacher Kopf mit einer kegelförmigen Spitze. Diese „Säbelnadeln“ sind aus den böhmischen Skelett-

---

[1]) Richlý, Die Bronzezeit in Böhmen, Tafel VIII, Abb. 1, 2 u. 3. Ähnliche Ringe wurden überdies gefunden in Böhmisch-Brod (Tafel V), in Oberklee (Tafel XXXIV), in Sobenitz (Tafel XXXV) und noch an anderen Orten Böhmens, S. 210.

[2]) Hampel, Neue Studien über die Kupferzeit. Zeitschrift für Ethnologie, XXVIII (1896), S. 79.

[3]) Zschiesche, Die vorgeschichtl. Burgen u. Wälle im Thüringer Centralbecken. Vorgeschichtl. Altertümer der Provinz Sachsen, X. Heft, S. 24. — Vofs, Merkbüchlein, Tafel VI, Abb. 2.

[4]) V., Die Ausgrabungen zu Beierstedt. Zeitschrift des Harzvereins, XXVII (1894), S. 575, Tafel I, Abb. 1 u. 3.

gräbern bekannt, wo sie mit Thongefäfsen vorkommen, welche die ansa lunata aufweisen und somit zur ältesten Bronzezeit gehören [1]). Das Armband ist offen und bildet ein 3 cm breites Band mit sechs hervortretenden Längsrippen. Zwei ganz ähnliche Schmukstücke lagen im Depotfunde von Sehuschic in Böhmen, und ein anderes fand sich im Schatze von Rákos-Palola in Ungarn [2]).

Wo Geräte, Werkzeuge und Schmucksachen vorhanden sind, mögen auch Waffen nicht fehlen. Besondere Beachtung verdient da der Depotfund von Dettum, einem Dorfe in der Mulde zwischen Elm und Asse. Hier kamen drei kurze, breite Dolche zu Tage von jener Art, die man als triangulăre bezeichnet hat. Einer ist, wenn auch zerbrochen und etwas verletzt, sonst noch wohl erhalten (Abb. 3). Er ist 37,5 cm lang. Der Griff, im Querschnitt länglichrund, trägt eine kleine Platte. Der untere, weit ausladende Teil des Griffes, der die Klinge fafst, mifst 11,5 cm und hat in der Mitte seines wagerechten Abschlusses einen halbkreisförmigen Ausschnitt. Mit acht Nieten ist die Klinge befestigt, welche oben 11,2 cm breit ist und ursprünglich wohl 34 cm lang war. An den Schneiden ziehen sich drei Linien entlang. Oben querdurch läuft eine Zickzacklinie, von der sanft geschwungene Bögen in Dreieckform herabhängen. Die beiden anderen Klingen — die Griffe sind nicht mehr vorhanden — sind der des ersten Dolches ähnlich, nur etwas schmaler und schlanker. Die, welche noch am besten erhalten ist, hat oben zehn Nietlöcher, worin noch acht Niete sitzen, und mifst 12 cm : 41,5 cm. Diese Dolche erinnern durch ihre Form an das breite Schwert mit spitz zulaufender Klinge, das der Wagenlenker auf der Stele vom fünften Grabe zu Mykenä trägt [3]). Doch nicht aus Hellas, sondern aus Italien stammen diese Dolche, besonders sind sie in Norditalien häufig, so im Pfahlbau von Polada, im Depotfunde von San Lorenzo in Nuceto bei Forli und in Castione bei Parma. Sie finden sich dann — abgesehen von den Funden in Mecklenburg (Malchin) und Westpreufsen (Daber) — in Bayern und Reinhessen (Gauböckelheim), im Wallis und am Thuner See, auch westlich in der Gegend von Lyon [4]). Montelius setzt diese Dolche in den zweiten Teil der ersten italienischen Bronzeperiode, mithin in das 19. Jahrhundert vor Christi

---

[1]) Hoernes, Urgeschichte, S. 393.

[2]) Richlý, a. a. O., Tafel XLVII, Abb. 5. — Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Tafel LXXXVII, Abb. 6.

[3]) Mykenä, Abb. 140. (Schliemanns erstes Grab.)

[4]) Bastian und Vofs, Bronzeschwerter des Königl. Museums zu Berlin. S. 18. Tafel. XII, Abb. 11, 12; Tafel XIII, Abb. 6. — v. Tröltsch, Fundstatistik Nr. 94. — Lindenschmit, Altertümer unserer heidn. Vorzeit, I. Bd., 2. Heft, Tafel IV, Abb. 3.

Geburt[1]). Damals schon gab es einen Verkehr zwischen Italien und Mitteleuropa, einen Verkehr von den Gestaden der Nordsee, der die Bronze nach dem Norden und den Bernstein nach dem Süden führte[2]). Von den nordöstlichen Abhängen der Apenninen und aus der weiten lombardidischen Tiefebene führte der Handelsweg, der diese Dolche und andere Bronzen nach Deutschland brachte, wahrscheinlich über den Gr. St. Bernhard durch das Wallis und Berner Oberland zur Rheinstrafse[3]).

Den Angriffswaffen möchte man, wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung, auch ein ganz eigentümliches Gerät zuweisen, das aus dem Dolche gewissermafsen eine Schlagwaffe macht. Es ist der „Schwertstab“, der bei Langenstein, zwischen Blankenburg und Halberstadt, gefunden wurde (Abb. 4). Ein breites Schwert ist anscheinend mit drei Nieten an einer kurzen Hülse befestigt, die nach hinten spitz ausspringt, oben aber ausgezackt ist und einst auf einem Holzschafte safs. Indefs jene drei Knöpfe sind nur Ornament und nur noch eine Erinnerung an die einstige Befestigungsart, denn diese Form hat schon eine lange Entwickelungsreihe hinter sich. Aber eine gefährliche Waffe ist dies Ding nicht, denn es würde im Ernstfalle beim Gebrauch bald zerbrochen sein. Man nimmt daher an, es sei ein Würdezeichen, ein „Kommandostab“ der Häuptlinge gewesen. Von diesen eigenartigen Geräten kennt man nur vierzehn Stück, die in Nord-Deutschland und Schonen gefunden wurden[4]).

Wie die Formen der Steinbeile in Bronze nachgebildet wurden, so geschah es auch mit den anderen Werkzeugen aus Stein. Es liegt ein Bronzemeifsel vor, der bei Hornburg an der Ilse gefunden wurde und zeigt, wie die Feuersteinmeifsel, von denen wir z. B. in dem Fundstücke aus dem Skelettgrabe von Gr. Biewende ein ausgezeichnetes Stück besitzen, in die Bronze übersetzt wurden. Dieser Meifsel von Hornburg ist 8,3 cm lang, bildet oben eine Röhre, die an der Mündung eine Wulst hat, und läuft dann in eine schmale Schneide aus. Ein ähnlicher Bronzemeifsel lag im Depotfunde zu Běřín in Böhmen[5]). Im Norden sind sie selten[6]).

---

[1]) Zur Chronologie der älteren nordischen Bronzezeit, Correspondenz-Blatt d. deutschen Gesellsch. für Anthropologie etc., 1897, S. 126.

[2]) Montelius, Über die vorklassische Zeit in Italien, a. a. O., 1887, S. 127.

[3]) Heierli u. Oechsli, Urgeschichte des Wallis. Mitteil. der Antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XXIV, Heft 3.

[4]) Lindenschmit, Altertümer, Bd. III, Heft VI, Tafel 1. — Lissauer, Altertümer der Bronzezeit in Westpreufsen, Tafel I, Abb. 14.

[5]) Richlý, a. a. O. I, 6.

[6]) Sophus Müller, Nordische Alterthumskunde I, 280.

Im weitern Verlaufe der Bronzezeit entwickelten sich auch die Celte. Der Rand, der bei einigen schon ziemlich hoch war, wird, besonders in der Mitte, noch mehr erhöht, so dafs die Lappencelte entstehen. Zunächst ist da ein Stück, dessen Lappen nach vorn zusammenlaufen. Es stammt aus Neuhaldensleben in der Altmark. Ähnliche geschlossene Lappencelte lagen mehrfach in böhmischen Depotfunden [1]). Die übrigen hierher gehörenden Stücke haben freistehende Lappen, so die von Sommerschenburg und von Braunschweig (Wendenthor). Ein ausgezeichnetes schlankes Werkzeug dieser Art gefunden im Braunschweigischen — der Ort ist unbekannt — hat nur kleine Lappen, weist aber am schmalen Bahnende jenen halbmondförmigen Ausschnitt auf, der sich wiederholt bei böhmischen und ungarischen Celten findet. Doch ist die Herkunft dieser Form weiter südlich zu suchen, denn ganz ähnliche fanden sich im Pfahlbau von Peschiera am Gardasee [2]). Gewifs darf man sie als italische Handelsware bezeichnen [3]).

Während die genannten Lappencelte ungehenkelt sind, weisen andere einen Henkel auf. So zwei Stücke, die zu dem bedeutsamen Depotfunde vom Regenstein gehören. In dem unwegsamen Klippen der zerklüfteten Sandsteinfelsen, die sich nördlich von Blankenburg steil aus der Ebene erheben, suchte ein Waldarbeiter aus dem nahegelegenen Derenburg nach Kaninchen. Als er ein angeschossenes Tierchen aus dem Bau hervorziehen wollte, fand sich, dafs das Loch eine Höhle bildete, die eine grofse Menge von Bronzesachen enthielt. „Die Form der Waffen war eine sehr mannigfaltige, die Öffnungen für den Stiel befanden sich teils in dem Ende, teils in der Seite der Waffe, teils hatten sie seitwärts kleine ringartige Henkel. Auf welche Weise diese unzugängliche Stelle ein Aufbewahrungsort für eine so ungewöhnlich grofse Anzahl von Waffen geworden, ist rätselhaft [4])." Es sind also, aufser andern Gegenständen Hohlcelte und gehenkelte und ungehenkelte Lappencelte gewesen. Dieser überaus wichtige Fund blieb leider nicht zusammen, die Sachen wurden überallhin zerstreut. Aufser jenen beiden gehenkelten Lappencelten ist noch ein Hohlcelt vorhanden. Um seine länglichrunde Tülle läuft ein Wulst. An den Schmalseiten bilden fein geschwungene Linien je ein blattähnliches Ornament, die Erinnerung an die Lappen jener anderen Celtform. Die Breitseiten haben je eine schwache Rippe.

---

[1]) Richlý, a. a. O. Jičiněves Tafel XXX.

[2]) M. Much, Kunsthistorischer Atlas. I. Abteilung. Tafel XX 1, Abb. 6.

[3]) R. Virchow, Der X. russische archäologische Kongrefs zu Riga. Zeitschrift für Ethnologie XXVIII (1896), (483).

[4]) Leibrock, Chronik der Stadt u. des Fürstenthums Blankenburg I, S. 18. — C. Schiller, Fundstätten vorchristlicher Altertümer. Manuscript im Städt. Museum.

Dann lag auch da noch ein ganz eigenartiges Stück, nämlich ein geschlossener Ring von länglichrunder Form (Abb. 5). Die Längenachse mifst 13 cm, der kleine Durchmesser 10,3 cm. Die Stange ist ganz einfach, stielrund und 1 cm stark. An vier Stellen, nämlich an den Aufsenseiten der Achsenenden, sind Gruppen von acht bis dreizehn tiefen Kerben. Dieser Ring hat nicht die grüne Patina der Celte, sondern ist dunkelbraun.

Hohlcelte, dem vom Regenstein ähnlich, sind auch sonst noch gefunden worden, so bei Warberg am Nordostfufse des Elmes, dieses waldigen Höhenzuges, der schon so manches bedeutsame Fundstück geliefert hat. Er hat jederseits drei hervortretende Rippen. Zwischen Beierstedt und Jerxheim wurde ein Hohlcelt aufgenommen, der jederseits nur eine vortretende Rippe hat. Auch der Hohlcelt von Bartensleben gehört hierher, doch ist derselbe ganz ohne Rippen.

Durch seine eigenartige Ornamentation ist das Bruchstück eines Hohlceltes auffallend, das angeblich bei Vienenburg am Zusammenflufs der Oker und Radau gefunden ist. Der Körper ist vierkantig und hat an den Breitseiten je drei Rippen, die mit kleinen Halbkugeln enden. Neuerdings sind in Pommern gehenkelte Hohlcelte ans Tageslicht gekommen, deren Körper ebenfalls vierkantig ist und Rippen zeigt, die in gleicher Weise mit Knöpfchen endigen. Diese Verzierungsweise findet sich sonst nur noch bei einem Stücke aus der Bretagne [1]).

Wie der Hohlcelt aus der Klippe am Regenstein nicht der einzige Vertreter seiner Art geblieben ist, so sind auch noch andere länglichrunde Ringe bekannt geworden. Angeblich aus der Umgebung von Vienenburg stammen zwei ganz ähnliche Schmuckstücke. Der gröfsere Ring mifst 10 cm : 12,6 cm. Der Stab ist stielrund und an den Achsenenden mit Gruppen von 8 bis 13 scharfen Kerben versehen. Der kleinere mifst 8,9 cm : 12 cm und hat an den genannten Stellen gleichfalls Kerbe. Ein ähnlicher Ring wurde in einem Grabhügel bei Attenfeld gefunden [2]).

Unter der kleinen Zahl der Bronzen aus dem Gebiete der nordharzischen Vorlande finden sich Messer nur in ganz geringer Zahl. Das älteste stammt aus Bartensleben an der Aller, östlich von Helmstedt (Abb. 6). Die Klinge ist nicht gerade, sondern sanft geschwungen, ein Kennzeichen der jüngeren Bronzezeit. Messer gleicher Form finden sich in grofser Zahl in den Pfahlbauten der Westschweiz [3]). Sie waren eine Handelsware, die im Norden vielfach nachgeahmt wurde.

---

[1]) A. Götze, Zwei Bronzefunde in Pommern. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897, Heft 3.

[2]) Lindenschmit Sohn, Das römisch-germanische Central-Museum. Tafel XXXVIII, Abb. 5.

[3]) v. Tröltsch, Fundstatistik, S. 96. — V. Grofs, Les Protohelvètes, Tafel XV, XIX u. XX.

Wenn für die bisher angeführten braunschweigischen Bronzen die Gegenstücke meist im Südosten, in Böhmen und in den Donaugegenden, selbst in Italien nachgewiesen werden können, so führt ein anderes Stück abermals nach dem Südwesten. Bei Schwanefeld an der Aller, nordöstlich von Helmstedt, wurde ein Schwert gefunden, dessen Form an der Moldau und Donau vergeblich gesucht wird. Der Griff ist nicht drehrund wie bei den ungarischen Schwertern, sondern abgeflacht. Die etwas breitere Mitte zeigt drei Bänder. Obenauf ist eine geschweifte, länglichrunde Platte ohne Mittelknopf. Die untern ausgreifenden Flügel laufen schräg abwärts. Die Klinge ist zweischneidig, geschweift und schilfblattförmig. Neben dem Mittelrücken laufen jederseits drei Linien hin. Die ganze Länge des Schwertes beträgt 58,3 cm. Schwerter gleicher Form sind am Rheine gefunden worden (Lorsch, Mainz), zu Eschenz im Thurgau, in den Pfahlbauten der Westschweiz, so in Mörigen am Bieler See, in Cortaillod am Neuenburger See, ferner bei Alise-St. Reine und weiter südlich an der Rhone und dann in Italien. Vielleicht ist Massilia der Ort gewesen, von wo sie nach den Alpenthälern und dann weiter nach den nördlichen Ländern ausgeführt wurden [1]).

Bemerkenswert sind die Fundumstände dieses Schwertes von Schwanefeld; es befand sich unter einem grofsen Steine senkrecht in der Erde stehend, wie es in gleicher Weise auch von dem im Ritzauer Forst unfern Lübeck aufgenommenen Schwerte erzählt wird [2]).

Auch sonst lagen viele der besten und wertvollsten Sachen aus der Stein- und Bronzezeit unter einem Steine. In Dänemark hat man besonders grofse Flintbeile einzeln unter einem grofsen Steine gefunden und einen Nachklang des in der Ynglingasage bekundeten Glaubens darin gesehen, dafs man das nach Walhall mitnehme, was man selbst vergraben habe. So ist auch dies Schwert nicht verloren worden, sondern man hat es in einer religiösen Absicht hingesteckt [3]).

Aufser jenem Schwerte von Schwanefeld können die nordharzischen Vorlande noch ein zweites aufweisen. Es ist ein Antennenschwert und wurde beim Ausroden alter Eichen unweit Erxleben östlich von Helmstedt gefunden (Abb. 7). Der Griff ist fast 13 cm lang, im Quer- und Längsschnitt länglichrund und mit drei Bändern umgürtet. Die Klinge ist zweischneidig und schilfblattförmig. Ihre Mittelrippe wird von zwei Linien mit kleinen Kreisbögen begleitet. Das ganze Schwert ist 47,5 cm lang. Man findet hier und da diese Form als Hallstätter Typus bezeichnet.

---

[1]) v. Tröltsch, Fundstatistik, Nr. 86b. — Lissauer, Altertümer der Bronzezeit in Westpreufsen, Tafel III, Abb. 3.

[2]) Katalog der Ausstellung prähistor. Funde zu Berlin 1880, S. 274.

[3]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, 424 bis 442.

Das mag insofern richtig sein, als damit auf die Zeit hingewiesen werden soll, denn die Antennenschwerter gehören ja bereits der älteren Hallstattzeit an, im übrigen brachten die Ausgrabungen auf jenem berühmten Flachgräberfelde des Salzberges nur ein Stück zum Vorschein, wie auch in den Hallstätter Nekropolen Krains ebenfalls nur ein eimziges Schwert dieser Art gefunden wurde. Demnach ist diese Waffe mit den Spiralen auf dem Knauf in dem Gebiete zwischen Donau und Adria ein Fremdling [1]). Wohl aber sind ähnliche Schwerter in Pfahlbauten des Neuenburger Sees aufgenommen worden, andere kamen in Baden, Oberhessen und in der Rheinprovinz zu Tage, eines wurde aus dem Rheinstrome selbst aufgefischt. Auch die Umgegend von Lyon hat sie aufzuweisen [2]). Als die ursprüngliche Heimat aber gilt das eigentliche Etrurien westlich des Apennin, wo sie in Corneto-Tarquinii ausgegraben wurden [3]). Wahrscheinlich haben sich die Erzeugnisse der etrurischen Werkstätten von Massilia aus über das Rohne- und Rheingebiet und weiter nordöstlich hin verbreitet [4]).

Die Bronzen unsres Landes zeigen — wenn sie überhaupt verziert sind — die einfachsten Elemente der Ornamentation: Zickzacklinien, Würfelaugen, Kreise, niemals aber erscheint hier die einst der Mykenäkultur entsprungene edle Form der Spirale, die doch im Norden so oft auf Spangen und Lanzenspitzen, auf Bronzeäxten und Zierscheiben auftritt. Nun aber in der jüngeren Bronzezeit bringt ein auch sonst merkenswerter Fund, wenn auch nicht die reine Spirale, so doch abgeleitete Formen, nämlich die S-Schlingen und die Bögen, deren Spitzen in geschlungene Bänder auslaufen, alle als parallele Linien mit der Punze gezeichnet. Im Elz, einem waldigen Hügel südwestlich von Helmstedt, kam ein reich verziertes Hängegefäfs zum Vorschein, das jedoch leider zerschlagen wurde. Gerettet wurde nur die Hälfte. Es ist eine grofse, flache Schale von 19 cm Durchmesser, deren Rand nach innen vorspringt, so dafs die gröfste Öffnung oben geringer ist als die gröfste Ausweitung des Gefäfses. Ringsum ziehen zwei breite Bänder, welche mit jenen bereits erwähnten Verschlingungen und Rankenbändern

---

[1]) v. Sacken, Gräberfeld von Hallstatt, Tafel X, Abb. 10, S. 30. — Hoernes, Urgeschichte, S. 383 u. 591.

[2]) Keller, Pfahlbauten, 3. Bericht, Tafel III, Abb. 35 und 7. Bericht, Tafel III, Abb. 4. — v. Tröltsch, Fundstatistik, Abb. 87a. — Bericht über die Vermehrung d. Samml. d. Vereins zur Erferschung d. rhein. Gesch. u. Altertümer 1896, Tafel I, Abb. 8.

[3]) Sophus Müller, Nord. Altertumskunde I, 384. — Hoernes, Urgeschichte, S. 553.

[4]) v. Tröltsch, Die älteste Bronze-Industrie in Schwaben. Correspondenzblatt 1889, S. 27.

ausgefüllt sind, wie sie sich auf Gegenständen aus der jüngeren Bronzezeit vorfinden und die ein Forscher des vorigen Jahrhunderts bei Besprechung eines ähnlichen Fundes treffend mit fliefsendem Wasser und mit sich fortwälzenden Wolken vergleicht [1]) (Abb. 8).

Die Bestimmung dieser Hängegefäfse ist nicht sicher festzustellen. Das aber ist gewifs, dafs sie keine italische Handelsware gewesen sind, sondern dem Norden entstammen. Wahrscheinlich standen die Werkstätten dieser Becken in Dänemark [2])

Mit den Hängegefäfsen zusammen sind in dänischen Gräbern oft halbkugelförmig gewölbte Bronzestücke mit einer hohlen, aufragenden Spitze gefunden. Man hat sie als Deckel zu jenen Gefäfsen aufgefafst, wiewohl sie der Gröfse nach niemals dazu passen [3]). Auch hier im Elz wurde ein Gegenstand mit aufgenommen, den der Finder gleichfalls als Deckel zu jenem Becken ansah [4]). Es ist eine dünne Bronzescheibe von 19,6 cm Durchmesser (Abb. 9). Während der Rand mehere konzentrische hohle Rippen aufweist, ist das gröfsere Mittelstück ganz flach gewölbt, aber völlig unverziert. Aus einer kleinen Mittelscheibe erhebt sich ein Knopf, der oben mit strahlenförmigen Riefen versehen ist. Wiewohl also dies Stück einem Deckel nicht unähnlich ist, so haben wir es hier doch wahrscheinlich mit einem jener weit verbreiteten Zierstücke zu thun, die im Norden, freilich viel reicher ornamentiert, als Gürtelplatten angesprochen werden [5]). Sonst sind auch ganz ähnliche Scheiben aus den Pfahlbauten von Mörigen und Estavayer bekannt geworden. Sie werden als Phaleren bezeichnet und gelten als Besatz des Pferdegeschirres oder sonst als Pferdeschmuck [6]).

Die Bronzeschale enthielt mehrere Gegenstände, nämlich einige Stücke gewundenen Bronzedraht, einen schlichten, offenen Reif und einen Gegenstand, der anscheinend zum Pferdegeschirr gehörte. Aber davon ist nichts mehr vorhanden. Dann aber lagen da noch „drei gleichförmige Gerätschaften, die vermittelst eines Riemens befestigt werden konnten“. Sehr wahrscheinlich sind dies drei Buckelknöpfe von 5 bis 6 cm Durchmesser, die unter der Wölbung einen starken Querstift haben (Abb. 10). In dänischen Gräbern fand man ähnliche

---

[1]) J. G. Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. Hannoverae 1720, p. 511.

[2]) K. Hagen, Holsteinische Hängegefäfsfunde. Aus den Jahrb. d. Hamb. wissensch. Anstalten. XII (1895).

[3]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, 387.

[4]) Bode, Nachweisung über einige im Herzogtume gemachte Entdeckungen. Kruse, Deutsche Altertümer (Halle 1828), Heft 1 u. 2, S. 115.

[5]) Sophus Müller, a. a. O., S. 276.

[6]) Victor Gross, Les Protohelvètes, Tafel XXV, Abb. 14 u. 21, S. 86.

Schmuckstücke dicht bei der Gürtelplatte oder am Halse oder bei den Schultern. Gewifs waren sie an der Kleidung zum Aufputz angebracht oder dienten als Knöpfe [1]).

Aus derselben Zeit möchte auch ein rätselhafter Gegenstand stammen, der zwar nicht mehr dem Fundgebiete angehört, das hier berücksichtigt wird, doch darum an dieser Stelle genannt wird, nicht nur weil er in einem Braunschweiger Museum seinen Platz gefunden hat, sondern weil er ein Unikum ist. Auf der Wüstung Ferchau beim Dorfe Kuhfelde unweit Salzwedel in der Altmark wurde eine Steinkiste aufgedeckt, die eine Graburne enthielt, in der ein Feuersteinkeil, eine Bronzespirale und jener merkwürdige Gegenstand lagen. Die Bronzespirale hat bei 8 cm Durchmesser neun bis zehn Windungen. Der Durchschnitt des dicken Drahtes ist rautenförmig, das Endstück ist verbreitert und mit eingekerbten Strichornamenten verziert, sonst ist die Oberkante nur regelmäfsig eingekerbt.

Das andere Bronzestück ist ein hohler, länglichrunder Körper von 11 cm Länge (Abb. 11). Der Querdurchschnitt bildet einen unten abgeflachten Kreis. Nach den Enden zu verringert sich der Durchmesser. Die kleinen Schmalseiten sind in der Richtung der Längenachse durchlocht. Rückwärts ist das Stück schlitzartig offen, und hier springen nach innen zwei Ösen vor, deren Löcher mit den beiden an den Schmalenden in einer Linie liegen. Dann sitzen aufsen an einer Seite noch zwei Ösen. Der Körper ist mit etwas vortretenden Längsrippen verziert, die eingekerbt sind. Sonst finden sich noch parallele Linien mit ausgezogenen und punktierten Halbkreisen. Dieser Gegenstand scheint nirgends seinesgleichen zu haben. Undset nennt ihn ein merkwürdiges Stück gegossener Bronze, das an den Bügel gewisser italischen Fibeln erinnert [2]).

Montelius schrieb darüber: „Eine Fibel kann es nicht sein. Meiner Meinung nach ist es eine Dose oder Schachtel, deren Deckel fehlt. Der Deckel ist offenbar durch eine Stange festgehalten gewesen, welche durch die Ösen ging. Sie war zum Aufhängen bestimmt. Wahrscheinlich stammt sie aus der 5. Periode der Bronzezeit“ [3]).

Völliger Aufschlufs über die Bestimmung des Gerätes ist erst dann zu erwarten, wenn einmal ein vollständiges Stück zu Tage gekommen sein wird. (Vergleiche den Nachtrag.)

Zu unseren prähistorischen Schätzen gehören auch drei jener seltsam

---

[1]) Sophus Müller, a. a. O., S. 274 u. 276.

[2]) J. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, S. 231.

[3]) Gütige briefliche Mitteilung des Herrn Professor Dr. O. Montelius in Stockholm vom 11. August 1893.

geformten Hohlringe, die unter dem Namen Schwurringe bekannt sind (Abb. 12 — 14). Freilich wird ihr Wert für die Vorgeschichte des braunschweigischen Landes stark beeinträchtigt durch den Umstand, dafs — weil zum alten Bestande gehörig — ihr Fundort unbekannt geblieben ist. Niemand weifs, woher sie stammen. Diese Ringe sind durch Form und Ornamentation auffallend. Nicht nur ist der Durchmesser des hohlen, gebogenen Körpers verschieden, sondern auch die Ringform ist dadurch geändert, dafs ein Teil der Rundung nach innen zurückgebogen ist. Die beiden gröfseren sind ganz geschlossen, der kleinere ist offen. Jeder Ring hat vier Gruppen scharfkantiger Riefen, die aber, ähnlich den Kerben an den bereits erwähnten „Fufsringen“ nur aufsen vorhanden sind. Sonst besteht das Ornament aus parallelen Linien, die mehrreihige Halbkreise tragen, wie bei der Fibel von Ferchau-Kuhfelde, ferner aus konzentrischen Kreisen, aus Bändern, die querüber laufen und bei den beiden gröfseren auch aus Schlingungen, die wahrscheinlich aus dem im Schlufsabschnitt der Bronzezeit beliebten Mäandermuster hervorgegangen sind. Gerade diese Schlingungen, die in ähnlicher Weise auf den Endstücken grofser Halsringe vorkommen, wie auch auf den Pincetten, weisen diese Hohlringe, die gewifs das Ergebnis langer Ausübung der Gufstechnik sind, der jüngsten Bronzezeit zu.

Die Bedeutung der „Schwurringe“ ist unbekannt [1]). Man hat an die Ausstattung nordischer Tempel gedacht. Ein offener Ring sollte daselbst liegen, bei dem alle Eide geschworen wurden. Es war ein alter religiöser Brauch, bei einem dem Ullr geweihten Ring zu schwören [2]). Auch als Votivgaben an grofse Göttergestalten möchte man sie ansehen [3]).

Auch die Herkunft dieser Form ist ungewifs. In den Pfahlbauten von Morges am Genfer See und von Estavayer am Neuenburger See sind sie aufgenommen worden. Andere kamen in Frankreich, in Hessen und Westfalen zu Tage [4]). Zwei, die bei Lindenstruth unfern Grünberg in Hessen gefunden wurden, sind unseren recht ähnlich [5]). Die Lösung der hier berührten Fragen ist — wie die so mancher andern auf dem Gebiete der Prähistorie — von späteren glücklichen Funden abhängig.

---

[1]) Vergl. (K. Andree), die Eid- oder Schwurringe bei den arischen Völkern. Globus, Bd. XIII (1868), S. 329. Die Abbildungen der drei Braunschweiger Ringe hat die Verlagsbuchhandlung von Fr. Vieweg u. Sohn mir für diese Arbeit gütigst zur Verfügung gestellt.

[2]) Fr. Kauffmann, Deutsche Mythologie, S. 19 u. 81.

[3]) M. Hoernes, Urgeschichte, S. 615.

[4]) v. Tröltsch, Fundstatistik, Abb. 45. — Keller, Pfahlbauten, VII. Bericht, Tafel XIV, Abb. 1.

[5]) Lindenschmit, Altenthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. II, Heft 7, Tafel II.

Ein Armring, der angeblich bei Vienenburg gefunden wurde, hat aufsen auf der Wölbung Gruppen von schräg aufsteigenden Parallellinien, deren Zwischenräume fein gekerbt geriefelt sind (Abb. 15). An den Enden Zickzacklinien zwischen breiten Bändern. Dieser hübsche Ring gleicht mit seiner Ornamentation den Armringen aus mehreren böhmischen Depotfunden, nämlich denen von Běřín, Lotka und Nezvěstice [1]).

Einen ganz anderen Formenkreise als dieses Armband von Beierstedt, gehören die Armringe von Mönche-Vahlberg an der Asse an, die einem Depotfunde entstammen (Abb. 16). Auch sie sind offen, und die Enden sind gerade abgeschnitten. Aber sie sind viel schmaler als jenes, dabei dicker, gedrungener. Das Ornament besteht aus parallelen, durch tiefe Furchen geschiedenen Querrippen. Diese Form scheint nicht gerade oft vorzukommen; in Böhmen lagen ähnliche Armringe im Depotfunde von Paseka [2]). In den Gräbern des am rechten Donauufer sich hinziehenden Voralpenlandes, in Winklarn, Paudorf, Gemeinlebarn und Leobersdorf fanden sich gleichfalls „offene massive Armringe mit derber querer Rippung“ [3]). Während aber jene böhmischen Armringe schon der Hallstattzeit angehören, denn der Depotfund von Paseka ist, weil hier Eisen schon vorkommt, der jüngste der Bronzezeit Böhmens, so scheinen die aus dem Voralpenlande ein höheres Alter zu haben, denn „der Formenkreis von Gemeinlebarn schliefst sich ziemlich an die ältere Periode der nordischen Bronzezeit“ [3]).

Zu den Gegenständen, die während der ganzen Bronzezeit in allen Landschaften Nord- und Mitteleuropas gefunden werden, gehören die Lanzenspitzen. Auch unser Gebiet hat deren einige aufzuweisen. Bei Gr. Vahlberg wurde eine solche Spitze gefunden, deren Schafttülle rund ist und sich bis zur Spitze als hohe Mittelrippe fortsetzt. Das Blatt ist beiderseits ganz dünn und gegen den Ansatz zu am breitesten. Ein ähnliches Stück ist das, was angeblich in der Umgegend von Vienenburg gefunden ist. Während diese beiden Speerspitzen wohl noch der älteren Bronzezeit angehören können, sind zwei andere zweifellos jünger. Die eine stammt aus Wieda südlich vom Brocken und zeichnet sich durch eine viereckige Schafttülle aus.

Dasselbe Merkmal weist ein anderer Speer auf, der angeblich wieder bei Vienenburg gefunden wurde (Abb. 17). Durch diese Erhebung der Mittelrippe zu einer hohen Kante erscheinen die Spitzen im Durch-

---

[1]) Richlý, a. a. O., Tafel II, Abb. 3, Tafel XVIII, Abb. 59 und Tafel XXIV, Abb. 1 u. 5.

[2]) Richlý, a. a. O., S. 117, Tafel XXVI, Abb. 20, besonders 21.

[3]) Szombathy, Die Bronzezeit in Österreich. Correspondenzblatt d. d. Ges. f. Anthropologie 1889, S. 179.

schnitte kreuzförmig und waren geeignet, gefährlichere Wunden hervorzubringen als die älteren Waffen. Bei der zuletzt angeführten Spitze ist übrigens noch ein Merkmal auffallend; dicht über dem Ansatze des Blattes nämlich zeigen sich zwei hervortretende, von der Mittelrippe schräg aufsteigende Dornen. Eine ganz ähnliche Verzierung zeigt eine Lanzenspitze, die bei Dechtow, unfern Fehrbellin gefunden wurde [1]).

Unter den eigentlichen Arbeitsgeräten aus Bonze ist ein Stück, das auf dem Acker oder auf der Wiese benutzt worden ist, und darum von Wichtigkeit ist. Es ist eine Knopfsichel, die aus der Gegend von Offleben stammt. Der Aufsenrand des Gerätes ist stark erhöht, daneben laufen zwei Mittelrippen hin. Am unteren Ende tritt ein stark hervorspringender Zapfen zur Befestigung vor. Die Unterseite ist flach.

Sicheln hat man in vielen Gegenden gefunden. In Schweden und Dänemark sind sie vorhanden. Zahlreich treten sie in den böhmischen Depotfunden auf. Manche haben hier den Zapfen unten an der Rückseite, bei anderen ist er — dem vorliegenden Stücke ähnlich — aufrechtstehend, so bei denen von Freistadt, Krupa, Lhotka und Sobenitz. Doch haben kleine Abweichungen in der Form der mehr oder weniger geschweiften Klinge, der Zahl der Rippen und der Art der Befestigung nur untergeordnete Bedeutung. Diese verschiedenen Einzelheiten trifft man in derselben Zeit mannigfach an [2]). Für die Gegend zwischen Elm und Aller ist dieser Fund insofern von Wert, da er zeigt, dafs die Bewohner hier Halmfrüchte oder Gras schnitten.

In einem Grabe bei Schwanefeld lag eine Zierscheibe von 5,4 cm Durchmesser (Abb. 18). Sie hat in der Mitte ein Loch, aus dem nach vorn eine niedrige Röhre aufragt. Rings herum sind noch acht kreisrunde Löcher, dann folgt weiter ein aus drei Riefen hergestelltes Band mit 16 Punktkreisen.

Schmuckstücke dieser Art scheinen im Norden sehr selten zu sein. In Hallstatt wurde eine Fibel aus Goldblech aufgenommen, deren Scheiben zwischen konzentrischen Kreisen drei Verzierungsreihen haben. Die innere und äufsere bilden kleine Buckeln von gravierten Kreisen umgeben, die mittlere 15 Rosettchen in Doppelkreisen [3]). Radförmige Zierstücke mit Tülle waren auch in Italien beliebt. Sie werden in den Gräberfunden von Corneto-Tarquinii angetroffen, wie auch in denen von Este [4]). „Das Stück von Schwanefeld gehört in die Klasse der als

---

[1]) Vofs u. Stimming, a. a. O.; Erste Abteilung, Tafel V, Abb. 5. „Das Alter dürfte nicht über die Hallstätter Zeit hinausgehen". S. 10.

[2]) Richlý, a. a. O., S. 162.

[3]) v. Sacken, a. a. O., Tafel XIV, Abb. 14. S. 64.

[4]) Hoernes, a. a. O., S. 553 u. 579.

Haarnadelköpfe angesprochenen italischen Radscheiben mit Tülle, richtiger Nabe. Dieser Typus kommt schon in den oberitalischen Terramaren der Bronzezeit verschieden verziert vor, und zwar aus Bronze, Bein, Horn und Thon und geht in die erste Eisenzeit hinüber. Ein dem Schwanefelder ganz ähnliches Exemplar fand sich in Gorzano. Vergl. O. Montelius, La civilisation primitive en Italie I, Taf. IX, 27; XVI, 25, 26; XVII, 7. 8. 11. 15. 16. L. 5.[1])".

Ebenfalls der jüngeren Bronzezeit angehörig sind die angeblich wieder bei Vienenburg gefundenen Bruchstücke zweier Wendelringe. Bei dem einen sind die nach verschiedenen Richtungen sich wendenden Gruppen nur durch Riefelungen markiert, während bei dem anderen die Windungen durch schmale, hohe und scharfe Längsbänder, die abwechselnd in entgegengesetzter Richtung laufen, hergestellt sind. Diese Torques kommen in Skandinavien, Dänemark und Deutschland vor.

Wie sich schon aus den Fundangaben der vorstehend genannten Gegenstände ergiebt, sind bislang aus unserem Gebiete Bronzegräber — mit ganz geringen Ausnahmen — bis jetzt nicht entdeckt worden. Wir haben weder Kegelgräber, wie in Mecklenburg, die schon so manches wertvolle Stück geliefert haben, noch Flachgräber, wie sie sich in den Donaugegenden finden, ganz zu geschwiegen von den reich ausgestatteten Gräbern des Nordens. Ob bereits in früheren Zeiten die Ruhestätten der Bronzeleute achtlos zerstört sind, oder ob unter Waldmoos und Ackenkrume solche Gräber noch unbekannt versteckt liegen — wer vermag das zu sagen? Hier und da deutet eine Sage, wie die vom goldenen Wagen in Lelm, von der goldenen Wiege unter den Hügeln von Hohenassel, oder die vom Heidenkönig im Solling, wie auch die vom Königskirchhofe zu Volzum darauf hin, dafs der Boden noch manche Schätze birgt. Vorläufig jedoch haben wir aufser den beiden Schmucksachen, die in dem Skelettgrabe zu Beierstedt gefunden wurden, und jener Zierscheibe aus Schwanefeld keine Grabfunde der Bronzezeit zu verzeichnen. Alle Stücke sind zerstreut hier und da gefunden worden, und nur die Dolche von Dettum, die Armringe von Mönche-Vahlberg, die Celte aus dem Regenstein und die Halsringe von Börnecke beanspruchen als Depotfunde besondere Beachtung. Erst aus jener Zeit, wo bereits das Eisen eindringt, besitzen wir zwei Gräberfelder, die einzigen, die regelrecht erforscht sind. Da ist zuerst Beierstedt am Heese. Steinkämmerchen, die in die Erde gesenkt und mit Steinen umgeben waren, enthielten Urnen und Beigefäfse; zwischen den ausgeglühten Knochenresten lagen Bronzen, auch Eisensachen und Perlen. So fand sich da ein kleines, schmales Messer, dessen Stiel nach dem Rücken gebogen ist und hier

---

[1]) Gütige briefliche Mitteilung des Herrn Dr. M. Hoernes in Wien.

mit einer Schnecke endigt. Während dies Stück eine echt nordische Form hat, müssen für ein anderes Messer, das breit und halbmondförmig ist, die Gegenstücke im Südwesten, in den Pfahlbauten des Bieler und Neuenburger Sees gesucht werden [1]). Da lagen ferner die aus Doppeldraht verfertigten Schleifenringe mit einer Endschleife. Ein hübsches Schmukstück ist die Schwanenhalsnadel mit Schälchen, die im Norden weit verbreitet ist, aber gewifs aus südlichen Werkstätten stammt. Diese Nadelform gehört nicht nur der jüngsten Bronzezeit an, sondern findet sich auch in Urnengräbern der La Tène-Zeit [2]).

Das Urnenfeld von Eilsdorf, nördlich von Huy, ist neuerdings dadurch so bekannt geworden, dafs hier aus eingesenkten Steinkämmerchen einige Gesichtsurnen mit Thürverschlufs erhoben wurden [3]). Auch hier kamen jene Schleifenringe aus Doppeldraht zum Vorschein, aufserdem Schmucknadeln verschiedener Art, nämlich solche mit mehrgliedrigem und vasenförmigem Kopfe, dazu auch eine Rollen- und eine Schalennadel. In den Pfahlbauten der Westschweiz fanden sich Schmucknadeln von ganz ähnlicher Form in grofser Zahl. Doch standen die Werkstätten, aus denen sie hervorgingen, gewifs in Italien, wie denn auch Rollennadeln z. B. in der Terramare von Castione und im Pfahlbau von Peschiera erhoben wurden [4]).

Der Hallstattzeit gehört das älteste Bronzegefäfs der nordharzischen Vorlande an. Auf dem Sarling, einem Hügel nördlich von Königslutter, wurde in der Nähe des Dorfes Rode in dem Walde gegen Rottorf am Klei hin beim Pflanzen von Bäumen eine Situla mit herausgeworfen (Abb. 19). Das Gefäfs ist ohne Henkel 23,6 cm hoch. Während die Standfläche einen Durchmesser von 15,5 cm hat, mifst der obere Teil querdurch 23,5 cm. Auf ihm sitzt der schräg aufsteigende Hals, dessen Mündung 18,5 cm weit ist. Die Situla ist nur aus zwei Bronzeblechstücken zusammengesetzt. Die Schmalseiten der Gefäfswandung sind miteinander durch Niete verbunden, und das Blech dieses Hauptteiles ist dann um die Bodenplatte herumgeschlagen. Der eiserne Tragreifen war in aufstehende Öhre eingehängt, die samt den Bronzenieten noch vorhanden sind.

---

[1]) Keller, Pfahlbauten, 7. Bericht, Tafel VI, Abb. 8.

[2]) Vofs u. Stimming, a. a. O., S. 19 u. 20.

[3]) Vofs, Kombination von Haus- u. Gesichtsurne bei Eilsdorf. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XXVI (1894), Verhandl. S. 56.

V. Das Urnenfeld von Eilsdorf. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1894, Heft 4.

[4]) Kellers Pfahlbauten-Berichte bringen mehrere Tafeln mit Nadeln dieser Art, z. B. der 2. Bericht die Taf. II, der 5. Bericht die Tafeln II, V u. XII. — Siehe ferner V. Gross, Les Protohelvètes, Tafel XXI. — Sophus Müller, Nord. Altertumskunde I, 414.

Wahrscheinlich hat dies seltene Gefäfs, wie so viele andere seiner Art, als Ossuarium gedient, wiewohl die Waldarbeiter über Brandreste nichts aussagen konnten. Es lag aber innen ein zusammengebogenes Eisenschwert, eine eiserne Lanzenspitze und zwei Eisenfibeln der Spät-La Tène-Zeit. Die Situla hat demnach lange Jahre ihren Besitzern gedient, bis sie endlich als Grabgefäfs der Erde übergeben wurde. Weit aus dem Süden kam sie einst in diese Gegend. In Hallstatt fanden sich gegen hundert getriebene Bronzegefäfse, darunter zahlreiche Situlen mit eingezogenem Rande [1]). Aber die alten Bewohner des Salzberges verfertigten sie nicht selbst, sondern tauschten sie ein von Händlern aus dem Süden. Dort finden sie sich als heimisches Erzeugnis sowohl in St. Lucia wie im Littorale in grofser Zahl [2]). Aber der Ursprung und Ausgangspunkt dieser Situlen lag wohl in Italien [3]). Als Wahrzeichen des Einflusses der Hallstattkultur finden sich einzelne Stücke weit verbreitet. In Westpreufsen kam solch ein Eimer in Alt-Grabau zu Tage [4]). Ein anderer wurde in Ede in Gelderland gefunden [5]). Der nördlichste Fundort ist wohl Ulstrup unfern Flensburg [6]).

In Immendorf, westlich von Wolfenbüttel, wurde aus einem Acker ein kleiner Ring aufgenommen, dessen Form in den Braunschweiger Sammlungen nicht weiter vertreten ist (Abb. 20). Er hat drei Reihen von je zehn Knöpfen oder Warzen und mifst ohne diese 2,8 cm, mit denselben 3,1 cm im Durchmesser. Ähnliche Stücke lieferten die Ausgrabungen auf dem Hradischte bei Stradonitz in Böhmen, doch treten sie schon in der Hallstattzeit auf, wie die Grabfelder von Watsch, St. Margarethen, St. Lucia und Hallstatt selbst beweisen [7]). Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich jedoch weit nach Osten. Ein Ring mit nur einer Reihe von fünf Knöpfen stammt aus Kaschau in Ungarn. Ganz ähnliche Stücke fanden sich im Kaukasus; da ist z. B. aus der Karza-Schlucht ein offener Ring mit drei Reihen von je sechs Warzen, zu dessen Formenkreise ganz unverkennbar auch der Immendorfer Ring gehört [8]).

Das sind unsere bedeutsamsten Bronzen. Manches Jahrhundert, vielleicht ein Jahrtausend und mehr, mag vergangen sein von dem Tage,

---

[1]) v. Sacken, a. a. O., S. 92, Tafel XX.

[2]) v. Marchesetti, Herkunft der gerippten Bronzecisten. Corresponzblatt 1894, S. 105. — Hoernes, Chronologie der Gräber von St. Lucia. A. a. O., S. 108.

[3]) Hoernes, a. a, O., S. 622.

[4]) Lissauer, a. a. O., Tafel VIII, Abb. 1.

[5]) v. Tröltsch, Fundstatistik, Abb. 100, S. 94, 95 u. 117.

[6]) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, S. 358.

[7]) Virchow, Geknöpfte Ringe. — Szombathy, Bronzeringe mit Knöpfe aus Böhmen u. Ungarn. Zeitschrift für Ethnologie, Band XXIII (1891), Verhandlungen (490) u. (814).

[8]) Museum für Völkerkunde.

wo jener Flachcelt aus zinnarmer Bronze hier verhandelt wurde, bis zu der Zeit, wo die Nadeln von Beierstedt und Eilsdorf in die Graburnen gelegt wurden. Und doch ist die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen Bronzen im Vergleich mit den vielen Steingeräten nur eine geringe.

Noch ist es nicht möglich, die Herkunft aller dieser Bronzen sicher zu bestimmen. Denn bei einigen, wie bei den Flachcelten und Meifseln, sind die Formen des Nordens denen des Südens gleich. Bei anderen, wie bei dem rätselhaften Gegenstande von Ferchau-Kuhfelde, fehlen noch die Gegenstücke. Die Herkunft einiger anderer ist jedoch durch zahlreiche gleichartige Funde in ihrer Heimat sichergestellt. Aus dem Norden stammt der Schwertstab von Langenstein, das Hängegefäfs vom Elz und das Messer von Beierstedt. Auch die Barrencelte von Räbke und Ahlum sind nordischen Ursprungs. Böhmen lieferte die Halsringe von Börnecke, die Sichel von Offleben und wahrscheinlich auch die derbgerippten Armringe von Mönche-Vahlberg, wenn sie nicht etwa den Donaugegenden entstammen. Aus südwestlich gelegenen Gegenden, aus der Westschweiz und dem Rhonegebiete kamen die Schwerter von Schwanefeld und Erxleben, das Messer von Bartensleben, sowie das zweite Messer von Beierstedt. Für die Dolche von Dettum, wie für den Lappencelt mit dem halbmondförmigen Ausschnitte mufs Italien als Ursprungsland angesehen werden. Ebendaher stammt auch die Situla von Rode-Sarling und gewifs auch die Zierscheibe von Schwanefeld.

Aber sind denn alle braunschweigischen Bronzen eingeführte Handelsware? Sind denn nicht wenigstens einige von ihnen Erzeugnisse heimischer Arbeit? Freilich ist längst nachgewiesen, dafs in Schwaben und Bayern, in Böhmen und Mecklenburg Bronzegeräte gegossen worden sind. Dafs solches auch hier zu Lande geschehen, dafür liegen bis jetzt noch keine Beweise vor. Noch wissen wir nichts von Gufsformen, von Brucherz und unfertigen Stücken. Nur ein einziges Mal wies eine Spur darauf hin, dafs hier Bronzegeräte gegossen sein können. Als nämlich jener Kaninchenjäger damals seinen grofsen Schatz im Regensteine fand, lag zwischen den Celten auch ein grofser Bronzeklumpen. Derselbe wurde jedoch verkauft und eingeschmolzen. Sonst ist nichts von Spuren heimischer Giefserei aufgefunden worden. Auch verbietet schon die geringe Zahl der vorhandenen Bronzesachen die Annahme, als hätten hierorts Werkstätten gestanden. Wo Giefsereien in Thätigkeit gewesen sind, da finden sich gleichartige Gegenstände in gröfserer Zahl und auch von besonders ausgeprägter Form. Bis auf weiteres mufs also angenommen werden, dafs die braunschweigischen Bronzen eingeführte Sachen sind, hergebracht von Händlern, die ähnlich den heutigen Slowaken, mit ihren Waren umherzogen und solche gelegentlich hier selbst verfertigten.

Die wegekundigen Männer brachten noch mehr ins Land: Perlen und Kämme, vielleicht auch Gewebe; manche Sämereien und Knollen mochten mit eingeführt werden. So wurden unsichtbar von den Gestaden des Nordmeeres, aus den Alpenthälern, oder gar aus dem sonnigen Süden die Fäden hin und her gesponnen. Sie vermittelten mehr noch, die Kunde von fremden Ländern und Städten, von fremden Sitten und Bräuchen. Und auch diese Mitteilungen können nicht ohne Einflufs auf die Bewohner unserer Gegenden geblieben sein. Gewifs hängt so manche Änderung in den Begräbnisgewohnheiten damit zusammen, und vielleicht darf man in den seltenen Gesichts-Thürurnen von Eilsdorf Einflüsse etruskischer Canopus-Gefäfse und latinischer Hausurnen erkennen.

Zur Zeit sind diese und so manche andere Beziehungen nicht völlig erkennbar. Aber mit den hoffentlich sich noch mehrenden Funden und bei rüstig fortschreitender Arbeit werden sie dereinst immer klarer hervortreten.

Nachtrag.

Während der Drucklegung angestellte Versuche ergaben, dafs das kahnförmige Fundstück von Ferchau-Kuhfelde (S. 81, Abb. 11) mit Hülfe einer langen Nadel sehr gut als Fibel gebraucht werden kann. Die äufseren, breiten Ösen trugen dann wohl an einem Kettchen die Nadel und noch andre Anhängsel, Klapperbleche etc. Es ist auch zu beachten, dafs bei wagerechter Stellung der Fibel die Öffnung zur Einführung der Nadel (von rechts her) gröfser ist als das Loch links.

Verzeichnis der Abbildungen.

Tafel IV.

Fig. 1. Doppelaxt von Börfsum. Eigentümer Lehrer Herr L. Knoop in Börfsum.
Fig. 2. Halsring von Börnecke. Sammlung des Geschichts-Vereines zu Blankenburg.
Fig. 3. Dolch von Dettum. Städtisches Museum zu Braunschweig, Nr. 953.
Fig. 4. Schwertstab von Langenstein. Herzogliches Museum zu Braunschweig, Nr. 1427.
Fig. 5. Ring vom Regenstein. Herzogliches Museum, Nr. 1516.
Fig. 6. Messer von Bartensleben. Städtisches Museum, Nr. 469.
Fig. 7. Antennenschwert von Erxleben. Städtisches Museum, Nr. 376.
Fig. 8. Ornament von der Schale aus dem Elz. Herzogliches Museum, Nr. 1579.
Fig. 9. Zierscheibe aus dem Elz. Herzogliches Museum, Nr. 1584.
Fig. 10. Buckelknopf aus dem Elz. Herzogliches Museum, Nr. 1580.
Fig. 11. Kahnfibel von Ferchau-Kuhfelde. Städtisches Museum, Nr. 103.
Fig. 12 bis 14. „Schwurringe.“ Fundort unbekannt. Herzogliches Museum, Nr. 1518 bis 1520.
Fig. 15. Ornament vom Armringe aus Vienenburg (?). Städtisches Museum, Nr. 1027.
Fig. 16. Armring aus Mönche-Vahlberg. Herzogliches Museum, Nr. 1613.
Fig. 17. Lanzenspitze aus Vienenburg (?). Städtisches Museum, Nr. 1024.
Fig. 18. Zierscheibe (Haarnadelknopf) aus Schwanefeld. Städtisches Museum, Nr. 499.
Fig. 19. Situla von Rode-Sarling. Aus der Sammlung des Herrn Amtmann C. Saul zu Glentorf.
Fig. 20. Knopfring von Immendorf. Herzogliches Museum, Nr. 1027.

Fig. 1. 1/3

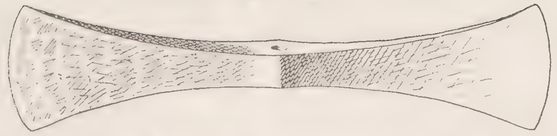


Fig. 2. 1/3

Fig. 3. 1/4

Fig. 5. 1/2

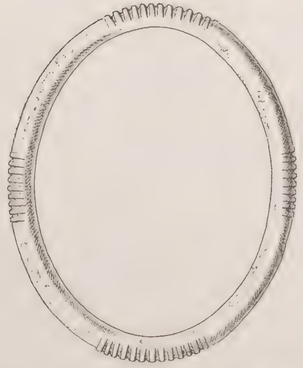


Fig. 4. 2/3

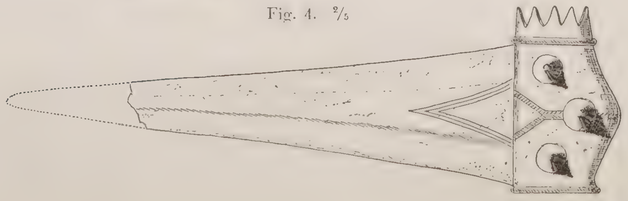


Fig. 6. 1/2

Fig. 7. 1/4

Fig. 8. 1/2

Fig. 9. 1/2

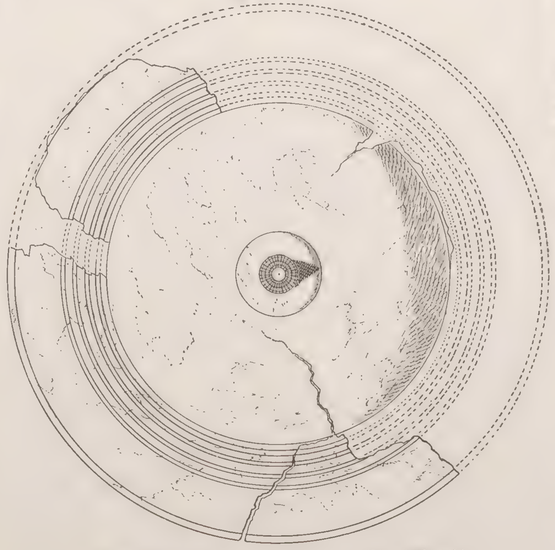


Fig. 10a. 1/2

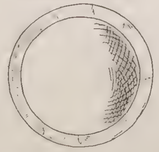


Fig. 10b. 1/2

Fig. 11a. 1/2

Fig. 11b. 1/2

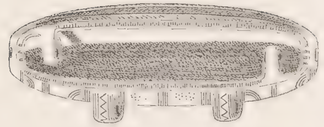


Fig. 12.

Fig. 14.

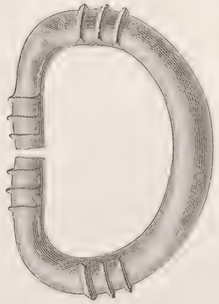


Fig. 13.

Fig. 16. 1/2

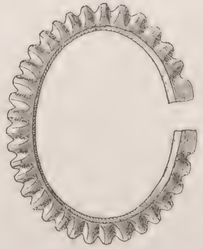


Fig. 15. 1/2

Fig. 17. 1/2

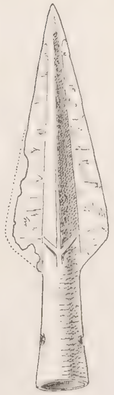


Fig. 18. 2/3

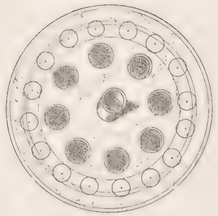


Fig. 20. 2/3

Fig. 19. 1/4

Abbildungen zu „Voges, Braunschweigische Bronzen“.

Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs.

Von **Ludwig Hänselmann.**

(Mit Tafel V.)

Als zu Hannover 1737 bei Abbruch eines Hauses hinter der Marktkirche eine mit Asche und Brandschutt gefüllte Urne ausgegraben wurde, nahmen Christoph Ulrich Grupen und andere heimische Antiquarier sie ohne weiteres für einen heidnischen Begräbnistopf und somit für ein Zeugnis zu Gunsten gewisser Vorstellungen, denen der sanctus amor patriae jener Zeiten mit Vorliebe nachhing. „Hieraus", schrieb damals Nicolaus Seeländer in den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen, „hieraus siehet man das Altertum von Hannover und dafs solches schon vor tausend Jahren, ehe noch der grofse Kaiser Karl diese Länder besuchet und nebst der christlichen Religion die ordentliche Begrabung der Toten eingeführet hat, bewohnt gewesen sei." Und dieser Fund war weder der erste noch der letzte, der solche Deutung erfuhr. Sie behauptete sich nahezu ein Jahrhundert, bis 1834 Dr. F. W. Wiggert zu Magdeburg die Sache einer kritischen Prüfung unterzog, die all jene Phantasiegewebe grausam zerrifs [1]). Ziemlich ratlos machte freilich auch Wiggert noch Halt vor der Frage: was nun? Seitdem ist der Betrachtung ein ungleich reicheres Material zugewachsen; gleiche und ähnliche Funde haben sich vieler Orten wiederholt, und namentlich in Braunschweig ist man während der gesteigerten Bauthätigkeit der letztvergangenen Jahrzehnte fast täglich auf vergrabenes oder eingemauertes Thongeschirr gestofsen. So mag es denn Zeit sein, diese immerhin auffällige Thatsache einmal von neuem ins Auge zu fassen. Bietet sich auch jetzt noch keine völlig befriedigende Lösung, so gelingt es vielleicht doch, die Richtung anzudeuten, von wo mit einiger Wahrscheinlichkeit weitere Aufschlüsse erwartet werden dürfen.

---

[1]) Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums, Bd. I, S. 101 ff.

Schon Wiggert wies nach, an welchen Merkmalen heidnische Aschenkrüge sich von den hier in Frage stehenden Gefäfsen, die er für Erzeugnisse des Mittelalters erkannte, auf den ersten Blick merklich unterscheiden.

Erstere samt ihren Beigefäfsen, mit Ausnahme der höchst seltenen Stücke fremden Ursprungs, sind ungebrannt und daher in der feuchten Erde bröckelig, wennschon sie in freier Luft meistens sehr bald und oft zu bedeutender Stärke erharten. Je nach Verschiedenheit des Thons sind sie gelblich oder grau oder schwarz, seltener schwarzblau, weifs und ziegelrot, viel häufiger matt als mit Graphit oder einem dunkeln Schwarzglanz überzogen, im Bruche, wenigstens nach dessen Mitte hin, mehr oder weniger schwarz und mit Sand- und Quarzkörnern oder mit bindender Asche durchwirkt. Sodann sind sie nicht auf der Scheibe oder doch nur auf einer sehr unvollkommenen, in der Regel vielmehr aus freier Hand, in seltenen Fällen vielleicht mittels Formen hergestellt und zeigen Verzierungen, die entweder mit der Spitze oder dem Nagel eines Fingers, oder mit einem oft sehr regelmäfsig und berechnet aufgesetzten Stempel ein- oder herausgedrückt, oder aber mit der Fläche des Fingers, mit einem Stifte von Holz oder Knochen, mit einem eingekerbten Holze gezogen, oder endlich mit einem spitzen Werkzeuge eingepunktet sind.

Anders die irdenen Gefäfse des Mittelalters. Diese sind auf der Scheibe gedreht, von Farbe sowohl aufsen als im Bruche blaugrau, seltener bräunlich; dabei hartgebrannt, zuweilen sehr dünnwandig und meist mit parallelen, oft sehr zahlreichen und sich dicht aneinander schliefsenden Furchen überzogen, deren äufserste Kanten mitunter sehr scharf sind, was bei heidnischen Urnen fast niemals vorkommt. Zuweilen haben sie eine umgekrämpte und daher sehr dicke Mündung, oft einen kugelichten Boden, so dafs sie nur aufrecht stehen, wenn sie unterstützt oder in eine weiche Masse, Sand, Asche oder dergleichen, eingedrückt werden.

Ferner wies Wiggert darauf hin, dafs die mittelalterlichen Gefäfse auch in ihren Formen eine ungleich gröfsere Mannichfaltigkeit zeigen als jene älteren. Als Fundorte waren Äcker, wo sie sich ganz oder in Bruchstücken Jahrhunderte hindurch erhalten haben, die Stätten ehemaliger Dörfer, solcher zumal, die schon im 14. Jahrhundert eingegangen sind, die Grundmauern alter Burgen und Kirchen, als ergiebigste aber kellerartige Gewölbe und die Mauern von Kirchen und Klöstern bekannt geworden.

Eine Anzahl solcher Funde führt er des näheren auf. So zwei kannenartige Gefäfse, von denen eins im hohen Chore des Magdeburger Domes, und zwar einige Fufs tief in dem aufgeschütteten, vielleicht noch

von der Entstehung des jetzigen Gebäudes herrührenden Boden, das andere im Kloster Bergen gefunden worden war. Letztes hat mehre kurze Füfse nach Art unserer Leimtiegel und fünf nach verschiedenen Richtungen gehende Tüllen, die zuletzt, wie es scheint, zum Ausgiefsen einer gipsartigen Materie gedient hatten, von der sich noch Spuren zeigten. Von drei anderen, ebenfalls noch auf bergischem Grund und Boden gefundenen Gefäfsen ist das gröfste 7 Zoll hoch, in seinem kugelichten Bauche etwa $4^1/_2$ Zoll weit und oberhalb desfelben mit acht Parallelstreifen verziert; das zweite ähnlich gestaltet, aber nur 6 Zoll hoch und ohne Streifen; das dritte, von 5 Zoll Höhe und 4 Zoll Bauchdurchmesser, steht auf drei kurzen zapfenartigen Füfsen. Einen Henkel hat keins. Im Jahre 1710 wurden zu Bendeleben bei Weifsensee auf dem Hofe des Vorwerks zwei Gefäfse mit je drei kurzen Füfsen und kugelichten Böden ausgegraben, die mit Asche und Erde angefüllt waren; neben ihnen fand sich ein messingener Wagebalken, ein kleines Beil, verrostetes Eisen, Holzkohlen, Eisenschlacken, Schaf- und Hühnerknochen. Wiggert setzt diese Fundstücke ins 13., 14. oder 15. Jahrhundert, während in der „Diplomatischen Nachlese“ von Schöttgen und Kreysig[1]) Merkwürdigkeiten aus einem heidnischen Grabe darin vermutet werden. Auch die „Beschreibung einer in den Jahren 1826 und 1827 zu Stendal in der Altmark aufgefundenen alten heidnischen Grabstätte“ von Heinrich v. Minutoli (Berlin 1827) berichtigt Wiggert, indem er aus dem schwarzgrauen Thon, der durch ungleiches Brennen bald mehr bald weniger grau oder bräunlich angelaufen ist, aus der Festigkeit der Masse, aus der kugelichten Bauchform, aus dem im Verhältnis zum oberen Rande weit geöffneten, stark umgekrämpten und zum Teil mit zahlreichen Parallelstreifen versehenen Halse, sowie endlich aus der Art, wie die dort gefundenen Gefäfse aufgestellt waren, deren mittelalterlichen Ursprung erweist. Die Fundstätte war ein kellerartiges Gewölbe unter einem städtischen Wohnhause, in Mauersteinen aufgeführt; darin ein stark geschwärzter Feuerherd, an der Giebelseite ein Gitterfenster. Hier standen die Gefäfse, 75 an Zahl, mit der Mündung nach unten auf Bohlen von Eichenholz in Sand eingedrückt, in regelmäfsigen Reihen, deren eine sich dadurch auszeichnete, dafs auf dem — wie schon bemerkt, nach oben gekehrten — Boden jedes Gefäfses ein verrostetes eisernes Kreuz lag; bei ihrer Erhebung flofs Wasser heraus, mit Knochen und Asche vermischt. Neben ihnen fand man einen messingenen Zapfhahn und etliche Rippenknochen. Zu dem nämlichen Schlusse gelangt Wiggert in Betreff des vom Pastor P. W. Behrends in der Neuhaldenslebenschen Kreischronik[2]) be-

---

[1]) Teil I, S. 15 ff. [2]) Neuhaldensleben 1824, I, S. 11.

schriebenen Fundes. In einem Gehöfte der vormals zu den Besitzungen der Herren von Santersleben gehörigen Stadt Neuhaldensleben wurde im August 1823 ein Urnenlager entdeckt. Es lag etwa vier Fufs unter dem jetzigen Boden, hatte eine Grundlage von versteintem Gufskalk und war mit Gemäuer eingefafst. Vierzig bis fünfzig grofse und kleine Urnen, eisenfarbig, von einfacher, unten gerundeter Form und mit geränderten breiten Öffnungen, standen hier in drei und zwei Reihen, umgekehrt, d. i. die Öffnungen nach unten. Die Zwischenräume waren mit jenem beinahe in Stein verwandelten Kalk ausgegossen und das Ganze mit einem Backsteinpflaster bedeckt. In den Urnen befand sich grober Kiessand, in einer auch Spuren von Asche. Während nun Behrends vermutete, die Dynasten von Haldensleben hätten nach Annahme des Christentums dergestalt die Asche ihrer heidnischen Vorfahren „auf eine den Ansichten ihrer Zeit gemäfsere Art“ beerdigt, setzt Wiggert diese eingekalkte Topfschicht in die Zeiten des 13. bis 15 Jahrhunderts, findet darin allerdings aber etwas „bis jetzt Unerklärbares“. Ferner berichtete die „Zeitung für die elegante Welt“ 1823, Nr. 164: „Bei der Ausbringung eines ziemlich tiefen Brunnens im Hofe des Georgshospitales vor Helmstedt traf man (1823) im Grunde auf eine Lage mächtiger Steine, räumte sie hinweg und fand darunter zwölf thönerne Gefäfse von altertümlicher Form, aber sämtlich leer. Einige davon waren unten bauchig, mit zehn (?) Füfsen versehen und aufsen gerippt, am oberen engeren, mit einem Henkel und einer Tülle versehenen Teile aber geringelt, aus schwarzem Schieferthon wie häufig die Urnen; ein anderes, ziemlich kugelrundes, aus bläulichem Thon, alle aber mittels eines schwarz glänzenden Überzuges von Wasserblei glasiert. Es hat schon längst die Sage gegeben, dafs in der Gegend, wo man jetzt diese Gefäfse entdeckt hat, die zwölf Apostel vergraben seien, und mancher, der geglaubt, sie seien von Silber, hat hier und da, aber vergebens, nachgegraben. Wahrscheinlich also (?) sind es den zwölf Aposteln geheiligte Votivgefäfse, welche die in der besagten Vorstadt seit alten Zeiten wohnhaften Töpfer bei der ersten Anlage des Brunnens gleichsam wie unter einen Grundstein eingesenkt haben. Aus sehr rohen Zeiten der Töpferkunst rührt die Arbeit her.“ Wiggert giebt zu, die letzte Äufserung des Berichterstatters, sofern sie etwa auf eine dicke grobe Masse der Gefäfse ziele, hauptsächlich aber der erwähnte schwarz glänzende Überzug von Wasserblei könnte allenfalls für deren heidnischen Ursprung sprechen. Andererseits jedoch macht er geltend, dafs alsdann angenommen werden müfste, sie seien bei Anlage des Brunnens etwa in einer oberen Erdschicht gefunden und hernach in der Tiefe wieder eingegraben worden, was doch unwahrscheinlich; auch erkennt er — abgesehen von jener unverbürgten christlichen Sage — namentlich in dem

bläulichen Thone des einen Gefäfses, sowie in den Füfsen und der Tülle Merkmale einer späteren Zeit. Gegen den vorchristlichen Ursprung ähnlicher Funde, z. B. unter einem abgebrochenen Hause in Neubrandenburg, bei Lüchow im Lüneburgischen und am Rathause zu Liegnitz, erweckt ihm der Umstand Zweifel, dafs sie an bewohnt gewesenen oder noch bewohnten Orten gemacht sind. Die Beobachtung endlich, dafs mehre solcher Fundstätten im Bezirke frommer Stiftungen gelegen sind, drängt ihm die Frage auf: „Sollte, wo sich solche Gefäfse in gröfserer Menge zeigen, eine heilige Stätte gewesen, sollten sie bei der Weihe des Platzes gebraucht worden sein?“ Seine Hoffnung ist schliefslich, dafs die glückliche Entdeckung irgend einer bezüglichen Schriftstelle des Mittelalters mehr Licht über die Dunkelheiten des Gegenstandes verbreiten werde.

Weiterhin fährt Wiggert fort: „Wenn nun schon diese Gefäfse in der Erde uns rätselhaft bleiben, so sind es fast noch mehr die hin und wieder vorkommenden Nachrichten von Urnen in und an Kirchen.“ Auch hierfür stellt er einige Beispiele zusammen. Bei Abbruch der alten Kirche zu Edersleben bei Sangerhausen wurden in der Mauer oben rechts vom Altar fünf Urnen entdeckt, die den in der Erde gefundenen ganz gleich waren. Der Berichterstatter [1]) stellt die Hypothese auf, diese Kirche rühre aus der Zeit des heiligen Bonifacius her, und ihr Gründer habe hier an geweihter Stätte die Gebeine (!) heidnischer Vorfahren beigesetzt. Wiggert verweist dem gegenüber auf Durandi Rationale divinorum officiorum, wo es I, 5, § 14 ausdrücklich heifst: In coemeterio Christianorum non nisi baptizatus sepeliri debet. Auch in der Giebelmauer der alten Klosterkirche zu Marienstuhl vor Egeln fand man ungefähr achtzehn irdene Gefäfse eingemauert, und zwar so, dafs von unten nur ihre runden Mündungen zu sehen waren. Auch sie waren von der blaugrauen Masse des Mittelalters, nach oben mit dicht bei einander liegenden, ringsum laufenden Streifen bedeckt, von $^1/_2$ bis 1 Fufs Bauchdurchmesser, aber ohne dicken Rand und leer. In gleicher Weise, die Öffnungen ebenfalls in der Mauer sichtbar, waren auch Gefäfse im Inneren der Kirche zu Plötzky bei Gommern unter dem Dachgesimse eingemauert [2]). Ebenso hat man 1828 bei Abbruch des Barfüfserklosters zu Halle auf der Stätte des jetzigen Universitätsgebäudes mehre der Kugelform sich nähernde Gefäfse eingemauert gefunden. Wiggert gesteht, über den Zweck dieser Töpfe völlig im Unklaren zu sein, hält selbige jedoch weder für Aschenurnen noch für Reliquienbehälter, noch auch für Mittel zur Verstärkung des Schalles

---

[1]) Im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1833, S. 190.
[2]) Thorschmidt, Antiquitates Plocenses, Leipzig 1725, S. 15.

— letzteres unter Berufung auf die Vorschrift Vitruvs[1]): Vasa aerea ..... collocentur ita, ut nullum parietem tangant circaque habeant locum vacuum etc. Aufschlufs erwartet er wiederum nur von einem schriftlichen Zeugnis. In Erwägung, dafs diese Töpfe in den Mauern alter Klosterkirchen safsen, von denen die zu Plötzky 1270, die zu Egeln 1262, die zu Halle mutmafslich kurz vor 1300 entstanden ist, rät er, auch in anderen Klosterkirchen aus jener Zeit und namentlich in denen der Cisterzienser nachzuforschen, ob dort nicht die nämliche Erscheinung und vielleicht auch irgend welche Überlieferung nachzuweisen sei, die den wahren Zusammenhang der Sache erkennen liefse.

So weit hatte Wiggert die Untersuchung gefördert. Seine Ausführungen sind, so viel ich weifs, nur auf einen Widerspruch gestofsen: L. von Ledebur in der Beschreibung des Museums vaterländischer Altertümer in Berlin[2]), nahm den Fund zu Stendal als germanisch in Anspruch. Mit geringem Glück freilich, da die beigegebene Abbildung[3]) allein genügen würde, ihn gründlich zu schlagen. Andere Kenner[4]) zollten der Arbeit Wiggerts anerkennende Zustimmung, und in der Hauptsache ist sie seitdem bei Beurteilung der meisten ähnlichen Funde mafsgebend gewesen und probehaltig befunden worden. Immerhin jedoch werden einzelne ihrer Ergebnisse nunmehr zu berichtigen, näher zu bestimmen und weiterzuführen sein.

Zunächst mufs anerkannt werden, dafs einige der von Wiggert für die mittelalterlichen Gefäfse aufgestellten Kriterien auch bei heidnischen Aschenurnen vorkommen. Schon 1840 sprach Pastor Sponholz die Vermutung aus[5]), dafs die äufserst fest gebrannten altmittelalterlichen Töpfe aus fein geschlämmtem, blaugrauem Thon, deren Scherben auf einem Wendenkirchhofe in der Nähe von Neubrandenburg zu Tage gefördert waren, in den letzten Zeiten des wendischen Heidentums wohl auch als Aschenurnen benutzt sein könnten. Freilich zeigen diese Scherben der blaugrauen Hauptmasse noch Kiessand beigemengt, was Pastor Sponholz als Merkmal einer Übergangstechnik geltend macht. Entscheidender sind die im Dezember 1862 auf dem Engesoder Berge bei Hannover gefundenen Gefäfse, die aus schwarzgrauem Thon, von kugelichter Bodenform, mit Reifen verziert, auf der Drehscheibe verfertigt und gut gebrannt, bei alledem aber ganz unzweifelhaft heidnischen Ursprungs sind, indem darin aufser Knochenresten auch Armbänder

---

[1]) De architectura V, 5.

[2]) Berlin 1838, S. 134.

[3]) Tafel III des genannten Buches unter Nr. I, 60.

[4]) Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Bd. II B, S. 34.

[5]) Ebenda, Bd. V B, S. 73.

und Schmucknadeln von Bronze mit edlem Rost überzogen, daneben Eisengerät, Schmuckgegenstände und eine Speerspitze zum Vorschein kamen. Nach der der Beschreibung Dr. J. H. Müllers [1]) beigefügten Abbildung waren mehre dieser Urnen mit Deckeln von der Form der Unterschalen unserer Blumentöpfe geschlossen, wie deren auch das städtische Museum in Braunschweig besitzt, die hier neuerdings in Häuserfundamenten gefunden worden und entschieden mittelalterlichen Ursprungs sind. Ob der Bruch der Engesoder Gefäfse auch eingemengten Kiessand zeigt, wie er sich in germanischen Urnen fast durchgehends findet, ob die Hauptmasse mit fein geschlämmtem Thon überzogen und nach germanischer Art mit Graphit oder durch Rauch geschwärzt, ob ihre Farbe jenes bläuliche Schwarz der mittelalterlichen Geschirre ist: über diese Punkte giebt die vorliegende Beschreibung keine Auskunft. Wie aber dem allen auch sei, keinesfalls könnte mehr daraus gefolgert werden, als dafs die kugelrunde Bodenform und die reifenartige Horizontalverzierung der mittelalterlichen Thongefäfse, sowie die Anwendung der Drehscheibe und des Töpferofens bis in die vorchristliche Zeit hinaufreicht. Über die Eisenepoche hinaus, der der Engesoder Fund angehört, sind dafür allerdings noch keine Belege vorhanden.

In Betreff der Fundstätten sodann ist Wiggerts Bericht einigermafsen zu ergänzen. Einmal nämlich finden sich Gefäfse der beschriebenen Art nicht nur auf wüsten Dorfstätten, sondern mindestens ebenso häufig in noch bestehenden Dörfern, und hier ohne Unterschied auf den Höfen, unter den Häuserfundamenten, auf den Dorfstrafsen und im freien Felde. Das städtische Museum in Braunschweig besitzt Thongefäfse, die teils in Bauerhöfen zu Wendhausen und Hondelage, teils auf der Dorfstrafse zu Voigtsdahlum sind ausgegraben worden. Letzte Fundstätte, die 1842 entdeckt und damals zuerst, dann wieder im Jahre 1850 ausgebeutet wurde, ergab in einer Tiefe von etwa vier Fufs zwei Reihen ganz schlichter kugelförmiger Gefäfse von grauschwarzem Thon mit weiter Öffnung und umgekrämptem Rande, augenscheinlich auf der Drehscheibe verfertigt und im Ofen gebrannt. Sie standen in der Richtung von Osten nach Westen, immer je zwei etwa einen Fufs voneinander, sämtlich umgekehrt mit der Öffnung am Boden, und enthielten nichts als dessen gelben Sand; an beiden Enden der Doppelreihe fanden sich Spuren vermoderter Eichenblöcke. Herr Hilmar von Strombeck, der diesen Fund [2]) beschrieben hat, hält ihn für germanisch, was den von ihm selber beigebrachten Merkmalen widerstreitet. Aber nicht in Dörfern allein, auch in Städten werden dergleichen Gefäfse gefunden,

---

[1]) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1863, S. 377.

[2]) Ebenda 1864, S. 355.

in Braunschweig so häufig und an so verschiedenen Punkten, dafs man sich, ehe der Unterschied der vorchristlichen und der mittelalterlichen Töpferei wahrgenommen war, zu dem Schlusse berechtigt glaubte, Braunschweig sei in vorchristlicher Zeit schon ebenso ausgedehnt gewesen wie im Mittelalter. Sie kommen vor in den Fundamenten fast jedes in neuerer Zeit abgebrochenen oder im Keller ausgetieften Gebäudes, dessen Ursprung mindestens in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts hinaufreicht. Meistens freilich erst in grofser Tiefe, bis zu 16 Fufs unter dem Niveau des heutigen Strafsenpflasters. Allein dieser Umstand kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie bedeutend die Grundflächen der Städte nach und nach in die Höhe gewachsen sind: stiefs man doch im Gebäude des Collegii Carolini auf dem Bohlwege bei Aushebung der Giefsgrube für das Lessingstandbild auf zwei verschiedene, bis zu bedeutender Tiefe hinabreichende alte Knüppeldämme — eine Beobachtung, die sich seitdem bei jeder Kanalisierung, jeder Anlage von Gas- und Wasserleitungen wiederholt hat. Von da zumeist schreibt sich die reiche Ausbeute her, dank deren die Sammlungen mittelalterlichen Thongeschirres im städtischen Museum zu Braunschweig jetzt eine der umfänglichsten ihrer Art sein dürfte. Aber auch die Fundamente und das Gemäuer von öffentlichen Bauwerken haben dazu beigetragen. Mehre der hier zusammengebrachten Thongefäfse stammen aus den Grundmauern der Hohenthorsbrücke und des vormaligen Hagenrathauses, zwei aus dem Mauerwerk eines Thorturmes des Fleckens Ihlfeld, andere aus der Brüdern-(Franziskaner-)Kirche und dem Cisterzienserkloster Riddagshausen. Hier, in einem kellerartig ummauerten Raume unter dem Niveau des Hofes, lagen neben mehren becher- und kannenartigen Gefäfsen aus schwarzem Thon Kruken von braunglasiertem Steingut, wonach denn auch jene Stücke verhältnismäfsig jungen Alters sein werden. Beim Abbruch der Grundmauern der wahrscheinlich noch von Heinrich dem Löwen herrührenden Paulskapelle bei St. Martini kam aufser einem stark verrosteten Eisendolche ein ungefähr drei Fufs hoher Schmelztiegel von Graphit zu Tage, leider zertrümmert, da die Maurer Schätze darin vermuteten, so dafs das städtische Museum nur Bruchstücke aufzuweisen hat. Wichtig aber scheint dieser Fund vornehmlich deswegen, weil er bezeugt, dafs der Brauch, Gefäfse zu vergraben, sich nicht auf Thongeschirr beschränkt hat.

Auf die grofse Mannichfaltigkeit der Formen dieses Geschirres machte ebenfalls schon Wiggert aufmerksam, und auch das städtische Museum zu Braunschweig besitzt ihrer eine grofse Auswahl. Die häufigste und charakteristischste, man möchte sagen die Grundform aller dieser Gefäfse ist die kugelichte mit durchgehends sehr weitem, teils fast senkrecht aufsteigendem, teils in einer schwungvollen Kreis-

linie ausladendem Halse (siehe Figur 1 und 2[1]). Die Höhe des Halses ist sehr verschieden: zuweilen vertritt seine Stelle ein einfacher Reif wie bei Fig. 3; andernfalls ist die Halsöffnung entweder scharfkantig (Fig. 1), oder gleichermafsen zu einem Reife umgekrempt (Fig. 2). Einige dieser Kugeltöpfe sind ganz unverziert (Fig. 2), andere tragen als Schmuck eine Reihe wagerechter Parallelstreifen am Halse (Fig. 3). Auf einigen dieser Gefäfse hat man als Deckel teils einfache Schieferplatten, teils gebrannte Thonscheiben gefunden, auf deren einer (Fig. 4) rings um einen Mittelknopf lanzettförmige Blätter und kammradähnliche Figuren mit Stempeln eingedrückt sind.

Die ursprüngliche Kugelform des Bodens geht dann aber mehrfache Abwandlungen ein. Bald spitzt sie sich unten kegelförmig zu, so dafs das Gefäfs ohne Stütze umkippt (Fig. 5), bald ist sie unten fast wagerecht abgeplattet (Fig. 6), bald zu einer wirklich wagerechten Bodenplatte eingedrückt (Fig. 7), bald endlich mit drei von innen hervorgedrückten, buckelartigen Ausladungen versehen, die sich als primitive Fufsansätze darstellen (s. Fig. 13). Mit dem Auftreten wirklicher Füfse, die meist schlicht zapfenförmig und etwa 2 Zoll 4 Linien lang sind, stellt sich wieder die volle Kugelgestalt des Bodens ein, und hinzu kommen dann von der Randöffnung bis zum Bauchansatze hinabreichende Henkel (Fig. 8). Auch diese mit Füfsen und Henkeln ausgestatteten Gefäfse sind teils schlicht, teils mit wagerechten Halsstreifen geschmückt. Alle bisher beschriebenen Gefäfse aber, mit Ausnahme vielleicht des hier als Fig. 6 abgebildeten, das sein flach gerundeter Boden und sein steil ansteigender, wenig ausladender Hals als Becher kennzeichnet, wird man aller Wahrscheinlichkeit nach für nichts Anderes als Kochgeschirr zu halten haben.

Mit einer wesentlichen Modifikation der reinen Kugelform giebt sich dann aber eine andere Bestimmung der Gefäfse kund. Der Unterteil nimmt die Gestalt einer Fufsplatte an, der Hals verengt sich, erhält einen Henkel und biegt sich am Rande zu einer Tülle aus. Damit haben wir die Kanne vor uns, wie sich solche, oberhalb des Bauches mit wagerechten Streifen, am Bauche selbst mit schräg herabgehenden Streifen verziert, in Fig. 9 darstellt. Ein anderes Exemplar (Fig. 10), mit sehr weiter Bauchung, verhältnismäfsig kurzem Halse und sehr grofsem Henkel, am Halse gestreift, am Rande der Fufsplatte mit halbrunden Fingereindrücken verziert, hat keinen Ausgufs. Wieder andere Formen zeigt Fig. 11. Die nach oben und unten zugespitzte Kugelform mit ausladender Fufsplatte, engem Halse und mäfsig geschweiftem

---

[1]) Die hier beigefügten Abbildungen zeigen, mit Ausnahme von Fig. 4 und 20, ein Sechstel der natürlichen Gröfse.

Halsrande läfst in ihrer schlanken Gestalt eine Art Flasche erkennen. Eine neue Eigentümlichkeit kommt dann an den als Fig. 12, 13 und 14 abgebildeten Gefäfsen zum Vorschein. Das erste ist nur 2 Zoll 6 Linien hoch, sein wagerecht gestreifter Bauch unten abgeplattet; das zweite zeigt unten die vorhin beschriebenen Fufsansätze und am Halse etliche wagerechte Streifen; das dritte, am Unterteile in die Eiform übergehend, ist mit wagerechten Streifen bedeckt. Indem dann aber die weite Halsöffnung bei den ersten beiden viermal, beim dritten fünfmal aus- und wieder eingebogen und so mit vier und fünf Ausgüssen versehen ist, gestalten sich diese drei Gefäfse zu Bechern. Gesellt sich endlich solchen mehrfachen Ausgüssen noch ein Henkel, wie bei Fig. 15, 16, 17 und 18, so wird aus dem Becher ein Krug. Der praktische Zweck dieses Tüllenkranzes ist klar: augenscheinlich lassen sich derartige Gefäfse gleich bequem nach allen Seiten handhaben. Wird endlich die Kugel unten abgeplattet und in der Mittellinie der Bauchung durchschnitten, so entsteht ein Gefäfs, das den Unterschalen unserer Blumentöpfe ähnelt (Fig. 19). Geschirr dieser Art kommt in sehr verschiedener Gröfse vor, seine Form hingegen zeigt immer nur unerhebliche Abweichungen. Als Deckel von Kugeltöpfen ward es bei dem vorhin erwähnten Engesoder Funde beobachtet; dafs es aufserdem auch, ja vornehmlich, als Schüssel und Teller diente, steht aufser Frage.

Urnen und Kannen von den vorbeschriebenen Formen werden auch in kleinster Gestalt, von $1^1/_2$ bis 2 Zoll Höhe gefunden. Unter anderem kam neben gröfserem Geschirr eine Diminutivkanne von braun glasiertem Thon mit Henkel und Tülle 1864 beim Abbruch des alten Hoftheaters in Braunschweig zum Vorschein, das auf den Fundamenten des vormaligen Hagenrathauses stand. Stücke dieser Art können kaum etwas anderes als Kinderspielzeug gewesen sein. Merkwürdig und bis jetzt unerklärt ist ein zehn Fufs tief unter einem Hause an der Schuhstrafse gefundenes Gebilde von hellrotem Thon (Fig. 20): 4 Zoll hoch, in Leuchterform, an den Ecken ausgefaset; die Aufsicht des im rechten Winkel ansladenden Oberteils zeigt einen viereckigen Stern; fünf eingebohrte Löcher könnten zur Aufnahme kleiner Kerzen bestimmt gewesen sein, wenn für diesen Zweck ihr Abstand voneinander nicht gar zu gering wäre.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Inhalt unserer Gefäfse. Sämtliche Kugeltöpfe des Fundes von Voigtsdahlum waren, wie gesagt, mit der Mündung nach unten gekehrt und mit dem Sande des Bodens der Fundstätte angefüllt. Von den in Braunschweig unter dem Woltersschen Hause an der Gülden- und Echternstrafse gefundenen Töpfen standen einige aufrecht, andere ebenfalls umgekehrt; einige waren mit Deckeln geschlossen, andere nicht, einige leer, in anderen

entweder gleichfalls Lehm und Sand, oder aber Asche und Kohlen, hie und da mit Eischale vermengt. Am Neuen Wege stiefs man bei Austiefung eines Kellers auf urnenförmige Töpfe, die mit gänzlich oxydiertem Eisengerät angefüllt waren, darunter noch kenntlich einige Nägel. Dagegen zeigten sich die am Steinwege und im Sacke gefundenen Gefäfse wiederum völlig leer. Dann wieder, beim Abbruch der Häuser auf der Nordseite des Altstadtmarktes, kamen aufser etlichen leeren Gefäfsen auch solche zu Tage, die Kalk, Lehm oder Sand enthielten. Gleiches Ergebnis lieferten die an der Breitenstrafse beim Bau des neuen Gymnasiums entdeckten, nur dafs in deren einem Asche und ein unversehrter Kalbsknochen war. Von kalcinierten Menschenknochen aber in diesen Fällen und in all den zahlreichen anderen nirgend auch nur die mindeste Spur: schon hieraus dürfte abzunehmen sein, was von den meisten jener älteren Berichte zu halten ist, nach denen in Städten und Dörfern so vielfach Aschenurnen gefunden worden wären.

Wie aber erklärt sich nun die immerhin doch verwunderliche Erscheinung, dafs im Schofse der Erde gewöhnliches Hausgeschirr in so grofser Menge geborgen worden ist?

Vorab leuchtet ein, dafs unter den beobachteten Fällen nicht ganz wenige sind, denen irgend welche bewufste Absicht überhaupt nicht unterlegt werden darf. Die Kanne, welche Fig. 18 zeigt, wurde bei der Freilegung der städtischen Realschule in Braunschweig an einer Stelle gefunden, die sich mit ziemlicher Sicherheit als eine verschüttete Düngergrube zu erkennen gab; und von gleicher Beschaffenheit scheint die Stelle gewesen zu sein, wo beim Bau der neuen Synagoge auf dem Grundstücke der alten Posthalterei neben hölzernen Tellern und Schüsseln eine gröfsere Anzahl schwarzgrauer, zum Teil zerbrochener Gefäfse verschiedener Form zu Tage kam. In Nordhausen fand man Kugeltöpfe von rötlichem Thon 1869 auf dem Hütersberge, 15 Fufs tief unter einer Gartenfläche, am Grunde zweier in eine Schicht von Kiesel und Gemeng eingeschnittener Spalten, die bis zu fünf Fufs Höhe mit Schlamm gefüllt waren und sonach für alte Wasserrinnen gelten dürfen[1]). Die Vermutung liegt nahe, dafs jene Fundstücke einst beim Wasserschöpfen hineingefallen seien: hier wie dort also hat man es ohne Zweifel mit solchen zu thun, die als unbrauchbar beseitigt oder unabsichtlich verloren gegangen sind. Jenes kellerartige Gewölbe in Stendal sodann mit seinem Feuerherde und Fenster kennzeichnet sich deutlich genug als Küche oder Feuerwerkstatt, und mit ziemlicher Gewifsheit darf auch aus der grofsen Zahl der dort gefundenen Töpfe

---

[1]) Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. und Altertumsk. 1869, Bd. II, S. 175.

vermutet werden, dafs man es dort mit einem Geschirrvorrat zu thun hatte, den, so wie er auf Eichenbohlen für den Gebrauch gereiht war, irgend welche Fügung der Nachwelt erhalten hat. Und eine ähnliche Bewandtnis wird es auch mit dem Riddagshäuser Funde haben.

Ebenso fafslich ist ferner bei einigen anderen der aufgeführten Funde ein praktischer Zweck. Das Urnenlager, das man zu Neuhaldensleben in einem ummauerten Raume vier Fufs unter einem Backsteinpflaster in Gufskalk eingebettet fand, hat aller Wahrscheinlichkeit nach als Isolierschicht für den Boden eines unterirdischen Keller- oder Küchenraumes gedient. Vergegenwärtige man sich dann den Befund des Topflagers in Voigtsdahlum. Die in eine Thalmulde hinabsteigende Dorfstrafse entlang lagen Kugeltöpfe in einer regelmäfsigen Doppelreihe mit der Mündung nach unten, zu beiden Seiten Stücke vermoderter Eichenblöcke. Fast unabweislich drängt sich die Annahme auf, dafs hier Reste eines alten, an grundloser Wegstelle erforderlichen Knüppeldamms zu Tage kamen, deren Hauptträgern eben jene Töpfe als Unterlage dienten.

Bautechnische Zwecke hat man insbesondere auch für das über der Erde vermauert gefundene Topfgeschirr in Anspruch genommen. Zwar Topfgewölbe, wie solche vor Zeiten namentlich in Italien hergestellt wurden — ihr berühmtestes Beispiel ist die Kuppel der im 6. Jahrhundert unter Theodorich erbauten Kirche San Vitale in Ravenna — sind meines Wissens in Deutschland nicht nachgewiesen worden. Eine andere Anwendung aber zeigt der Eschenheimer Turm zu Frankfurt a. M.: dort sind die Rüstlöcher mit eigentümlich geformten Thonkrügen zugesetzt und mit Mörtel verputzt, um bei künftigen Arbeiten leicht wiedergefunden und geöffnet werden zu können [1]). Und auch Schallgefäfse dieser Art hat man geglaubt nachweisen zu können. Auf der Beobachtung fufsend, dafs es hin und wieder in Rufsland, Schweden, Dänemark, Deutschland und Frankreich Kirchen giebt, deren Mauern und Gewölbe sich mit Töpfen besetzt zeigen, hat Prof. F. W. Unger [2]) die Vermutung vorgebracht, aus den antiken Theatern seien die Vitruvischen Echea zunächst in den byzantinischen Kirchenbau, und von Byzanz weiter, wenn auch ohne rechtes Verständnis, in jene westlicheren Länder übertragen. Wiefern diese Vermutung haltbar ist [3]), und ob sie etwa geeignet, eine befriedigende Erklärung für den Befund in den Kirchen von Edersleben und Plötzky zu liefern, der Wiggert rätselhaft geblieben war, darf hier unerörtert bleiben.

---

[1]) Erbkams Zeitschr. für Bauwesen, Berlin 1868, Heft 1—2, S. 74.

[2]) Jahrbücher des V. von Altertumsfreunden im Rheinland, Bd. XXXVI, S. 35 ff.

[3]) Vergl. ebend. Bd. XXXVII, S. 67 ff. die Berichtigungen und Zusätze Wieselers und Cohausens.

Denn unberührt von allen bis jetzt aufgewiesenen Möglichkeiten bleiben all die sehr zahlreichen Fälle, die uns hier in erster Linie angehen: dafs Thongeschirr aus den Fundamenten mittelalterlicher Gebäude zu Tage kommt. Was aber war endlich der Zweck, um des willen diese Gefäfse dergestalt beigesetzt wurden?

Irren wir nicht, so kam schon Wiggert der Lösung dieser Frage ziemlich nahe, indem er den Brauch aus abergläubischen Beweggründen, aus der Absicht einer Ortsweihe herzuleiten geneigt war. Festere Gestalt hätte seine Vermutung schon ein Jahr später annehmen können, nachdem (1835) Jakob Grimms deutsche Mythologie in dem Abschnitte „Einmauern“ über den räumlich wie zeitlich weit verbreiteten Volksglauben berichtet hatte, dafs die Erde, die die Last eines Baues auf sich dulden soll, gleichsam als Preis für dessen Haltbarkeit ihr Opfer verlange. Ursprünglich wurden als solches lebende Wesen, Tiere und Menschen, dargebracht; die mildere Sitte einer späteren Zeit liefs es bei dem Symbol leerer Särge: auf eine Zwischenstufe, die Benutzung von Leichen, deutet möglicherweise ein mit Kindergebein angefüllter kleiner Sarg, der vor Jahren im Fundamente der Kirche zu Barbeke, eines Baues aus dem 15. Jahrhundert, gefunden wurde[1]). Dafs dazu auch andere Gegenstände und insbesondere Thongeschirr gedient hätte, erweist keines der von Grimm beigebrachten Beispiele; doch tritt dafür von anderer Seite ein bisher, soviel ich weifs, noch nicht beachtetes Zeugnis ein. Im vierten Gesange des „Rasenden Roland“ singt Ariost von einem Zauberschlosse in den Pyrenäen, auf dem Atlas seinen Schützling Rudiger gefangen hält, um ihn vor drohenden Gefahren zu bergen. Bradamante folgt der Spur des Geliebten; durch die Kraft eines Zauberringes von ihr besiegt, mufs Atlas seine Gefangenen freigeben, sein Werk zerstören. Und wie stellt er dies an?

Di su la soglia Atlante un sasso tolle,
Di caratteri e strani segni sculto.
Sotto vasi vi son, che chiamano olle,
Che fuman sempre e dentro han foco occulto.
L'incantor le spezza, e a un tratto il colle
Riman deserto, inospite ed inculto:
Nè muro appar, nè torre in alcun lato,
Come se mai castel non vi sia stato.

---

[1]) Dieser Art Menschenopfer sind nicht nur durch ganz Europa nachgewiesen — sie kommen auch in Asien, Afrika und auf den Südseeinseln vor: s. R. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart 1878, S. 18 und F. Liebrecht, Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, S. 284. Auch dort tritt stellvertretend das Tier ein, wird diesem hinwiederum das Ei substituiert, das den Lebenskern enthält (Zeitschrift für deutsche Mythologie III, S. 51), und opfert man schliefslich Getreidekörner und Pflanzen — ist also ebenfalls eine Milderung der Sitte zu verfolgen.

Nach der Übersetzung von Hermann Kurz [1]):

Die Schwelle ruht auf einem Felsenstollen,
Auf dem ein Talisman geschrieben stand.
Gefäfse birgt der Stein, man nennt sie Ollen,
Sie rauchen stets von innerlichem Brand.
Zerbrochen läfst er sie zu Boden rollen,
Und öd' auf einmal steht die Felsenwand:
Die Mauern und die Türme sind verschwunden,
Als hätte nie sich hier ein Schlofs befunden.

Offenbar weist auch diese Stelle auf eine Vorstellung hin, der Ollen, unter der Schwelle eingesenkt, als Träger eines Bausegens galten, wie solchen in Deutschland z. B. an der Ringmauer des Schlosses Reichenfels ein lebendig vermauertes Kind wirken sollte: auch hier „bezeichnet die Stelle ein hervorragender Stein; wollte man ihn herausreifsen, würde die Mauer alsogleich zusammenstürzen“ [2]). Und so wird man denn jene Darstellung Ariosts unbedenklich auch zur Deutung des Brauches heranziehen dürfen, von dem all jenes in Fundamenten und Mauern entdeckte Thongeschirr Kunde giebt. Einerlei, ob für Wohnhäuser oder öffentliche Gebäude angewandt — hier wie dort scheint es Mittel und Symbol eines Zaubers gewesen zu sein, der die Haltbarkeit des Baues verbürgte.

Das also dürfte im allgemeinen als Sinn des Brauches festzuhalten sein. Im einzelnen freilich bleibt manches noch dunkel. Was vor allem befremdet, ist die grofse Mannichfaltigkeit des Inhalts unserer Gefäfse und die Abweichungen in der Art und Weise ihrer Aufstellung. Sieht man an, wie sie bald aufrecht, bald umgestülpt, bald offen, bald verdeckt, bald leer, bald mit dieser oder jener Füllung dastehen, so scheint der Schlufs unabweislich, dafs über diesen Umständen keinerlei Regel, sondern lediglich das Spiel der Laune oder des Zufalls gewaltet haben könne. Und doch ist dieses, eine symbolische Bedeutung des Brauches einmal angenommen, wenig glaubhaft. Erinnert man sich ferner, wie bei Ariost die Töpfe des Atlas von verborgenem Brande rauchen, so scheint eine sinnvolle Absicht wenigstens für die Füllung mit Asche, Kohlen, Knochen und Eischale gesichert: pafste es doch auch sehr wohl in den Rahmen jenes Grundgedankens, wenn den geheimen Mächten, um deren Gunst man warb, an Stelle der lebend eingemauerten Opfer einer älteren Zeit demnächst etwa Speise von Lebendigem auf einer dem Herdfeuer entnommenen Kohlenglut dargebracht worden wäre. Unerklärt bleiben dann aber die blofs mit Erde gefüllten, sowie die ganz leeren, bald verdeckt, bald offen aufgestellten und im letzten

---

[1]) Stuttgart 1840, I, S. 79.
[2]) Grimm a. a. O. S. 1095.

Falle mit der Mündung entweder nach oben oder nach unten gerichteten Töpfe. Und gesetzt auch, für all diese Verschiedenheiten böten sich mehr oder weniger annehmbare Deutungen dar — wie sollte man dann das gleichzeitige Nebeneinander so manchfacher Abwandlungen eines und desselben Brauchs erklären? Denn die Annahme, es hätten sich in ihnen etwa dessen verschiedene Entwickelungsstufen ausgeprägt, ist durch die Thatsache ausgeschlossen, dafs alle diese Formen gelegentlich an einer Fundstätte vorkommen.

So stehen wir denn am Schlusse dieser Betrachtung abermals mit dem Wunsche, von dessen Erfüllung allein schon Wiggert die volle Lösung aller Bedenken und Zweifel erwartete: dafs der leitende Faden uns aus irgend einer bisher übersehenen Überlieferung des Mittelalters an die Hand falle. Mancherlei kulturgeschichtliche Geheimnisse beginnen die in unseren Tagen mehr und mehr gewürdigten Rechnungen der alten Zeit uns zu entschleiern; diese aber werden die gesuchte Andeutung schwerlich liefern. Denn zu den Erfordernissen jeglichen Zaubers gehörte, dafs er still, unbeschrieen geübt wurde, und gegen dieses Gebot würde der Meister zu verfehlen geglaubt haben, wenn er ein vermauertes Opfergefäfs etwa in der Rechnung mit angesetzt hätte. Mehr Hoffnung dürfte auf eine andere Art alter Aufzeichnungen zu setzen sein: auf Beichtspiegel und Predigten, die unter anderen Sünden der Zeitgenossen vielfach auch unheimliche Bräuche, Wickerei und Zauberei rügen. Hier also möchte zunächst nachzuforschen sein. Vielleicht aber lebt auch irgendwo noch im Munde des Volkes eine Sage, ein Reim, ein Wort, das auf den gesuchten Schlüssel hinführen könnte. Möge denn, wer dergleichen kennt, sein Wissen an geeignetem Orte zu weiterer Kunde bringen.

Fig. 1.

Fig. 3.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 2.

Fig. 4. ½

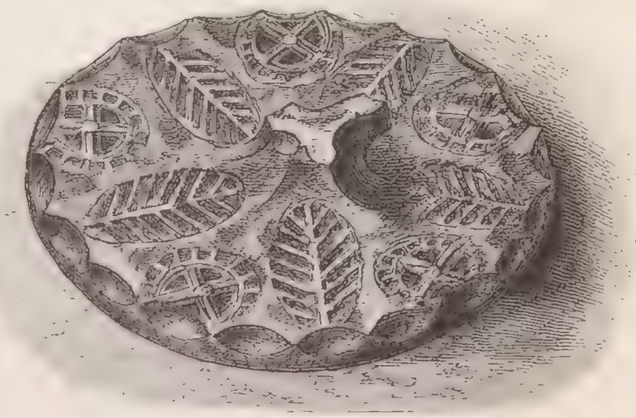


Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 19.

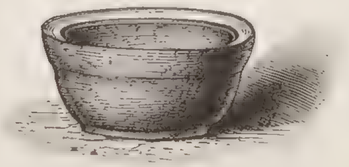


Fig. 20. ½

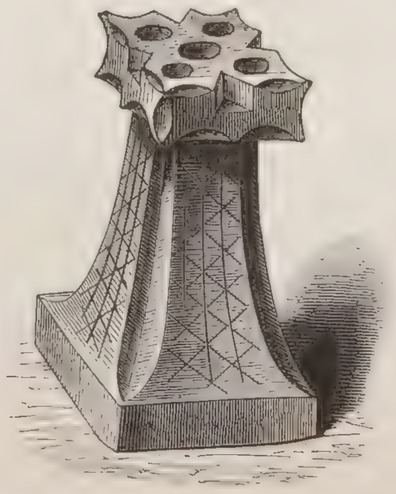


Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Abbildungen zu „Hänselmann, die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs“.

Alte braunschweigische Schädel.

Von **Oswald Berkhan.**

> Ich selbst schliefse mich der Meinung derer an, welche dafür halten, dafs die Völkerschaften Germaniens, durch keinerlei Eheverbindungen mit anderen Stämmen vermischt, ein eigenes, rein erhaltenes und nur sich selbst ähnliches Volk geblieben seien. Daher ist denn auch die Leibesbeschaffenheit trotz der so zahlreichen Menschenmasse bei allen dieselbe: das trotzige und blaue Auge, das rötliche Haar, der mächtige und nur zum Angriff tüchtige Körperbau. Tacitus, Germania.

Bei der statistischen Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder, welche wir Rudolf Virchows Anregung verdanken, wurden 6758827 deutsche Schulkinder untersucht und unter diesen befanden sich auch 55043 aus dem Herzogtum Braunschweig. Das Ergebnis war, dafs Braunschweig in Bezug auf den blonden Typus (der dem braunen gegenübergestellt war) mit zu jenen Ländern gehörte, in denen dieser am stärksten vertreten war, indem hier 41 Proz. Blonde (blondes Haar, blaue Augen, weifse Haut) nur 7,7 Proz. Braunen (schwarzes oder braunes Haar, braune Augen) gegenüberstanden, während der Rest (51,3 Proz.) zu den Mischtypen gehörte [1]). Braunschweig war demnach zu jenen deutschen Ländern zu rechnen, wo die germanische Körperbeschaffenheit, wie Griechen und Römer sie schilderten, sich mit am reinsten erhalten hat.

Dagegen waren anderweitige anthropologische Untersuchungen, welche uns ermöglichten, die Körperbeschaffenheit der Bevölkerung Braunschweigs näher zu schildern, nicht vorhanden. Richard Andree klagt [2]): „Es fehlt durchaus an Einzeluntersuchungen, die uns gestatten würden, auf die Anthropologie der Braunschweiger einzugehen: Keine Körper- und Schädelmessungen, keine Arbeit über das Wachstum der Kinder u. s. w. liegt vor und doch wäre dieses eine sehr dankbare Aufgabe für einen Mediziner.“

---

[1]) Archiv für Anthropologie, Bd. 16, 1886, S. 275.

[2]) Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1896, S. 7.

Ich habe diese Worte aufgegriffen und will es versuchen, im Nachfolgenden einen Beitrag zur Anthropologie der braunschweigischen Bevölkerung zu liefern, indem ich eine Anzahl Schädel einer kraniologischen Untersuchung unterziehe.

Es sind dieses Schädel, die nur teilweise als „vorgeschichtliche“ bezeichnet werden können und von denen die ältesten etwa in die Zeit des Überganges der Niedersachsen vom Heidentum ins Christentum fallen, während andere jünger sind und die jüngsten den alten Friedhöfen unserer Hauptstadt entstammen, welche innerhalb derselben rings um die Kirchen lagen und im 18. Jahrhundert geschlossen wurden.

Von den vorgeschichtlichen Schädeln beanspruchen ein besonderes Interesse jene, welche von Börnecke und von der Stätte der Wüstung Schoderstedt stammen, da an beiden Orten dieselbe Art der Bestattung und die Anordnung der Reihengräber sich nachweisen läfst, wie sie von Rosdorf bei Göttingen bekannt geworden und beschrieben sind [1]).

Von Börnecke (Kreis Blankenburg) sind die beiden Schädel Nr. 1 und Nr. 2, welche im hiesigen Städtischen Museum unter Nr. 333 und 324 aufbewahrt werden. Sie stammen aus einem 1870 geöffneten Reihengrabe von der Flur „Grabenbreite“ am nördlichen Fufse des Hoppelnberges. Nr. 333 befand sich ohne andere Knochen allein in einer aus rohen Steinblöcken zusammengefügten Kiste. Neben dem Schädel lagen Urnenscherben und auch eine gut erhaltene kleine Urne aus schwärzlichem, mit Quarzkörnern durchmengtem Thon, in welcher sich nur Erde befand. Sie ist 11 cm hoch, hat einen Durchmesser von 12 cm an der Öffnung, eine Bauchweite von 14 cm und eine Fufsplatte von 7 cm Durchmesser, wird im Städtischen Museum aufbewahrt und ist hier in Umrissen (Fig. 1) abgebildet.

Fig. 1.

Dicht neben diesem Steinkistengrabe, welches den Schädel Nr. 333 enthielt, lagen in geringer Entfernung von einander zu beiden Seiten eine Anzahl Skelette, nach dem einen Berichte etwa acht, nach dem anderen eine grofse Schicht sorgfältig übereinander gelegt. „Stets hat ein Skelett mit dem Kopfe nach Osten, das nächste nach Westen, das dem folgende wieder nach Osten u. s. w. gelegen. Über der untersten Schicht ist in derselben Anordnung, aber quer gelegt, eine zweite gefolgt und über diese, wiederum quer gelegt, eine dritte [2]).“ Von diesen, wie Holzscheite übereinander aufgeschichteten Skeletten stammt der Schädel Nr. 324.

[1]) J. H. Müller, Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen. Nebst einer Abhandlung von W. Krause: Über den niedersächsischen Schädeltypus. Hannover 1878.

[2]) Bericht des Baumeisters Hecht, welcher 1870 bei der Ausgrabung zugegen war. Katalog des Städtischen Museums.

Gleichfalls aus Steinkisten stammen die Schoderstedter Schädel, doch sind hier die Fundberichte nicht so ausführlich, wie bei den Reihengräbern bei Börnecke. Schoderstedt scheint Schädel in verschiedene Sammlungen geliefert zu haben; im Städtischen Museum befinden sich vier (Nr. 3 bis 6, Inv. Nr. 361, 902, 903, 904), im Herzogl. Naturhistorischen Museum einer (Nr. 7, Inv. Nr. 3536), im Mineralogischen Cabinet der Herzogl. technischen Hochschule zwei (Nr. 8 u. 9).

Schoderstedt oder Schaderstedt lag etwa eine halbe Stunde nördlich von der Stadt Königslutter, zu welcher sowie zu Lauingen und zu Rottorf die Feldmark noch jetzt gehört. Das Dorf soll im 16. Jahrhundert wüst geworden sein[1]).

Doch können die Schädel, wenigstens diejenigen des Städtischen Museums, nicht von der letzten Bevölkerung herrühren, wie sich aus der Art der Beisetzung ergiebt. Es wurden nämlich bei im Jahre 1871 vorgenommenen Ausgrabungen zahlreiche, nach Osten gerichtete Skelette und unter diesen etwa 3 m tief in kleinen, von Ducksteinplatten gebildeten Steinkisten einzelne Schädel ohne andere Knochen gefunden. Zu diesen gehört der Schädel des Städtischen Museums Nr. 361. Auch die übrigen drei Schädel daselbst (Nr. 902, 903 und 904) stammen aus mit Tuffsteinplatten bekleideten Gräbern.

Was die anderen Schädel von Schoderstedt betrifft, so scheinen diese derselben Quelle zu entstammen. Derjenige des Naturhistorischen Museums war zur Sammlung des Conservators Moritz Schultz gehörig, welcher das Stück im Mai 1871 erworben hat; diejenigen des Mineralogischen Cabinets stammen aus der Sammlung des Physikus Dr. Griepenkerl zu Königslutter.

Es ist nun durchaus keine vereinzelte Thatsache, dass Schädel allein für sich, ohne die übrigen Skeletteile, wie hier die Schädel Nr. 333 und 361 des Städtischen Museums (jener von Börnecke, dieser von Schoderstedt) zwischen vollständigen Skeletten in kleinen Steinkisten beigesetzt wurden. J. H. Müller hat in seiner schon erwähnten Schrift: „Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen“, Hannover 1878, eine grofse Anzahl ähnlicher Fälle aufgeführt und als „Teilbeerdigung“ gedeutet: Der Schädel wurde bestattet, der übrige Teil des Körpers verbrannt. Auch die kreuzweise Schichtung der Leichen, wie sie in Börnecke beobachtet wurde, ist anderwärts häufig gefunden worden (J. H. Müller a. a. O., S. 21).

Aufser der abgebildeten Urne von Börnecke (Nr. 335 des Städtischen Museums) sind keine Beigaben von dort aufgefundenen Skeletten

---

[1]) Jungesbluth, Verzeichnis wüst gewordener Ortschaften im Herzogtum Braunschweig 1887.

und Schädeln in das Museum gelangt, ebensowenig solche aus Schoderstedt. Nach der Analogie der Reihengräber von Rosdorf, welche viele Beigaben besafsen, zu urteilen und in Betracht, dafs die teilweise Bestattung und teilweise Verbrennung der Leichen auf eine Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum hindeutet, vermögen wir die Schädel von Börnecke wie jene von Schoderstedt mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Zeit kurz nach Karl dem Grofsen zu setzen.

In dieselbe Klasse der Bestattungsweise, wie sie zu Börnecke und Schoderstedt herrschte, scheint auch der grofse Friedhof von Hohnsleben bei Schöningen gehört zu haben, aus dem die Schädel Nr. 15 und 16 stammen. Die Funde von gegen 500 Skeletten wurden auf der kleinen Fläche von etwa einem Viertel Morgen in den siebziger Jahren nordwestlich von dem genannten Dorfe gemacht; leider war ein Sachverständiger bei der Eröffnung des Gräberfeldes nicht zugegen, so dafs der Bericht über diese Funde ziemlich kurz ausgefallen ist[1]). Die hier von mir besprochenen beiden Schädel gelangten zunächst in den Besitz des Dr. Nehring und durch diesen der erstere ins Herzogliche Naturhistorische Museum, der letztere in die Altertümersammlung des Wolfenbüttler Geschichtsvereins. Mit den Hohnsleber Skeletten zusammen gefunden wurde: „ein Knochenkamm, von der Art, wie er in Reihengräbern häufig ist, ein nicht näher zu bestimmendes Bronzebruchstück, dann 12 oder 13 eiserne Messer, die gewöhnlichste Beigabe in Urnenfriedhöfen und Reihengräbern, ein zerbrochener Ring von Elfenbein (? wohl Knochen), im Durchmesser von der Stärke eines Armes, schliefslich einige Thongefäfse, die zerbrochen wurden."

An diese Schädel von Börnecke, Hohnsleben und Schoderstedt, welche die ältestbekannten unseres Landes sind, reihen sich einige andere, über die leider in den Berichten wenig Näheres vorliegt, so dafs die Zeitbestimmung derselben eine ungewisse ist und nur behauptet werden kann, dafs es sich nicht um neuzeitliche Schädel handelt.

Es sind dies folgende:

Nr. 10. Schädel von Lucklum am Elm, „Zu einem gröfseren Grabfunde der ehemals Thiele'schen Sammlung gehörend."

Nr. 11. Schädel von Eilum am Elm, „neben Urnen gefunden", aus der Sammlung des Conservator Schultz stammend.

Nr. 12 und 13. Zwei Schädel von Offleben, wo auf der Höhe des alten Linnekampes zahlreiche Skelette etwa 2 Fufs tief, zusammen mit Urnen im März 1887 durch Kantor Ad. Küchenthal in Alversdorf gefunden wurden.

Nr. 14. Schädel an einer alten Begräbnisstelle bei Hessen gefunden durch den Postverwalter Vahldiek.

---

[1]) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft f. Anthropologie 1877, S. 47.

Nr. 17 u. 20. Zwei Schädel von Tempelhof[1]). Der letztere, Nr. 20 „mit Hirschhornstücken gefunden“, stammt aus der Thieleschen Sammlung.

Nr. 18. Schädel von Helmstedt, „gefunden in einem alten heidnischen Grabe bei Helmstedt“, zu den alten Beständen des Herzogl. naturhistorischen Museums gehörend, von Conservator Schultz bezeichnet.

Nr. 19. Schädel von Burgdorf bei Lesse, „von einem alten Begräbnisplatze auf dem Terrain der alten Asselburg unter der abgebrochenen Scheune des Herrn Wirkl. Geheimrats Baron v. Cramm-Burgdorf, im Sommer 1892 etwa 2 Fufs tief, mit vielen anderen Skeletten ausgegraben.“

Nr. 21 und 22. Zwei Schädel von Braunschweig, „etwa 16 Fufs tief beim Verlegen des Okerbettes am Bahnhofe 1867 im Thonboden nebst ganzen Skeletten gefunden“; aus den alten Beständen des Herzoglichen Naturhistorischen Museums.

Nr. 23. Schädel von Warsleben, „von einer angeblichen Niedermetzelung sämmtlicher Warslebener männlichen Bewohner im 30jährigen Kriege stammend“, von der Grube „Emilie“ bei Warsleben, durch Herrn Bergwerks-Direktor Heinr. George in Helmstedt erhalten im October 1897.

Endlich sind noch jünger die auf den mittelalterlichen Friedhöfen der Stadt ausgegrabenen Schädel, welche gelegentlich bei Strafsenbauten, Kanalisation und Neupflasterungen zu Tage traten. Da diese Friedhöfe, welche rings um die Kirchen lagen, schon im 18. Jahrhundert geschlossen wurden, so gehören die daselbst gefundenen Schädel noch einer verhältnismäfsig reinen Braunschweiger Bevölkerung an, da der Fremdenzuzug bis in jene Zeit ein geringer war. Es handelt sich hier um die Schädel Nr. 24 bis 45.

Im ganzen konnten 45 vorgeschichtliche, mittelalterliche oder bis ins 18. Jahrhundert reichende Schädel zur Untersuchung herangezogen werden, bei welcher ich folgendes Mefsverfahren verwendete:

Die Kapazität wurde mit Welckers Material nach dessen Methode gemessen, die übrigen Mafse nach der „Frankfurter Verständigung“ ausgeführt. Wird von der Zahl des Sagittalbogens, der vom Ansatze der Nasenbeine bis zum grofsen Hinterhauptsloche gemessen wurde, diejenige der Pfeilnaht und die des ebenfalls nur bis zum grofsen Hinterhauptsloche gemessenen Hinterhauptsbeines abgezogen, so erhält man die Stirnhöhe. Die gemessenen Schädel gehören den Erwachsenen an, jugendliche und Greisenschädel sind nicht darunter. Gegen die Hälfte derselben sind weibliche.

Die Mafse sind in der folgenden Tabelle verzeichnet.

---

[1]) Auf dem Tempelhofe, einem Vorwerke der Domäne Achim, südlich von Börfsum, sind wiederholt vorgeschichtliche Funde gemacht worden. 1867 ein Skelett in hockender Stellung, dabei eine becherförmige Urne, 11 cm hoch (Städt. Museum, Nr. 114). Über diese Tempelhofer Funde handelt Th. Voges im „Braunschw. Magazin“ 1896, S. 7.

1 Laufende Nummer	2 Fundort	3 Sammlung bezw. Inventar-Nummer	4 Kapazität	5 Größte Länge	6 Größte Breite	7 Höhe	8 Kleinste Stirnbreite	9 Horizontaler Umfang	10 Vertical. Querumfang	11 Sagittalbogen	12 Pfeilnaht
1	Börnecke	St. M. 333	—	17,5	14,0	—	10,0	51,5	32,5	36,5	14,0
2	„	„ „ 324	1330	18,5	13,0	13,5	9,3	51,0	30,0	37,0	13,0
3	Schoderstedt	„ „ 361	1370	19,0	14,0	13,0	10,0	53,0	31,0	38,5	14,5
4	„	„ „ 902	—	19,5	14,5	—	10,0	55,0	31,5	40,0	14,0
5	„	„ „ 903	1360	19,0	14,0	13,0	9,3	53,5	32,0	38,0	11,0
6	„	„ „ 904	1460	19,0	14,0	13,0	9,0	54,0	31,5	39,8	13,2
7	„	N. M. 3536	1170	17,0	13,0	13,0	8,0	49,0	28,0	36,5	12,5
8	„	Min. Cab.	—	18,0	14,0	12,5	10,0	52,0	31,0	35,0	12,0
9	„	„ „	1480	18,5	14,5	13,5	9,5	54,0	31,5	38,5	12,5
10	Lucklum	N. M. 4302	—	18,0	13,0	13,0	10,0	51,5	29,5	37,5	—
11	Eilum	„ „ 3538	1270	17,5	13,0	13,0	9,5	50,0	30,0	35,5	11,5
12	Offleben	„ „ 12913	1230	18,0	13,0	12,5	8,5	50,0	29,5	36,7	13,0
13	„	„ „ 12914	—	18,0	14,0	—	9,5	52,5	31,0	—	13,0
14	Hessen	„ „ 6193	1440	19,0	13,5	13,0	10,5	53,5	31,5	37,5	14,0
15	Hohnsleben	„ „ 7120	—	20,5	15,0	—	10,0	57,0	34,0	41,0	15,0
16	„	Orts.-V. Wolfenb.	—	19,5	14,5	—	10,5	54,5	33,5	39,5	13,2
17	Tempelhof	Slg. Berkhan	—	19,5	14,0	—	10,0	55,3	30,5	38,5	13,0
18	Helmstedt	N. M. Alt. Best.	1190	18,0	13,0	12,5	9,5	51,0	29,5	36,0	12,0
19	Burgdorf bei Lesse .	„ „ 19883	1500	18,8	14,7	13,5	9,6	54,3	32,3	39,2	14,0
20	Tempelhof	„ „ 4311	1450	18,5	14,5	—	10,0	53,0	31,0	37,5	12,5
21	Braunschweiger Bahnhof	„ „ Alt. Best. 31	1550	18,0	14,5	13,0	10,5	53,5	31,5	36,5	12,5
22	Braunschweiger Bahnhof	„ „ „ „ 32	1590	18,0	15,5	13,0	10,0	54,5	33,0	38,0	—
23	Warsleben	„ „ 20528	1400	18,5	13,5	14,0	9,0	50,6	30,6	36,7	12,3
24	Mittelalterliche eingegangene Kirchhöfe	Slg. W. Blasius	1490	18,0	14,5	13,5	10,0	52,5	32,0	37,0	13,0

St. M. = Städtisches Museum; N. M. = Herzogl. Naturhistorisches Museum; Min. Cab.

13 Länge der Hinterhauptsschuppe	14 Breite der Hinterhauptsschuppe	15 Länge des For. magn.	16 Breite des For. magn.	17 Höhe der Orbita	18 Breite der Orbita	19 Höhe der Nase	20 Breite der Nase	21 Länge des Gaumens	22 Breite des Gaumens	23 Längen-Breitenindex	24 Bemerkungen.
10,0	13,5	—	—	—	—	—	—	—	—	80,0	
11,5	12,5	3,3	3,0	3,0	4,0	4,5	2,0	4,5	3,7	70,3	
11,0	13,0	3,0	3,0	3,0	4,0	4,5	2,5	5,0	3,5	73,7	Gaumenwulst.
13,0	14,0	—	—	3,3	3,7	5,0	2,0	5,5	3,5	74,4	Gaumenwulst.
13,5	13,0	3,4	2,8	3,3	3,6	4,5	2,2	5,0	4,0	73,7	Inkaknochen. Wormsknochen.
12,5	13,7	4,0	3,0	—	—	—	—	—	—	73,7	
12,0	12.5	3,2	3,0	3,0	3,5	4,5	2,2	5,0	3,5	76,5	Quere Gaumennaht nach vorn gekrümmt.
11,5	13,5	3,6	3,3	3,6	3,8	5,5	2,1	5,5	3,5	77,8	Stirnnaht.
12,5	13,0	3,0	3,0	3,2	3,7	5,0	2,4	5,0	3,5	78,4	
11,7	12,0	2,8	2,5	3,7	4,0	5,0	—	5,0	—	72,2	Pfeilnaht verstrichen.
11,5	13,0	3,7	3,0	3,3	3,3	4,7	2,2	4,5	3,5	74,3	
12,0	13,0	3,5	2,8	3,5	4,0	5,0	2,0	5,0	3,5	72,2	
—	—	—	—	3,5	4,0	4,7	2,2	5,0	4,0	77,8	Inkaknochen. Gaumenwulst. Septum stark nach links gebogen. Lange Griffelfortsätze.
11,8	13,5	3,5	3,0	3,0	4,0	4,5	2,6	5,0	4,0	71,0	Stirnnaht. Gaumenwulst.
—	13,5	—	—	3,0	4,0	4,5	2,3	5,5	4,0	73,1	Gaumenwulst.
13,0	14,0	—	—	—	—	—	—	—	—	74,4	
13,5	14,0	—	2,8	3,1	3,6	5,5	2,7	—	—	71,8	Stirnnaht.
12,5	12,0	3,0	2,5	3,5	3,8	4,5	2,4	—	4,0	72,2	
12,0	13,0	3,4	2,3	3,1	3,8	5,0	2,2	5,0	3,5	78,2	Stirnnaht.
12,5	12,5	—	—	3,5	4,0	5,0	2,5	5,0	4,0	78,4	Stirnnaht.
11,5	13,0	3,8	3,0	4,0	4,0	5,0	—	5,0	4,0	80,5	Stirnnaht.
—	14,5	3,7	3,0	3,7	4,0	5,0	2,2	4,5	—	86,1	Gaumenwulst.
12,3	13,0	3,7	2,9	3,1	3,8	4,5	2,5	5,4	3,5	73,0	
12,5	13,5	3,2	3,5	3,5	3,8	5,0	2,7	5,5	3,5	80,5	Gaumenwulst. Lange Griffelfortsätze.

= Mineralogisches Cabinet der Herzogl. technischen Hochschule; Slg. = Privatsammlung.

1 Laufende Nummer	2 Fundort	3 Sammlung bezw. Inventar-Nummer	4 Kapazität	5 Größte Länge	6 Größte Breite	7 Höhe	8 Kleinste Stirnbreite	9 Horizontaler Umfang	10 Vertical. Querumfang	11 Sagittalbogen	12 Pfeilnaht
25	Mittelalterliche eingegangene Kirchhöfe	N. M. 18469	1320	18,0	13,6	12,0	10,0	51,5	29,5	34,8	11,0
26		„ „ 18470	1430	17,5	14,5	11,0	9,0	51,0	30,5	36,0	—
27		„ „ 18471	1310	17,7	14,0	12,5	9,0	51,0	30,0	36,0	11,5
28		„ „ Alter Bestand 39	1500	18,0	14,5	12,0	10,0	52,5	31,5	37,5	13,0
29		„ „ „ „ 41	1400	17,0	14,5	13,0	9,5	51,0	31,5	36,0	—
30		„ „ 3531	1370	16,0	14,0	13,0	9,5	49,0	32,0	34,5	10,5
31		„ „ Alter Bestand 37	1240	17,0	14,0	11,5	9,5	50,0	30,0	33,0	10,5
32		„ „ „ „ 38	1120	17,5	14,0	11,5	9,5	50,5	30,0	35,0	12,0
33		„ „ 3054a	1450	17,5	15,0	13,5	10,5	52,5	33,0	37,0	12,5
34		„ „ 3418a	1200	17,5	14,0	12,0	9,0	51,0	30,0	35,5	12,0
35		„ „ 3054c	—	16,5	14,0	12,5	9,5	50,0	30,5	36,0	10,5
36		„ „ 3054b	1160	17,5	13,0	12,5	9,0	50,0	29,0	35,0	11,5
37		„ „ 3054d	1230	17,5	14,0	13,0	9,5	50,0	31,5	34,5	11,5
38		„ „ 3054e	1160	17,0	14,0	12,0	9,5	50,0	28,5	33,5	11,5
39		„ „ Alter Bestand 2	1180	16,5	13,5	12,5	8,5	49,0	30,5	34,0	11,0
40		Slg. Grabowsky	1480	18,0	14,5	13,0	9,0	52,1	30,5	37,0	12,5
41		„ „	1300	17,0	14,0	13,0	10,0	49,5	31,0	33,5	11,0
42		„ „	1500	17,0	15,0	13,5	10,0	51,5	32,0	36,5	12,0
43		Slg. Berkhan	1210	17,0	13,5	12,5	9,5	49,5	30,5	35,3	12,5
44		„ „	1220	17,5	13,5	12,5	9,0	50,2	30,0	35,5	11,7
45		N. M. Alter Bestand 52	—	17,5	13,5	12,0	9,0	50,0	29,5	—	12,0

Durchschnitt der Kapazität = 1344,6.

13 Länge der Hinterhauptsschuppe	14 Breite der Hinterhauptsschuppe	15 Länge des For. magn.	16 Breite des For. magn.	17 Höhe der Orbita	18 Breite der Orbita	19 Höhe der Nase	20 Breite der Nase	21 Länge des Gaumens	22 Breite des Gaumens	23 Längen-Breitenindex	24 Bemerkungen.
12,5	13,0	4,0	3,5	3,5	4,0	5,0	2,7	5,5	4,0	75,0	
11,0	13,5	3,8	3,5	3,5	3,5	5,5	2,4	5,2	4,0	82,9	Gaumenwulst. Quere Gaumennaht vorgebogen. Kranz- und Pfeilnaht verknöchert. Septum nach rechts geknickt.
12,5	13,0	3,5	2,8	3,2	3,5	5,0	2,3	5,0	3,7	79,1	Quere Gaumennaht vorgebogen.
12,0	14,0	3,4	3,0	4,0	4,0	5,0	2,5	—	4,0	80,5	
12,0	13,0	3,5	3,0	4,0	4,0	4,5	2,4	—	3,5	85,3	Kranz- u. Pfeilnaht verknöchert. Lange Griffelfortsätze. Narben an den Schläfen.
12,0	13,0	3,6	3,2	3,2	3,6	4,5	2,3	5,0	3,5	87,5	Inkaknochen. Wormsknochen.
11,0	11,5	3,5	3,0	3,1	3,5	5,0	2,1	4,5	3,5	82,4	
11,5	13,0	3,3	3,0	3,1	3,3	5,0	2,7	5,5	4,0	80,0	
11,5	13,0	3,8	3,1	3,2	3,7	4,5	2,5	4,5	3,5	85,7	
11,5	12,5	3,0	2,8	3,0	4,0	4,5	2,5	5,0	4,0	80,0	Lange Griffelfortsätze.
12,0	13,0	3,3	3,0	3,2	3,7	4,5	2,3	5,0	3,5	84,8	
10,5	13,0	3,6	2,8	3,3	3,6	4,0	2,0	5,0	3,5	74,3	
11,0	13,0	3,6	2,8	3,6	3,8	4,5	2,7	5,5	3,5	80,0	
11,0	13,0	3,5	3,0	3,2	3,7	4,5	2,4	4,5	4,0	82,4	
10,5	13,5	3,2	2,8	3,4	3,8	—	—	—	—	81,8	Lange Griffelfortsätze.
12,0	13,0	3,7	3,1	3,2	3,7	5,0	2,2	4,5	3,5	80,5	
11,5	12,0	3,5	3,5	3,2	3,7	4,5	2,6	5,2	3,5	82,4	Gaumen etwas hoch. Quere Gaumennaht nach vorn gekrümmt.
11,5	13,5	3,7	3,0	3,7	4,0	5,2	2,3	4,5	4,0	88,2	Gaumenwulst.
10,5	13,0	3,2	2,6	3,7	3,6	4,5	2,4	4,5	3,0	79,4	
11,0	12,5	3,5	3,0	3,0	3,7	5,0	2,5	5,0	3,5	77,1	
—	—	—	—	3,5	3,7	4,5	2,6	4,5	3,5	77,1	

Durchschnitt des Längen-Breitenindex = 78,2.

Die Form derselben ist im allgemeinen die der Mittellangschädel. Bei allen ist die Stirn gut entwickelt, steigt aber nicht gerade steil an; bei manchen männlichen Schädeln treten die Augenbrauenbogen stark hervor; die Scheitelhöcker sind sehr undeutlich. Es verhalten sich dieselben demnach ähnlich den auf dem Reihengräberfelde zu Rofsdorf bei Göttingen gefundenen [1]).

Bei drei der 45 Schädel findet sich ein Inkaknochen, bei sechs eine Stirnnaht.

Die sechs mit gebliebener Stirnnaht zeigen die Form eines Ovals mit stumpf gerundeten Enden. Die übrigen Nähte sind bei denselben erhalten. Bei zwei von den sechs Schädeln verläuft die Stirnnaht in gleicher Richtung mit der Pfeilnaht, bei zwei läuft die verlängert gedachte Fluchtlinie zur linken Seite der Pfeilnaht und bei zwei zur rechten Seite derselben.

Die Bogen der Oberkiefer haben meist eine hyperbolische Form, so dafs also deren Enden auseinander streben, weniger oft eine parabolische Gestalt, so dafs deren Enden im Unendlichen wieder zusammentreffen würden.

Der harte Gaumen ist mit Ausnahme eines, der mäfsig gewölbt ist, ein breiter. Bei neun ist ein Gaumenwulst vorhanden, bei vier ist die quere Gaumennaht nach vorwärts gekrümmt.

Die Bogen der zugehörigen Unterkiefer, 32 an der Zahl, entsprechen denen der Oberkiefer hinsichtlich ihrer hyperbolischen und parabolischen Form.

Ein regelrechter Kieferbau geht aber Hand in Hand mit einer normalen Entwickelung der Zähne. Bei sämmtlichen Schädeln habe ich demgemäfs wohlgeformte, regelmäfsig, nicht gedrängt oder verdrängt stehende Zähne gefunden. Bei einigen Schädeln stehen die Schneidezähne prognath.

Kein einziger der Zähne ist kariös und wo sie fehlten, waren die Zahnfächer ohne Fehler. Nur einige wenige waren schon bei Lebzeiten fehlend, was die Schwundstelle an den Kiefern beweist.

Die meisten der Zähne sind durch Kauen im ersten bis dritten Grade abgeschliffen, so dafs also beim dritten Grade von dem ursprünglichen Schmelz der Kauflächen nichts mehr vorhanden ist.

Die Kapazität der 35 mefsbaren altbraunschweigischen Schädel beträgt im Durchschnitt 1344,6, der Längen-Breitenindex der 45 im Durchschnitt 78,2, während die deutschen Grabschädel des Gräberfeldes bei Rofsdorf [2]) (5. bis 7. Jahrhundert, 11 Nummern) im Durch-

---

[1]) S. Vortrag von Ihering, 5. allgem. Versamml. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthropol. zu Dresden 1874, S. 20.

[2]) Schaaffhausen, Die anthrop. Samml. Deutschlands, „Göttingen“ 1880, S. 2.

schnitt eine Kapazität von 1461 und einen Längen-Breitenindex von 74,4, die 15 Nummern des Gräberfeldes bei Roringen unweit Göttingen[1]) im Durchschnitt eine Kapazität von 1493,3 und einen Längen-Breitenindex von 79,1 ergaben.

Es drängt sich nun die Frage auf, wie verhalten sich die Kapazität und die Kopfform der heutigen unvermischten Braunschweiger im Vergleich zu denen ihrer Vorfahren.

„Die Schädelgeräumigkeit", sagt Topinard[2]), „scheint mit dem Grade der Intelligenz zu variiren. Die Schädel der Pariser des 19. Jahrhunderts sind geräumiger als die aus dem 12., die der Morgue geräumiger als die der Einzelgräber."

Die diesem Ausspruche zu Grunde liegenden Messungen, besonders Broca's, haben vielfach den Glauben erstehen lassen, dafs das Gehirn der Gegenwart, weil einem gebildeteren Träger angehörend, ein gröfseres sei als das des Urvorfahren.

Es darf nicht unbeachtet bleiben, dafs Topinard betreffs der Schädelgeräumigkeit das Wort „scheint" gebraucht, denn es liegen auch Messungen anderer vor, die die vorhin erwähnte Annahme als nicht allgemein vorkommend darthun.

Zu einem Vergleiche der Kapazität und der Form der Schädel heutiger unvermischter Braunschweiger mit denen der Vorfahren liegen nur Mafse von fünf heutigen norddeutschen Schädeln vor[3]), mir selbst haben leider zum Messen keine betreffenden Schädel der Neuzeit zu Gebote gestanden.

Bei den genannten fünf Schädeln ist die durchschnittliche Kapazität auf 1509 und der des Längen-Breitenindexes auf 80,7 angegeben, denen eine Kapazität von 1344,6 und ein Längen-Breitenindex von 78,2 der von mir gemessenen altbraunschweigischen Schädel gegenüberstände.

Danach würde die Kapazität und mit ihr die Intelligenz in der Neuzeit zugenommen, die Schädelform statt der Mittellangschädel mehr die Form der Kurzschädel angenommen haben. Jedoch ist die Zahl von fünf Schädeln zu klein, um sichere Ergebnisse durch Vergleich zu erreichen.

Ich habe nun, da mir braunschweigische Schädel der Neuzeit zum Messen fehlten, wenigstens den Längen-Breitenindex und damit die Kopfform jetzt lebender Braunschweiger zu bestimmen unternommen, um solchen mit dem der Vorfahren vergleichen zu können.

---

[1]) Schaaffhausen, Die anthropol. Sammlung Deutschlands, „Göttingen" 1880, S. 8.

[2]) Topinard, Anthropologie, übersetzt von Neuhaufs, Leipzig 1888, S. 226.

[3]) Schaaffhausen, Die anthrop. Samml. Deutschlands, „Göttingen" 1880, S. 2.

Zu dem Zwecke mafs ich den Längen- und Breitendurchmesser der Köpfe von 45 erwachsenen Braunschweigern, der Zahl (45) der altbraunschweigischen Schädel entsprechend. Ich nahm dazu nur Träger echtbraunschweiger Namen, nachweislich unvermischte Rasse mit blauen Augen, blondem und rötlichem Haar und weifser Haut, von Stadt und Land der Reihe nach, wie der Verkehr sie mir bot.

Der Zahl und dem Geschlechte der vorhandenen und gemessenen 45 altbraunschweigischen Schädel gemäfs wählte ich zur Hälfte männliche und weibliche im Alter von 20 bis 50 Jahren. Jugendliche und Greise wurden ausgeschlossen.

Von dem Längen- und Breitenmafse zog ich, der ungefähren Dicke der Kopfschwarte und der Durchtränkung des lebenden Knochens Rechnung tragend, je 1 cm ab, um so gleiche Verhältnisse mit den Schädeln der Vorzeit zu schaffen.

Das Ergebnis dieser Messungen war folgendes:

	Nummer	(1 cm abgezogen) Gröfste Kopflänge	(1 cm abgezogen) Gröfste Kopfbreite	Längen-Breiten-index	Harter Gaumen	Gebifs	Zähne
Männliche	1	18,5	14,4	77,8	Breit	—	Kariöse Zähne.
	2	19,2	15,2	79,2	Hoch, Gaumenwulst	—	Ein kariöser Zahn.
	3	17,5	14,0	80,2	Hoch	—	Kariöse Zähne.
	4	19,0	16,0	84,2	Breit	—	„ „
	5	19,0	14,5	76,3	Hoch	Überbifs	Zähne gedrängt, zwei kariöse.
	6	19,0	14,7	77,4	„	Trapezförmiger Unterkiefer	Kariöse Zähne.
	7	17,5	14,5	82,9	„	Überbifs	„ „
	8	18,5	15,4	83,2	„	—	Vorderzähne gedrängt, kariöse Zähne.
	9	18,0	15,0	83,3	„	—	Vorderzähne gedrängt, kariöse Zähne.
	10	18,6	14,5	78,0	Breit, Gaumenwulst	—	Kariöse Zähne.
	11	19,3	15,0	77,7	Hoch	—	„ „
	12	19,5	15,5	79,5	Breit	—	„ „
	13	18,2	14,0	76,9	„	—	„ „
	14	18,0	14,0	77,8	„	—	Zwei kariöse Zähne.
	15	17,5	14,0	80,0	„	—	Unregelmäfsige stehende Zähne, kariöse Zähne.
	16	18,0	15,5	86,1	„	—	Ein kariöser Zahn.

	Nummer	(1 cm abgezogen) Größte Kopflänge	(1 cm abgezogen) Größte Kopfbreite	Längen-Breiten-index	Harter Gaumen	Gebifs	Zähne
Männliche	17	18,5	14,5	78,4	Breit, Gaumenwulst	—	Kariöse Zähne.
	18	17,5	14,0	80,0	Breit	—	Gesunde Zähne.
	19	19,0	14,2	74,7	„	—	Zwei kariöse Zähne.
	20	17,6	14,6	83,0	„	Zickzackgebifs	Ein kariöser Zahn.
	21	17,5	14,3	81,7	„	Rückstehendes Gebifs	Kariöse Zähne.
	22	18,0	14,5	80,5	„	—	Zwei kariöse Zähne.
	23	19,6	16,5	84,2	Hoch	Trapezf. Ober- u. Unterkiefer	Kein kariöser Zahn.
	24	18,0	14,5	80,5	„	—	Kariöse Zähne.
	25	17,0	13,5	79,4	„	—	„ „
	26	18,4	14,4	78,3	Breit	—	„ „
	27	17,8	14,0	78,7	Hoch	—	„ „
	28	18,0	14,0	77,8	Breit	—	„ „
	29	16,5	13,4	81,2	Hoch	—	„ „
	30	18,6	14,5	78,0	Breit	Überbifs	„ „
	31	18,0	14,6	81,1	„	—	„ „
	32	17,5	14,0	80,0	„	—	„ „
	33	17,0	13,5	79,4	Hoch mit Gaumenwulst	—	„ „
Weibliche	34	18,6	15,0	80,6	Breit	—	Untere Schneidezähne gedrängt stehend; kariöse Zähne.
	35	17,5	14,0	80,0	Hoch	—	Kariöse Zähne.
	36	17,0	13,5	79,4	Breit	—	„ „
	37	18,0	13,7	76,1	„	—	„ „
	38	18,2	14,0	76,9	„	—	„ „
	39	17,0	14,0	82,4	„	—	„ „
	40	18,0	14,7	81,7	Hoch	—	„ „
	41	17,3	14,0	80,9	Breit	—	„ „
	42	16,5	13,5	81,8	„	—	Gesunde Zähne.
	43	18,0	14,4	80,0	„	—	Kariöse Zähne.
	44	16,0	13,5	84,4	„	—	„ „
	45	17,6	14,3	81,2	„	—	„ „

Durchschnitt des Längen-Breitenindex = 80,6.

Es ergiebt sich demnach aus den von mir angestellten Messungen, dafs die altbraunschweigischen Schädel einen durchschnittlichen Längen-Breitenindex von 78,2 haben, somit den Mittellangköpfen angehören, und dafs die heutigen Braunschweiger (blonder Typus) bei dem gefun-

denen durchschnittlichen Längen-Breitenindex von 80,6 sich den Kurzköpfen näheren.

Ich komme nun zu dem Vergleiche des Gesichtsteiles der alten braunschweigischen Schädel mit dem Gesichtsteile der heutigen Braunschweiger. Es handelt sich hauptsächlich um die gröfsten, Gestalt gebenden Knochen des Gesichtsteiles, um Ober- und Unterkiefer.

Als einen gesetzmäfsig gebauten Oberkiefer hat man einen solchen anzusehen, der einen breiten oder kaum gewölbten harten Gaumen zeigt, und dessen Bogenkrümmung eine hyperbolische oder auch parabolische Form hat.

Ein Gleiches gilt hinsichtllch der Bogenkrümmung, wenn man von einem regelrecht gebauten Unterkiefer reden will.

Sind beide Kiefer naturgemäfs gestaltet, so weist der Bonwillsche Zirkelschlag[1]) für jeden derselben ein gleichseitiges Dreieck nach. Die Zähne aber stehen bei solchen Kiefern wohl geordnet, nicht gedrängt, und zwar so, dafs die unteren Vorderzähne mit ihren oberen Rändern etwas hinter die oberen Vorderzähne treten.

Dieses alles aber trifft zu bei sämtlichen altbraunschweigischen Schädeln.

Wie verhalten sich nun die Ober- und Unterkiefer der heutigen Braunschweiger?

Die oben angeführte Liste zeigt, dafs von 45 männlichen und weiblichen Erwachsenen des blonden Typus sechzehn einen hohen oder gewölbten harten Gaumen haben, dafs fünf gedrängt und unregelmäfsig stehende Zähne haben, drei überbissig sind, einer ein Zickzackgebifs, einer ein rückstehendes Gebifs, einer einen trapezförmigen Unterkiefer, einer einen trapezförmigen Ober- und Unterkiefer besitzen.

Während bei den Altbraunschweigern kein einziger kariöser Zahn vorhanden ist, sind unter den untersuchten heutigen Braunschweigern nur zwei, deren Zähne sämtlich gesund sind. Auch das bildet einen Gegensatz, dafs, während bei den 45 Altbraunschweigern an den Zähnen stets Kauflächen vorhanden sind, bei den 45 Braunschweigern der Jetztzeit nur im Verhältnis wenige Zähne sich befinden, welche Kauflächen zeigen.

Es sind somit bei einem nicht unbeträchtlichen Teile unseres blonden Typus die Kiefer in rückgehender Umwandlung begriffen, der Bonwillsche Zirkelschlag droht, nicht immer wie früher das gleichseitige Dreieck zu ergeben.

Soeben, nachdem ich dies geschrieben, betrachte ich die Deutschen,

---

[1]) American Syst. of dent. Surgery, Vol. II, citirt von Gysi, Vierteljahrsschr. f. Zahnheilkunde, Band V, 1895.

wie sie auf der Trajanssäule als Hülfstruppen der Römer vor fast zwei Jahrtausenden wiedergegeben sind [1]), ich passe ihnen die Beschreibung des Tacitus an, vergleiche mit ihnen die Gestaltung der altbraunschweigischen Schädel, lasse dann die blauäugigen, blondhaarigen Gestalten der Jetztzeit vor meinem Auge vorüberziehen. Dieselben schönen Bogenlinien der Mittellangköpfe, jedoch sich annähernd der Kurzkopfform, dabei mit Zunahme des Schädelinnenraumes, die dazu gehörige wohlthuende, auch trotzige Gestaltung des Gesichts — alles zeigt, dafs der hier in Frage kommende Typus bestehen geblieben.

Aber nicht zu verkennen ist, dafs der Gesichtsteil des heutigen niedersächsischen Typus bei einem Teile eine rückgehende Umwandlung zeigt, wie solche durch zunehmende Kultur und versprengt-ererbte Kieferrhachitis hervorgerufen [2]).

Ich habe noch meinen Dank auszusprechen dem Herrn Dr. R. Andree, der mich bei meiner Arbeit mit seinem reichen Wissen unterstützte, sowie den Herren Geh. Hofrath Blasius und Major Wegener, welche, mir freundlich entgegenkommend, die Sammlungen des Naturhistorischen und Städtischen Museums zur Verfügung stellten.

---

[1]) Fröhner, La colonne trajane. Paris 1872. Tafel 96, 145, 149, 150.

[2]) Vergl. Magitot, Recherches ethnol. et statist. sur les altérations du système dentaire. Bull. d. l. Société d'anthrop. de Paris, T. II, Ser. II, 1867, p. 71.

Braunschweigische Bauerntrachtbilder.

Erläutert

von **Richard Andree.**

(Mit Titelbild und Tafel VI bis IX).

Mit dem Jahre 1850 etwa beginnt das Absterben der malerischen und kleidsamen Bauerntracht in Braunschweig, welche bis dahin, fast alleinherrschend, farbig die Dörfer des Herzogtums belebte. Heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, ist sie so gut wie ganz verschwunden. Hier und da tritt noch ein hochbetagter Greis in der dauerhaften, die Stürme der Jahrzehnte überdauernden Tracht der Väter vor unser Auge und im Dorfe Bortfeld hat noch eine Anzahl Rübenhändler den weifsen Kittel aus praktischen Gesichtspunkten beibehalten. Die Tracht soll in den Städten, wohin der Rübenbauer zieht, die Echtheit seiner beliebten und seit dem 16. Jahrhundert bekannten Ware gewährleisten.

Unsere Bauerntracht war, wie meistens auch im übrigen Deutschland, die in einzelnen Teilen abgeänderte und stehen gebliebene allgemeine des 18. Jahrhunderts, nur wenige Teile derselben reichten in ältere Zeiten zurück, aber auch diese nur höchstens bis zum dreifsigjährigen Kriege. Der mehr konservative Bauer machte nicht die schnellen Umwandlungen mit, die seit der französischen Revolution in der Tracht stattfanden und die äufserst dauerhaften, meist im Hause selbst hergestellten Stoffe, aus denen die Kleider der Männer und Frauen gefertigt waren, trugen neben der herrschenden Sparsamkeit auch dazu bei, das alte Gewand auszunutzen und nicht schnell abzustofsen. Gegenüber der modernen Fabrikware von Tuch und Kattun, die ihren Einzug hielt und durch Billigkeit sich auszeichnete, waren die alten Stoffe kostspielig; man trug sie daher so lange es anging und verlängerte dadurch das Dasein der Bauerntracht einigermafsen, bis um die Mitte des Jahrhunderts die billige Fabrikware den Sieg davontrug und auch andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Umwälzungen der Bauerntracht den Todesstofs versetzten. Beiderwand, Leinwand, Wolltuch, bei den Wohlhabenderen auch Seide und Sammet

in geblümten Mustern, wie sie die Mode des 18. Jahrhunderts forderte, waren die Stoffe, aus denen die Bauernkleidung hergestellt wurde. Die Kleidung war verhältnismäfsig kostspielig, so dafs schon am 27. Oktober 1740 eine landesherrliche Verordnung dagegen, wenn auch fruchtlos, eiferte. Schliefslich siegten aber die billigen modernen Stoffe über die alten teuren. Bereits 1845 klagt der Pastor in Ingeleben [1]) über das viele Geld, welches die Frauen für Mützen mit langem Bändergeflatter ausgeben und über die teuren roten Faltenröcke. Er riet zu den billigen Kattunkleidern und gesteht nur für die Sonntage Seide zu. Die weibliche Tracht mit den kurzen Röcken in schreienden Farben, den kleinen Mützen mit langen Bändern, den bunten Umschlagtüchern und breiten weifsen Halstüchern war auffallender, als die männliche. Sie ist auch eher gewichen und die Bauerfrau trug sich eher städtisch als der Mann; doch hielt die Bandmütze am längsten aus. Bei den Männern hat sich dagegen die Tracht etwas länger erhalten [2]) und ist, wie wir erwähnten, in einem auch bald dahinschwindenden kleinen Reste noch vorhanden.

Am lebenden Geschlechte vermögen wir also die braunschweigische Bauerntracht nicht mehr zu schildern. Für ihre Feststellung müssen daher andere Quellen eröffnet werden: die Erinnerung, der Inhalt unserer Museen [3]), gedruckte Schilderungen und Abbildungen. Bezüglich der letzteren beiden ist der vorhandene Stoff aber nicht allzu reich und ich glaube in der Aufzählung des Nachstehenden nichts Wesentliches übersehen zu haben.

1. In der Ankündigung des Werkes „Deutschland und das deutsche Volk“ von Eduard Duller (Leipzig 1845) sagt der Verleger Georg Wigand, dafs die drei Künstler Julius Döring, Meno Mühlig und C. W. Schurig im Jahre 1844 ganz Deutschland bereist hätten, „um das, was sich an originellen Trachten im deutschen Volke noch vorfindet, zu sammeln. Es kann daher die Versicherung gegeben werden, dafs die Zeichnungen der Volkstrachten sämtlich an Ort und Stelle

---

[1]) Braunschw. Magazin 1845, S. 278.

[2]) Der Gemeindevorsteher Pinkernelle in Büddenstedt behielt die alte Tracht bis an sein Lebensende bei und trug sie auch in der Stadt Braunschweig als bäuerlicher Landtagsabgeordneter. In dieser Eigenschaft zur Hoftafel eingeladen, wollte ihm ein Hofschranze wegen dieser Bauerntracht Vorstellungen machen und bewunderte ironisch die grofsen Metallknöpfe am Rocke. Pinkernelle aber fafste sich kurz und sagte, er habe solche auch auf der Rückseite, drehte sich um, schlug die langen Rockschöfse auseinander und zeigte jenem die posteriora.

[3]) Braunschweigische Bauerntrachten befinden sich in genügender Menge im vaterländischen, städtischen und herzoglichen Museum zu Braunschweig, sowie in der Sammlung des Herrn A. Vasel in Beierstedt. Hier und da liegen die Staatskleider der Väter noch in den Truhen und Schränken der Nachkommen.

gemacht worden sind und dafs dieselben mit der gewissenhaftesten Treue künstlerischen Wert verbinden.“ Ein Auszug aus demselben Werke mit den 50 kolorierten Trachtenbildern erschien 1847 in demselben Verlage unter dem Titel „Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen und Trachten.“ Der Text ist eine Kompilation von keinem grofsen Werte; die Trachtenbilder aber sind das Bleibende an dem Buche, wenn auch bei ihnen die malerische Seite am meisten betont ist und die wünschenswerten Beschreibungen, die Benennungen der Kleidungsstücke, die Angabe der Stoffe u. s. w. fehlen. Unter den Abbildungen beziehen sich zwei sehr treue, von Meno Mühlig gezeichnete, auf Braunschweig. Das erste stellt einen Bauernburschen in der kurzen Jacke, roten knopfbesetzten Weste, Kniehosen blauen Strümpfen und der Otterfellmütze dar, der bei einem Mädchen mit Bandmütze, Freise und kurzem Rocke steht. Das zweite bringt einen „Dorfschulzen“ aus dem Braunschweigischen im weifsen, rot gefütterten Kittel und mit dem Dreimaster auf dem Kopfe. Zu bemerken ist hier, dafs es die Benennung des „Schulzen“ bei uns nicht gab, sondern dafs nur Bauermeister und Gemeindevorsteher vorkommen.

2. Albert Kretschmer. Deutsche Volkstrachten. Original-Zeichnungen mit erklärendem Text. Leipzig, J. G. Bach, 1870. Die Trachten wurden in den Jahren 1864 bis 1870 vom Verfasser gesammelt und unter seiner Mitwirkung ausgeführt. Braunschweig ist in der zweiten, ohne Jahreszahl erschienenen Auflage mit den Tafeln 26 und 27 vertreten; auf ersterer ist ein Bortfelder Bauer dargestellt.

3. Die „Blätter für Kostümkunde“ (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) enthalten in ihrer „Neuen Folge“ auch vier farbige Abbildungen von Braunschweiger Bauern. Nr. 23 und 24, gezeichnet von Franz Meyerheim, zeigen eine alte Frau und ein junges Mädchen aus dem Dorfe Grofs-Denkte an der Asse. Diese Blätter waren auch der „Illustrierten Frauenzeitung“ vom 5. und 19. Juni 1876 beigegeben und von einem sachkundigen Text begleitet. Die anderen beiden Trachtenbilder der „Blätter für Kostümkunde,“ Nr. 63 und 64, rühren von unserem Landsmanne Bernhard Plockhorst her. Sie stellen einen Bauer und eine Bäuerin aus Bortfeld dar.

4. H. Schattenberg, Die braunschweigische Volkstracht im Dorfe Eitzum. Nach den in den Truhen der Bewohner dieses Elmdorfes aufbewahrten Stücken schildert der dortige Pastor in sehr eingehender Weise die ehemalige weibliche Tracht im „Braunschweigischen Magazin“ 1896, Nr. 4.

5. Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1896. Ich habe hier S. 191 bis 206 unter Beigabe von zahlreichen Abbildungen und zwei farbigen Tafeln unsere Bauerntracht ausführlich geschildert.

Zu diesen bisher bekannt gewordenen Abbildungen unserer Bauerntracht kann ich jetzt einige neuerdings von mir aufgefundene hinzufügen, die ich hier wiedergeben und mit kurzen Erläuterungen versehen will.

Bortfelder Bauer (Titelbild).

Diese Statuette, durch grofse Lebenswahrheit und Treue der Tracht ausgezeichnet, befindet sich im Privatbesitz in Wien und rührt von dem Bildhauer August Kühne her, welcher 1845 zu Königslutter geboren war und 1895 als Professor am österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien starb. Die Nachbildung der Statue ist hier farbig, genau nach den in den Museen vorhandenen Bortfelder Kleidungsstücken, wiedergegeben.

Bortfeld, in der Luftlinie 9 km nordwestlich von der Hauptstadt gelegen, ist eines der bekanntesten und gröfsten Dörfer des Herzogtums. Es kommt zuerst 1187 als Bortvelde vor, zählte vor einem Jahrhundert 614 Einwohner [1]) und war 1895 auf 973 gewachsen. Die Bortfelder sind wesentlich Ackerbauer, wohlhabende Leute, die auch die Einwohnerschaft des benachbarten, wüst gewordenen Dorfes Glinde in sich aufgenommen haben, welche bis zur Durchführung der Separation als eine Art besondere Gemeinde (Glindbürger) innerhalb des Dorfes bestand. Der einst schwunghaft betriebene Flachs- und Hopfenbau ist eingegangen, dagegen hat sich die Kultur einer kleinen schmackhaften Rübe, verwandt der märkischen oder Teltower Rübe, hier erhalten. Erwähnt wird sie zuerst 1572 in den Wirtschaftsbüchern des Klosters St. Marienberg bei Helmstedt als bortfelsce roiue [2]).

Die Bortfelder sind durch mancherlei kleine Abweichungen in Sitten und Gebräuchen bekannt und dieses, wie litterarischer Einflufs, mag zu der unbegründeten Fabel Anlafs gegeben haben, dafs die Bortfelder wendischer Abkunft seien, wiewohl nicht ein einziger stichhaltiger Grund hierfür angeführt werden kann. Ununterrichtete sind sogar mit der Behauptung bei der Hand, Typus und Schädel der Bortfelder seien „wendisch.“ Ja, wenn wir nur den wendischen Typus, wie er, fern von Bortfeld, im Mittelalter östlich von der Stadt Braunschweig vorhanden war, kennten! Und was den Schädel betrifft, der bei den Bortfeldern bis heute noch nicht gemessen ist, so kann man da an Virchows Ausspruch erinnern: „Ich mufs leider gestehen, dafs ich bis jetzt entscheidende Kriterien zur Diagnose altslavischer Schädel überhaupt noch nicht aufgefunden habe“ [3]).

---

[1]) Hassel u. Bege, Beschr. d. Fürstent. Wolfenbüttel u. Blankenburg I, S. 453.
[2]) Braunschw. Magazin 1895, S. 31.
[3]) Verhandl. Berl. Arthropol. Ges. 1884, S. 511.

Da man von den Bortfeldern selbst hören kann: „wi stammet von de ôlen Wenden af“, womit sie vielleicht ausdrücken wollen, dafs sie etwas Besonderes vor den Nachbarn voraushaben, so will ich hier noch zusammenfassen, was für die echt niedersächsische Abkunft dieser Bauern spricht.

Bortfeld ist zunächst in seiner Anlage ein typisches deutsches Haufendorf; keine Spur von wendischem Rundlingsbau ist hier vorhanden und war es auch nicht, als E. A. Bertram im Jahre 1769 den ersten Plan des Dorfes aufnahm [1]). Bortfeld gab auch stets den Korn- und Fleischzehnten, ein untrügliches Zeichen eines niedersächsischen Dorfes, gegenüber den bis zur Ablösung zehntfreien, ehemals wendischen Dörfern. Bei letzteren hat sich auch, bis zur Gegenwart, eine gröfsere oder geringere Zahl von wendischen Flurnamen erhalten, die mit Hülfe der altslavischen Sprache sich gröfstenteils noch deuten lassen. Von solchen findet sich aber nicht ein einziger auf den Feldern Bortfelds, im Gegenteil, die Bortfelder Flurnamen zeigen ausgesprochen altniedersächsischen Charakter. Wir haben da die „Vorlinge“ (= Furchenlänge, ein halber Morgen, engl. Furlong = $^1/_8$ Meile), den „Ütschenacker“ (Froschacker), den „Quaafmorgen“ (ndd. quäf, zitteriges, auf morastigem Untergrunde befindliches Land), die „Meesche“ (Wiese), die „Steinfordäcker“ (Furt mit Steinen ausgelegt, nicht notwendigerweise im Wasser), die „Matenwiese“ (made = Matte, Wiese, engl. meadow), den „Speckklint“ (specken, Weg aus Knüppeln oder Baumstämmen hergestellt; klint, Erhöhung), das „alte Bleek“ (blêk, abgegrenztes Grundstück), die „Schörten“ (schort, Abteilung, Graben, Abflufsrinne), die „Hornwiese“ (hornförmig zwischem anderem Land auslaufende Wiese) u. s. w. Fügen wir noch hinzu, dafs unter den alten Bortfeldern des vorigen Jahrhunderts kein wendischer Familienname vorkommt, sondern nur niedersächsische, während in den ehemals wendischen Dörfern sich einzelne wendische Personennamen erhalten haben.

Die Männertracht in Bortfeld, von der geringe Reste sich bis auf unsere Tage erhalten haben und die der dort ansässige, über 70 Jahre alte Bauernschneider Wolters noch anzufertigen versteht, weicht nur in wenigen Stücken und feinen Einzelheiten von der braunschweigischen allgemeinen Bauerntracht ab. Diese selbst aber stand im Mittelpunkte jener niedersächsischen Tracht, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Harze bis Gifhorn und Celle und von der Halberstädter Gegend bis Schaumburg und Minden, natürlich mit Abänderungen, herrschte.

---

[1]) Landesvermessung unter Herzog Karl I. Plankammer.

Glatt rasiert trug der Bauer, alt und jung, sein Gesicht, bis seit dem Umwälzungsjahre 1848 der Bart sein Recht verlangte, wiewohl er bei dem älteren Geschlechte nie in Aufnahme kam. Das Haar war in der Mitte gescheitelt und von Ohr zu Ohr gerade abgeschnitten. Noch in den dreifsiger Jahren kamen halbrunde Messingkämme bei den Männern vor, mit denen sie die Haare aus der Stirn hielten.

Den Kopf deckte der schwarze breitkrämpige Filzhut, Dreispitz oder „Dreitimpenhot“ genannt, wenn er auch nicht aufgekrämpt war; der Rand ward durch Stränge am Kopfteile festgehalten und war mit Bändern versehen. Unter dem Hute trug der Bauer noch ein abgestepptes, oder aus Leder gefertigtes, der Kopfform sich anschmiegendes Käppchen, welches „dips“ oder „peckel“ hiefs. Um den Hals wurde von den Männern ein dickes schwarzes Tuch — Sonntags von Seide, übrigens von Baumwolle — getragen und vorn geknotet; Dorfstutzer trugen zwei solcher Tücher übereinander, wodurch der Hals unförmlich dick hervortrat.

Allgemein kennzeichnend, und so auch bei den Bortfeldern, war der lange, weifse, mit zahlreichen thalergrofsen Knöpfen (aus Silber, Blei, Messing oder Knochen) besetzte leinene Kittel, der in Vierschacht oder Vierkamm gewoben, äufserst dauerhaft war. Er ist in Bortfeld hinten völlig geschlossen, ohne Schlitz, reicht bis auf die halbe Wade, hat keinen Kragen und ist mit rotem Wollfries oder Tuch gefüttert, doch so, dafs das rote Futter nicht bis unten an den Rand reicht. Die vielen Knöpfe sind meist angenäht, aber auch, namentlich in früherer Zeit, in anderer, sehr praktischer Art an dem Stoffe befestigt. Die Öhre der Knöpfe wurden vielfach durch den Stoff gesteckt und dann wurde ein langer dünner Lederriemen an der inneren Seite des Kleidungsstückes durch alle Öhre gezogen. Sonntags trat an die Stelle des weifsen Kittels der schwarze, auch rot gefütterte Kirchenrock von demselben Schnitte.

Ein sehr wesentliches und dem Schnitte nach auf verhältnismäfsig hohes Alter deutendes Kleidungsstück der Bortfelder war deren „bostdauk“, Brusttuch. Man bezeichnete damit ein bequemes Unterkleid aus rotem Tuch oder Fries in Gestalt eines kurzen Hemdes, das bis auf den halben Unterleib reicht und hinten, vorn und an der rechten Seite geschlossen ist. Nur an der linken Seite ist es aufgeschlitzt und wird es mit Bändern oder Knöpfen geschlossen. Um den weit ausgeschnittenen Hals zieht sich grüner Bandbesatz, der auch vorn angebracht ist. Abweichend von allen westenartigen Kleidungsstücken, die vorn mit Knöpfen geschlossen sind, ist der seitliche Schlufs dieses Unterkleides. Es ist das eine alte, auf die Zeit des dreifsigjährigen Krieges zurückgehende Form, die ähnlich nur noch, und zwar gleichfalls

Gevattern in Riddagshausen. Um 1840.

Gezeichnet von Karl Schröder.

von roter Farbe, im Hauensteinschen (südliches Baden) und im Zillerthale vorkommt.

Vervollständigt wird die Bortfelder Männertracht durch gelblederne Kniehosen (büxen), die ohne Hosenträger nur auf der Hüfte getragen wurden, lange, bis an die Knie reichende blaue Strümpfe und derbe Schuhe, oft mit Silberschnallen besetzt. Im Winter traten hohe Stiefel an deren Stelle; war die Witterung sehr rauh, dann reichte der Kittel nicht mehr und über denselben wurde der lange graue „balwänner“ (Beiderwänder) geworfen. Die „balwann“, Beilewand oder Beiderwand, halb aus dickem Wollgarn, halb aus Leinwandfäden gewoben, erhielt ihre dunkle Farbe in den „modderkûlen“, Gruben mit Torfbrei, in welchen sie gefärbt wurde.

Die Gevattern. (Tafel VI.)

Diese Abbildung, wie die beiden folgenden Tafeln VII und VIII rühren von dem Maler Karl Schröder her, welcher um 1802 in Braunschweig geboren war und daselbst im Mai 1867 starb. Schröder hat zahlreiche Sittenbilder gemalt, die in künstlerischer Beziehung wohl die Kritik herausfordern, aber durch Lebenswahrheit hervorragend sind. Unter seinen Bildern befinden sich auch solche aus dem braunschweigischen Bauernleben, die in den dreifsiger und vierziger Jahren in den um die Hauptstadt herumliegenden Dörfern gemalt wurden. Alle sind ausgezeichnet durch die grofse Treue, mit welcher die nun verschwundene Tracht dargestellt ist; Schröder war hierin, wie seine Zeitgenossen versichern, aufserordentlich peinlich und er stellte die Naturwahrheit über das künstlerische Ausgestalten; hierdurch erlangen seine Zeichnungen gerade für die Volkskunde hervorragenden Wert.

Auf Tafel VI ist eine Gruppe von Gevattern dargestellt, und zwar in dem Dorfe Riddagshausen; sie verlassen soeben die Kirche, in welcher die Taufe stattgefunden hat, und vor ihnen trägt die Hebamme (bademoime) den Täufling nach Hause. Die letztere, in der Tracht der älteren Frauen, bei welchen dunklere Farben herrschten, trägt die Bandmütze, die weifse Faltenkrause (frêse), den roten Faltenrock. Wenn sie den Täufling in das Elternhaus zurückbringt, wird sie den ständigen Spruch sagen: „'n heiden hebbe ik middenômen un en kristen bringe ik jich wê'er. Nu wünsche ik jich vêl glücke midde.“

Die hauptsächlichste Aufmerksamkeit nimmt die Gruppe der drei Gevattern, ein Bursche und zwei Mädchen, in Anspruch und man sieht es ihnen an, dafs sie von der Wichtigkeit ihrer Würde überzeugt sind. Was die Kleidung der Gevattern betrifft, so hat der Mann seinen

schwarzen Kirchenrock angezogen, welcher aber bei dieser festlichen Gelegenheit mit bunten Bändern (dutzen) und Sträufschen geziert ist. Die beiden Mädchen tragen auch ihr Festgewand: um den Hals ein schwarzes Sammetband mit silbernen „Bohnen“ darauf, die weifse gefütterte Frese erstreckt sich über das schön bunt gestickte Halstuch, die weifse oder gestreifte, mit bunten Bändern geschmückte Schürze verdeckt zum grofsen Teil den roten, unten grün besetzten Faltenrock. Die Kopfbedeckung der beiden Gevatterinnen ist bei dieser Gelegenheit eine ungewöhnliche; sie tragen nämlich ihre Brautkrone. Es ist ein etwa 10 bis 12 cm hoher korbartiger, aus Drahtgeflecht hergestellter Kopfputz, geziert mit künstlichen Blumen, Flittergold, Perlen, zitternden Spiralen aus Gold- und Silberdraht, an dem hinten gewöhnlich rote Bänder herabhängen. Diese Brautkronen trugen die Mädchen zuerst bei der Konfirmation, dann, wenn sie Gevatter standen und zum letztenmal bei der Hochzeit. Sie wurden sorgfältig aufbewahrt und es haben sich daher viele Exemplare erhalten.

Über die Gevattern ist noch folgendes zu bemerken. Ihre Wahl war von grofser Wichtigkeit und man sagte von ihnen; „Vadder wêren is ne êre vor'n lûen, awer ne schanne in geldbû'el“ wegen der mit der Patenschaft verknüpften, nicht unbedeutenden Kosten. Eingeladen wurde zum Gevatterstehen durch besondere „bottervögel“, Schmetterlinge genannte Briefe; diese steckte der Gevatter bis zum Tauftage an sein Fenster, so dafs jedermann sehen konnte, welche Ehre ihm widerfahren. Gleichzeitig aber deutete er damit an, dafs er nun vor der Hand nicht nochmals zum Gevatter gebeten werden möge. Der Zusammenhang zwischen Paten und Täufling wurde möglichst innig gedacht, worauf mancher Aberglauben deutete. So durfte der Gevatter während des Kirchganges zur Taufe unter keiner Bedingung seinen Urin lassen. Wird er doch dazu gedrängt, so mufs er währenddem mindestens einen Handschuh ausziehen, „damit he nich in vullen tüge is“, denn sonst wird das Kind ein Bettnässer. Die Gevattern halten das Kind bei der Taufe abwechselnd auf den Armen; auf wessen Armen das Kind während des Aktes weint, der hat diesem zu Weihnachten ein neues Kleid zu schenken. Eine Frau, die guter Hoffnung ist, soll nicht Gevatter stehen, das schadet dem Täufling, doch kann dem vorgebeugt werden, wenn die schwangere Patin zwei Schürzen statt einer während des Taufaktes anzieht. Der Täufling nimmt die geistigen Eigenschaften vom Paten an, wie schon das Sprichwort andeutet „de dridde adere sleit na'n pâ'en.“ Früher erhielt der Knabe seinen Rufnamen nach dem ältesten Gevatter, das Mädchen nach der ältesten Gevatterin; auch wurde unter den Gevattern wegen des Namens gelost.

Abzug der Brautleute in Bortfeld. Um 1840.

Gezeichnet von Karl Schröder.

Abzug der Brautleute. (Tafel VII.)

Die Scene ist um 1840 von K. Schröder in Bortfeld gezeichnet worden. Während im Hintergrunde die zur Hochzeit versammelten Musikanten den Tusch blasen und der Pastor den Segen spricht, zieht das junge Paar aus einer der hinteren kleinen Seitenthüren (lütje dören) des Hauses hinaus und ein Junge öffnet ihnen die „häke“. Die Vorgänge bei der Hochzeit müssen als bekannt vorausgesetzt werden und meine Bemerkungen sind daher auf die Tracht des Brautpaares einzuschränken. Der Bräutigam hat die sonst übliche kurze Jacke abgelegt und den dunklen, rot gefütterten Rock angelegt. Auch trägt er das Brusttuch, wie es oben geschildert wurde. Aber die Otterfellmütze (brâgenmütse), diese Zierde der Burschen, hat er beibehalten. Sie wurde Sommer und Winter getragen und hatte einen Deckel von rotem, braunem oder grünem Sammet, gelegentlich mit Goldschnüren und Quasten verziert. Die Braut trägt ihre, gleichfalls oben schon erwähnte Brautkrone und hat ein mit Pelz verbrämtes Jäckchen an, welches schon städtischen Einflufs verrät und sonst nicht gerade zur eigentlichen Bauerntracht gehörte.

Gang zur Kirche. (Tafel VIII.)

Um 1840 in dem nordöstlich von Braunschweig gelegenen Dorfe Lehre von Schröder gezeichnet. Bei dieser auf der Däle sich abspielenden Scene interessiert uns die weibliche Tracht der jungen Frau, die sich im vollen Staate zur Kirche begiebt. Die bänderreiche Kopfbedeckung gehört zu dem abwechslungsreichen Geschlechte der „bentmütsen“, die auf dem stets nach hinten gestrichenen und auf dem Scheitel zu einem Knoten (kip oder knûst) vereinigten Haare aufsafs. Sie wechselte, je nach der Gegend, von dem nur 7 bis 8 cm hohen „eidop“, der kaum gröfser wie ein Ei war, bis zu der spitzen, röhrenförmigen, 14 cm langen Turmmütze (tôrnmütse). Hier in Lehre haben wir es mit einer Bandmütze von mittlerer Gröfse zu thun. Sie ist stets schwarz und führt ihren Namen von dem Reichtnm der breiten, schwarzen, am Ende mit Fransen besetzten schweren Seidenbänder, die sich auch um Wangen und Kinn zogen. Um den Hals schlingt sich ein schwarzes Sammetband mit breiten, walnufsgrofsen, silbernen „Bohnen“ darauf. Es folgt die faltige, breit auf die Schultern herausliegende weifse Halskrause (frêse) und darunter das Brusttuch, hier weifs, welches das Mieder (wams) verdeckt. Wir bemerken, als kennzeichnend für die Weibertracht, das viele Übereinander sich verdecken-

der Kleidungsstücke, wodurch der Reichtum der Besitzerin dargethan werden soll. Ein Stück wird über das andere gelegt und verhüllt dieses, wobei aber die verhüllten nicht etwa aus minderwertigen Stoffen oder weniger gut ausgeführt sind, als das letzte deckende Schlufsstück. So ist das „wams“ kurztaillig von schwarzem Tuch, fertiger, gemusterter Seide oder Sammetmanchester. Im Winter wurde es mit langen Ärmeln getragen, im Sommer ärmellos und dann fielen die weifsen, bauschigen Hemdärmel bis zum Ellenbogen herab, wie bei der vorliegenden Figur. Das Brusttuch ist bei dieser gleichfalls weifs; indessen das ist Ausnahme, denn das dreieckige (oder viereckige zum Dreieck eingeschlagene), Schultern, Rücken und Brust deckende Tuch war gewöhnlich auf schwarzem Grunde mit oft sehr kostbaren Stickereien in bunter Seide, Gold oder Silber versehen, die sich an den Rändern entlang zogen. Bei Trauer legte man schwarze Tücher mit weifser oder Silberstickerei an. Der Weiberrock, bei dem die rote Farbe unten mit grüner Kante vorherrschte und der die Füfse frei liefs, hiefs Faltenrock „fôlenrock“. Die eng bei einander liegenden Falten waren aber nur hinten und an den Seiten vorhanden, vorn war der Rock glatt, weil da die breite Schürze ihn verdeckte. Dieser aus selbstgesponnener Wolle oder feinem, rotem Tuche hergestellte Rock hing an hosenträgerartigen Gurten über die Schultern, da er an den Hüften einen Schlufs nicht besitzt. Die Schürze deckte den vorderen Teil und die Seiten des Rockes; nur selten trug man weifse Schürzen gewöhnlich bei Festen und am Sonntage solche aus geblümtem Seidenstoffe und an den vorn lang herabfallenden Schürzenbändern wurde ein Stickereiluxus entfaltet, wie bei den Brusttüchern. Ein besonders charakteristisches und eigentümlich gestaltetes Kleidungsstück, das auf der vorliegenden Tafel zur Darstellung gelangt, sind die Pelzhandschuhe oder Pelzärmel (pelsmauen [1]), welche auch im Sommer bei festlicher Gelegenheit, beim Kirchgange u. s. w. angezogen wurden. Sie waren aus weifsem Kaninchenfelle mit schwarzen, hermelinartigen Tupfen hergestellt, liefsen die Handflächen frei, reichten bis fast zum Ellenbogen und waren am Handgelenke mit bunten langen Seidenbändern festgebunden.

Tracht der Mädchen in Ölper. (Tafel IX.)

Das grofse Dorf Ölper, dicht vor dem Petrithore der Stadt Braunschweig gelegen und dieser einst als Pfahldorf gehörig, hat trotz der Nähe der Stadt sich noch verhältnismäfsig lange in seiner Altertümlichkeit erhalten. Noch heute zählt es eine ziemliche Anzahl

[1]) Zu vergl. mhd. mouwe, Ärmel.

Gang zur Kirche in Lehre. Um 1840.

Gezeichnet von Karl Schröder.

niederdeutscher, wenn auch umgebauter Häuser, und die alte Tracht hat dort in mancher Beziehung abweichende Einzelheiten aufzuweisen gehabt. Dies galt besonders von der weiblichen Tracht.

Wir erkennen das aus der mitfolgenden, nach einem im Privatbesitze befindlichen Ölgemälde hergestellten Tafel. Gemalt wurde es im Jahre 1836 von dem Maler Homeyer; es stellt die 1814 geborene, heute noch hochbetagt lebende Georgine Claus in der Tracht der ölperschen Mädchen dar. Die den Scheitel über dem zurückgekämmten Haupthaare deckende Bandmütze ist etwas gröfser und umfangreicher, als die Mädchen in anderen Dörfern sie trugen. Sehr genau und sauber ist auf dem Gemälde die Randstickerei des schwarzen Brusttuches dargestellt; sie war in roter und grüner Seide in Plattstich ausgeführt.

Am meisten abweichend und auffallend erscheint aber die gefaltete Halskrause, die Frese. Sie wurde sonst allgemein breit über die Schultern auslagernd getragen; hier in Ölper aber halbhoch stehend und so Hals und Kopf einrahmend, wich aber in den vierziger und fünfziger Jahren, bis zu ihrem Absterben, auch der gewöhnlichen über den Schultern lagernden Form.

Tracht der Mädchen in Ölper.

Nach einem Ölgemälde von J. Homeyer aus dem Jahre 1836.

Volkstümliche Schnitzereien

an Gerätschaften im Lande Braunschweig.

Von **A. Vasel.**

(Mit Tafel X).

Die Vorliebe der Menschen für Schmuck ist uralt. Schon in vorgeschichtlicher Zeit versahen unsere Vorfahren die Graburnen mit eingeritzten Verzierungen, und die aus jener Zeit auf uns gekommenen Geräte und Waffen zeigen hier und da einfache Linienornamente, Grübchen, Buckeln u. dergl., die dazu bestimmt waren, das Auge zu erfreuen. Diese Bestrebungen führten allmählich zur Kunst empor, und diese und ihre Schwester, das Kunstgewerbe, entfalteten sich dann später verschiedene Male zu herrlicher Blüte, von der gar manche alte Stadt durch unvergängliche Kunstwerke noch heute Kunde giebt. Dem Volke aber war diese Kunst zu hoch, ihm fehlte das Verständnis dafür, und dürftig, wie sein Leben selbst, blieb auch die Bethätigung seines Kunstsinnes.

Dennoch äufserte sich dieser Sinn in mannigfaltiger Weise bei der Ausschmückung der Kleidung und der Geräte. Tücher und Bänder wurden schön gestickt, silberne Halsgehänge und Schnallen sorgfältig verziert, Schüsseln und Krüge bunt bemalt, und Ellen, Krüselketten und anderes Hausgerät kunstvoll geschnitzt.

Gerade diese letzteren Arbeiten, die Schnitzereien, gehören zu den erfreulichsten Erzeugnissen der volkstümlichen Kunstfertigkeit. Wer aber waren im Lande Braunschweig die Verfertiger? Nicht lange mehr wird man auf diese Frage von alten Leuten eine Antwort bekommen. Heute aber erzählt mir noch mein eigener Schäfer, er habe in der Jugend selbst in Kuhhorn geschnitzt und von älteren Genossen aus Knochen gefertigte Schnitzereien zur Ausschmückung des Holsters (Ranzen) gesehen, und alte Frauen wissen noch zu berichten, dafs der Schäferknecht hölzerne Bindepflöcke (zum Binden der Garben in der Ernte) für die Mädchen, Schöttelkränze (Untersätze für heifse Schüsseln) u. dergl. angefertigt habe. Gerade die Schäfer hatten während ihres Dienstes genügend Zeit für eine derartige Thätigkeit, wie keine

andere Beschäftigung auf dem Lande dies gestattete. Wenn dieselben auch meistens als träge galten, so wird ihnen doch die wenig anstrengende Schnitzarbeit beim Hüten der Schafe eine willkommene Unterhaltung gewesen sein.

Dafs daneben auch andere anstellige Leute, welche Mufse und Neigung dazu besafsen, sich gelegentlich ebenfalls mit der Anfertigung solcher Arbeiten beschäftigten, war natürlich. Ebenso waren Tischler und Stellmacher dabei beteiligt. Es sind z. B. die bekannten Pferdeköpfe, die den einfachen, aber praktischen Giebelschmuck der alten niedersächsischen Bauernhäuser bildeten, vorzugsweise ihnen zu verdanken. Die Spinnräder aber, „Wocken“ genannt, und Haspel wurden stets durch Drechsler in den Städten angefertigt, da dieselben gröfsere Geschicklichkeit und Sorgfalt in der Zusammenstellung erforderten.

In anderen Gegenden haben andere Verhältnisse auch andere Volkskreise zur Herstellung derartiger Gegenstände getrieben, im Braunschweigischen aber sind sicher die Schäfer die Hauptvertreter dieser Beschäftigungsart gewesen.

Als Material diente den Schnitzern vorwiegend Holz, und zwar meistens das der Erle, der Esche, der Weifsbuche, des Ahorns und das rotbraune des Pflaumenbaumes, also ausschliefslich Bäume, welche in unserer Gegend verbreitet sind.

Für die Ausrüstung der Schäfer wurden jedoch nicht nur Gegenstände aus Holz, sondern auch solche aus Kuhhorn benutzt, das sich, wenn es vor der Verarbeitung einige Tage in warmem Wasser gelegen hat, nach dem Ausspruche eines alten Schäfers „wie Speck“ schneiden läfst. Auch Knochen, besonders Röhrenknochen, deren Verzierung jedoch ihrer Härte wegen gröfsere Mühe und Geschicklichkeit erforderte, fanden hier und da Verwendung.

Als Werkzeug für die feineren Arbeiten diente ein scharfes Taschenmesser, welches auch heute noch zuweilen zu Kerbschnitzereien benutzt wird, während es allerdings in den meisten Fällen durch das sogenannte Balleisen verdrängt ist. Dann und wann mag auch ein Lineal, welches zugleich zum Messen zu verwenden war, benutzt sein, und bei der Aufzeichnung von Bogenlinien werden Nadel und Schnur den Dienst eines Zirkels verrichtet haben.

Das Alter dieser Arbeiten, welches auf den ersten Blick ein sehr beträchtliches zu sein scheint, ist in Wirklichkeit nicht hoch. Die meisten gehören dem 18. Jahrhundert an, wie sich durch die häufig auf den Stücken vorkommenden Jahreszahlen nachweisen läfst. Wenige nur gehen in das 17. Jahrhundert zurück. Das Ende des 30jährigen Krieges scheint auch hier ein Aufblühen künstlerischer Bethätigung bewirkt zu haben. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts tritt

mit dem Verfall des Kunsthandwerks auch der Verfall der volkstümlichen Schnitzerei ein.

Verschiedene Umstände haben sich vereinigt, um diese Wirkung hervorzubringen. Die Ablösung der Grundlasten, die Ausführung von Separationen und andere Änderungen im landwirtschaftlichen Betriebe hatten der Landbevölkerung vermehrte Arbeit, aber auch einen gesteigerten Wohlstand gebracht, der den Leuten gröfsere Ausgaben auch für solche Gegenstände gestattete, die von ihnen ehemals selbst angefertigt worden waren, und welche die aufblühende Industrie in früher nicht gekannter Billigkeit herzustellen vermochte. Dazu kamen Zerstreuungen aller Art, bequeme Reisegelegenheit, Vereine, Zeitungen, welche die Mufsestunden völlig auszufüllen vermochten, ferner die rasch wechselnde Mode, welche selbst die Dörfer stärker zu beeinflussen anfing, und endlich der Rückgang der Schäferei, der gerade die Zahl der hervorragendsten Vertreter der Schnitzerei, der Schäfer, stark verminderte.

Die Thätigkeit des Schnitzers bestand nun darin, erstens, dem Gegenstande eine zweckmäfsige und gefällige Form zu geben, und zweitens, das fertige Gerät da, wo es angemessen zu sein schien, noch durch das Anbringen von Ornamenten auszuschmücken.

Der abgebildete „Schöttelkranz“ (Taf. X, Fig. 14) gehört lediglich der ersteren Gattung an, und auch die Krüselkette zeigt nur wenige und unbedeutende eingeschnittene Verzierungen.

Was nun die zweite Art der Schnitzerei, das Anbringen von Ornamenten, betrifft, so wird bei unseren volkstümlichen Arbeiten fast stets der Kerbschnitt angewendet. Nur an den von Drechslern hergestellten Spinnrädern und Haspeln sind vielfach die Verzierungen, bestehend in Herzen u. dergl., aufgeleimt, aber auch häufig im Laufe der Jahre wieder abgefallen, so dafs in dieser Beziehung das durch Hausfleifs hergestellte Ornament dem der Berufshandwerker überlegen ist.

Der Kerbschnitt oder die Kerbschnitzerei ist sehr alt und weit verbreitet. Diese ursprüngliche Art der Plastik findet sich ebenso bei wilden und halbwilden Völkerschaften wie bei sämtlichen Kulturvölkern seit uralten Zeiten[1]).

Die Technik des Kerbschnittes besteht darin, in ebene Flächen Vertiefungen von prismatischer oder pyramidaler Form einzuschneiden, um damit eine dekorative Flächenmusterung zu erzielen. Das Muster wird gebildet entweder durch die Vertiefungen des Schnittes selber,

---

[1]) Der Kerbschnitt. In den „Mitteilungen des Gewerbemuseums zu Bremen“, 1888.

oder durch Aussparung der Oberfläche in bestimmten Formen und Bildung des Grundes durch die Vertiefungen.

Die meisten der an unseren Geräten in Holz oder Knochen angebrachten Kerbschnittverzierungen wurden, um sie besser erkennbar zu machen und gefälliger erscheinen zu lassen, mit farbigem Wachs ausgefüllt, und besonders die Farben Rot und Dunkelgrün waren zu diesem Zwecke bevorzugt. Ellen, Bindepflöcke und die aus Knochen geschnitzten Troddel der Schäferranzen finden sich fast stets in dieser Weise ausgeschmückt.

Die Schnitzereien in Holz wurden nach der Vollendung meistens mit Oel abgerieben, um sie besser gegen Schmutz zu schützen.

Der Vorrat an Ornamenten, der den Kunstbeflissenen aus dem Volke bei ihren Arbeiten zu Gebote stand, war nur klein und dürftig. Unbekümmert um mittelalterliche Kunst, um Renaissance und Barock haben diese einfachen Leute ihre schlichten, uralten Motive immer wieder angewandt, und lebhaft wird man dabei an die einfachen Verzierungen vorgeschichtlicher Geräte erinnert. Häufig haben denn auch die Namen der Verfertiger oder der Besitzer und die Jahreszahlen dabei Verwendung gefunden, und aufser beliebten Sprüchen sind auch Verse aus dem Gesangbuche dazu benutzt, den Raum zu füllen. Sogar das ABC hat herhalten müssen, falls nicht in diesem Falle die Sorge für die Bildung seiner Braut dem Schäferknechte das Schnitzmesser geführt hat.

Von symbolischen Zeichen ist besonders häufig das Herz vertreten, welches auch vielfach doppelt dargestellt ist. Offenbar hat der Verfertiger, wenn er seinem Mädchen eine Elle oder einen Bindepflock mit derartiger Verzierung schnitzte, dabei auf die gegenseitige Liebe hinweisen wollen. Auch die Darstellung eines Blumentopfes mit daraus emporwachsender Ranke und Blume war beliebt.

Aus den zahlreichen Inschriften geht mit Sicherheit hervor, dafs die Sachen vielfach als Geschenke der Liebe und Freundschaft bei den verschiedensten Gelegenheiten gedient haben.

Einige besondere Arten der Verzierung mögen hier noch Erwähnung finden. Die aus einem Stücke gearbeiteten Griffe der Ellen und Bindepflöcke wurden vielfach im Inneren in geschickter Weise ausgehöhlt, indem gerade oder schräg laufende Einschnitte gemacht wurden, zwischen denen nur schmale Holzstreifen stehen blieben. In dem hohlen Raume befinden sich stets kleine bewegliche Holzkugeln, welche zuweilen mit vieler Mühe und grofser Geschicklichkeit aus dem Holze im Inneren des Stückes geschnitzt worden sind. In vielen Fällen sind dieselben jedoch durch eine etwas breitere Stelle des Einschnittes, zuweilen auch durch eine nachträglich mit einem Knopfe

verschlossene Öffnung von oben mit Mühe in der Absicht hineingedrückt worden, um dadurch den Glauben zu erwecken, als seien dieselben ebenfalls aus dem vollen Holze in dem Stücke selbst gearbeitet. Auch an der Krüselkette sind die Kugeln im Inneren des Stückes zugeschnitten worden, wie bei der Beschreibung derselben näher ausgeführt werden wird.

Dann und wann kommen, besonders an den Ellen, allerlei bewegliche Anhängsel in Form von Eicheln, Händen oder dergl. vor, die jedoch nicht immer mit der Elle aus einem Stücke gearbeitet, sondern manchmal zusammengesetzt worden sind. Durch diese Anhängsel, die nicht nur am Griffe, sondern auch sogar am unteren Ende der Elle sich finden, wurde allerdings die Brauchbarkeit beeinträchtigt, da Beschädigungen bei der Benutzung schwer zu vermeiden waren. Die Vorliebe für diese Ausschmückung war aber in diesem Falle stärker als der praktische Sinn. Auch an Wockenpflöcken findet sich diese eigenartige Verzierung.

Ferner sind an den Griffen der Ellen, sowie an Spinnrädern und Haspeln bisweilen bewegliche Ringe angebracht, welche fast stets aus dem Stücke, welches sie umschliefsen, auf der Drehbank herausgearbeitet worden sind, indem von beiden Seiten ringsum die verbindenden Holzteile weggenommen wurden.

Unter den im Braunschweigischen vorkommenden geschnitzten Geräten vermissen wir manche Stücke, welche in anderen Gegenden grofse Verbreitung gefunden haben. So läfst sich hier z. B. kein derartig verziertes Mangelbrett und kein Klopfholz nachweisen, und auffälligerweise scheinen auch kleine geschnitzte Kästchen wenig verbreitet gewesen zu sein. Die anderwärts ebenfalls aus Holz gearbeiteten „Feuerkicken“ finden sich hier immer nur aus Messing oder Kupfer hergestellt. Vielleicht bringt die Zukunft noch einmal das eine oder andere derartige Stück auch bei uns ans Licht, denn viele dieser Arbeiten mögen noch in alten Truhen oder zwischen Gerümpel auf dem Dachboden versteckt liegen.

Wenn wir uns nun suchend im Lande Braunschweig nach solchen Gerätschaften umsehen, so finden wir dieselben sorgfältig gesammelt im städtischen und im vaterländischen Museum zu Braunschweig, und auch die Sammlung des Verfassers in Beierstedt hat manche derartige Stücke aufzuweisen.

Bei der Besprechung der einzelnen Gegenstände ist es billig, mit den Arbeiten, welche die Schäfer für sich selbst anfertigten, und deren Ursprung ein sehr alter zu sein scheint, zu beginnen [1]).

---

[1]) Im Folgenden habe ich vielfach die „Braunschweiger Volkskunde“ von R. Andree benutzt.

Das wichtigste Stück der Schäferausrüstung war ein lederner Ranzen oder Holster, der zur Aufnahme von Lebensmitteln u. dergl. diente. An der Seite hing ein Riemen herab, zum Verschliefsen des Ranzens bestimmt und unten mit einer aus Knochen zusammengestellten Troddel versehen, die lediglich als Schmuckstück diente. Diese letztere pflegte der Schäfer mit aller Kunstfertigkeit auszustatten, die ihm zu Gebote stand. Oben befand sich eine runde Messingscheibe, in welche kleine Herzen eingeschnitten waren, dann folgte eine dünne, ausgezackte Lederplatte, hierunter ein schön geschnitzter hohler Knochen und nun eine verzierte Knochenscheibe. Darunter folgten vier Röhrenknochen, die auf einer etwas gröfseren Scheibe endigten, und endlich nochmals vier längere Röhrenknochen, die zum Schlusse auf einer noch gröfseren Scheibe festgehalten wurden. Das Ganze war von vier schmalen Lederriemen durchzogen, welche durch die Röhrenknochen liefen und unterhalb der grofsen Scheibe zusammengeknotet waren. Da sämtliche Knochenteile mit eingeschnittenen mannigfaltigen Verzierungen geschmückt und mit rotem und dunkelgrünem Wachs ausgelegt waren, so machte solche Troddel, auf welche der Besitzer gewifs sehr stolz war, einen eigenartigen und gefälligen Eindruck. Die Abbildung eines Exemplars aus meiner Sammlung (Taf. X, Fig. 1[1]) mag dies veranschaulichen. Ein ähnliches Stück aus dem Braunschweigischen befindet sich im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin.

Derartige Stücke sind recht selten geworden. Im Laufe der Jahre sind die Riemen zerrissen und die einzelnen Knochenteile auseinandergefallen und zu Spielzeug für Kinder geworden. Kaum kennt heute noch jemand die ursprüngliche Bedeutung der hübsch geschnitzten Knochen.

Vermutlich haben die Schäfer auch Knöpfe für ihre langen Röcke aus Knochen geschnitzt.

Ein weiteres Stück ihrer Ausrüstung war das Trinkhorn, welches durch einen Lederriemen am Ranzen befestigt zu werden pflegte. Es wurde aus Kuhhorn geschnitzt und am dicken Ende mit einem Holzboden versehen, während die kleine Öffnung des anderen Endes sich leicht durch einen Stöpsel schliefsen liefs. Wie es scheint, sind jedoch diese Trinkhörner stets ohne weiteren Schmuck geblieben, und ein näheres Eingehen darauf mag daher unterbleiben.

Dagegen ist eine kleine, in ähnlicher Weise aus dem Ende eines Kuhhornes gefertigte Salbenbüchse (Taf. X, Fig. 2), welche sich in meinem

---

[1]) An dieser Stelle möchte ich dem Herrn Zeichenlehrer C. Bruns in Wolfenbüttel für die treffliche Herstellung der Zeichnungen, nach welchen die beigegebenen Abbildungen gröfstentheils angefertigt worden sind, meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Besitze befindet, in roher, flüchtiger Weise verziert. Auf der einen Seite ist ein Schäfer eingeritzt mit Schäferhaken und Hund, auf der anderen ein Mädchen mit der Umschrift: „Vivat mein Medgen Soviaa“. In solchen Büchsen wurde eine Salbe gegen den Grind der Schafe aufbewahrt, und kleine Ösen von Draht an den Seiten zeigen, dafs dieselbe an Riemen aufgehängt getragen wurde.

Wenn die Schäfer den ganzen Tag draufsen beim Hüten der Herde zubringen mufsten, so gebrauchten sie ein Gerät, um gelegentlich an einer Quelle ihren Durst löschen zu können. Zu diesem Zwecke schnitzten sie sich hölzerne Becher oder Kellen. Eine solche Trinkkelle in meiner Sammlung (Taf. X, Fig. 3) ist am Griff derartig durchlocht, dafs die Öffnung ein Herz bildet, und auch in der umgebenden Schnitzerei ist das Herz vertreten. Die Rückseite zeigt ebenfalls zwei miteinander verbundene Herzen. Trotz der Spuren starken Gebrauches finden sich doch noch kleine rote Stellen in der Schnitzerei, welche beweisen, dafs auch diese Verzierungen alle mit farbigem Wachs ausgefüllt gewesen sind.

Nächst der Schäferausrüstung verdienen besonders die Geräte, welche bei der Bearbeitung des Flachses benutzt wurden, unsere Beachtung. Allerdings der Flachsklopfer, die Brake, die Hechel, das Schwingebrett mit der Handschwinge, die Kaue[1]) oder die später dafür an die Stelle getretene Flachsmaschine und das Rippeisen[2]) wurden fast sämtlich ohne Schmuck gelassen, oder nur karniesartig mit ein paar Linien, welche der Form des Gerätes folgten, ausgestattet. Zuweilen wurden auch wohl dem Hechelstuhle, der die Hechel zu tragen bestimmt war, gedrechselte Beine gegeben. Nur das Schwingebrett wurde etwas besser behandelt. Es war dies ein hohes Brett, welches unten an einer Seite mit einem Ansatz zum Aufstellen versehen war. Oben wurde der Flachs über das Brett gelegt und durch Schlagen mit der Handschwinge von minderwertigen Bestandteilen gereinigt. Damit jedoch die von der rechten Hand geführte Handschwinge glatt an dem Flachs hinunterschlagen und nicht unversehens einmal die den Flachs haltende linke Hand treffen konnte, mufste das Brett an der Seite, welche der Arbeitenden zugewendet war, höher sein und endigte meistens in einer etwas verzierten Biegung. Diese letztere war auch zuweilen als Pferdekopf dargestellt,

---

[1]) Die Benennung ist von „kauen“ gebildet. Die Kaue unterscheidet sich von der Brake lediglich dadurch, dafs erstere unten vier Holzleisten hat, in welche drei solche von oben hineinfassen, während letztere nur aus drei resp. zwei Holzleisten besteht.

[2]) Die Namen dieser Geräte sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden.

wobei offenbar der schon erwähnte Giebelschmuck an den Bauernhäusern als Vorbild gedient hat.

Wenn der Flachs nun mit allen diesen Geräten, die sämtlich handwerksmäfsig hergestellt wurden, bearbeitet worden war, so war er zum Verspinnen fertig, und das Spinnrad konnte seine Thätigkeit beginnen.

Das Spinnrad, im Volke unter dem Namen „Wocken“ bekannt, ist bald nach dem Jahre 1520 von dem Steinmetzen und Bildschnitzer Hans Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig erfunden worden. Die ältesten Formen der Wocken haben sich nicht erhalten und sind uns nur aus Abbildungen bekannt[1]). Von den auf uns gekommenen sind zwei Arten zu unterscheiden, die älteren, „Langschwänze“ genannt, bei denen das Rad sich rechts seitwärts von der Diefse befindet, und die jüngeren, die hohen Wocken, mit dem Rade unter der Diefse, welche erst in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts aufkamen. Dieselben wurden sämtlich von Drechslern handwerksmäfsig hergestellt, waren natürlich, wenn sie für Dienstboten oder ärmere Leute bestimmt waren, nur ganz einfach behandelt, für wohlhabendere Besteller aber oft mit grofser Sorgfalt ausgestattet.

Im städtischen Museum befindet sich ein hoher Wocken, der als Prunkstück der Drechslerinnung für den Umzug bei der 1000jährigen Jubelfeier der Stadt Braunschweig im Jahre 1861 angefertigt und reich mit Elfenbein ausgestattet worden ist. Auch einige „Langschwänze“ bewahrt dasfelbe Museum, welche als Meisterstücke gedient haben. Dieselben sind ebenfalls teils mit Elfenbein geschmückt, teils mit spiralförmig gedrehten Füfsen und Stangen und anderen kunstvollen Schnitzereien überreich verziert. Da diese Stücke jedoch eigentlich nicht zum Gebrauche bestimmt waren, mag diese Erwähnung hier genügen.

Aber auch die zur Benutzung bestimmten Wocken wurden, wie schon bemerkt, vielfach reich ausgeschmückt, besonders die „Langschwänze“ (Taf. X, Fig. 4). Ueberall an den Holzteilen waren, wo es nur irgend anging, bewegliche Ringe angebracht, die überdies noch mit Schnitzerei verziert waren, und auf die breiteren Holzflächen wurden kleine ausgeschnittene Figuren geklebt, welche meistens die Form von Herzen hatten und zu Rosetten zusammengestellt wurden. Auch liebte man es, zwischen den Speichen der Räder gedrehte Zierstücke anzubringen. Bei einfacheren Wocken glaubte man wohl durch rohe und bunte Malerei den Mangel an sonstigem Schmuck ersetzen zu können.

---

[1]) Th. Voges, Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande. Harzzeitschrift 1886.

Die jüngeren hohen Wocken, bei denen man ein- und zweispillige (an letzteren mufs jede Hand einen Faden ziehen) unterscheidet, pflegen viel einfacher ausgestattet zu sein. Meistens beschränkte sich die Ausschmückung auf die Anbringung von Knöpfen und hübsch geformten Spitzen von Knochen oder Metall, und auf die beliebten Zierraten an den Rädern.

Diefsenstöcke[1]), welche mit farbig ausgelegter Schnitzerei verziert und mit weit abstehenden Rohrstäben umgeben sind, wie sie anderwärts (z. B. im Regierungsbezirke Potsdam) benutzt werden, scheinen im Braunschweigischen gänzlich unbekannt geblieben zu sein. Dafs jedoch zuweilen für den Brautwocken besondere Prunkstücke angefertigt wurden, zeigen ein Paar geschnitzte Wockenpflöcke in meiner Sammlung (Taf. X, Fig. 5[2]), an welchen kleine, bewegliche Hände mit Kettchen hängen, und deren Ornamente mit rotem und grünem Wachs ausgefüllt sind. Diese Pflöcke waren auf beiden Seiten des Rades angebracht, um die durch den Schwengel in Bewegung gesetzte Achse vor dem Herausspringen aus den Einschnitten zu bewahren. Für den täglichen Gebrauch begnügte man sich jedoch mit einfacheren Stäbchen.

Wir kommen nun zum Haspel (Taf. X, Fig. 6). Derselbe wurde dazu benutzt, das gesponnene Garn auszumessen bezw. abzuspulen und demselben die Form eines „Lopps“ zu geben. Mit diesem Namen wurde eine vorgeschriebene Menge Garn bezeichnet, welches zusammengesteckt und bis zum Weben aufbewahrt wurde. Wenn eine „Lopp“ voll war, so bewirkte eine einfache Vorrichtung das Anschlagen eines Klöppels an ein kleines Brett.

Wocken und Haspel gehörten eng zusammen. Auf dem „Brautwagen“, der die Aussteuer der Braut in die neue Wohnung brachte, waren beide prächtig herausgeputzt an hervorragender Stelle aufgestellt und wurden von jungen Hochzeitsgästen unter Freudenrufen geschwungen und den staunenden Zuschauern gezeigt. Sie bildeten gewissermafsen das Symbol des neubegründeten Hausstandes. Beide pflegten daher auch gleichartig gearbeitet zu sein, und dieselben Zierraten, welche an den Wocken angebracht sind, finden wir auch an den Haspeln wieder. Die älteren Haspel sind, wie die „Langschwänze“, mit beweglichen Ringen, aufgeklebten ausgeschnittenen Figuren und sonstigen Schnitzereien geschmückt, und die jüngeren zeigen, wie die

---

[1]) Die oberste Stange des Wockens, die mit dem zu verspinnenden Flachse umwickelt wird, heifst Diefsenstock oder „Owerwöckels“ (oberer Wocken).

[2]) Diese Abbildung sowie die des „Schöttelkranzes“ sind der „Braunschweiger Volkskunde“ von R. Andree entnommen und wurden vom Verleger gütigst zur Verfügung gestellt.

hohen Wocken, Verzierungen von Knochen oder Metall, und zwischen den sechs Speichen des Haspels, um welche das Garn gewunden wurde, finden sich ähnliche Verzierungen angebracht, wie an den Rädern der Wocken. Ebenso kommen auch roh und bunt bemalte Haspel vor.

Den Geräten zur Flachsverarbeitung mögen nun die Ellen folgen, da dieselben früher besonders zum Nachmessen der aus dem Flachse gearbeiteten Leinwand gedient haben.

Dieselben waren allgemein verbreitet und in jedem Haushalte zu finden. Jedermann kannte sie, wie sich schon aus einigen Redensarten ergiebt. „Mit der Elle messen“, heifst prügeln, und „eine Elle verschluckt haben“ bedeutet steif und unbeholfen sein. Besonders häufig finden sich dieselben mit Schnitzereien verziert, da sowohl der Griff wie auch der eigentliche Mafsstock geeigneten Raum dafür darboten, und auf letzterem nur die Teilung in vier gleiche Teile durch Striche bezeichnet zu werden brauchte. Fast sämtliche Stücke sind mit farbigem Wachs ausgelegt gewesen, und bei vielen ist diese Art der Verzierung noch vortrefflich erhalten.

Die Länge des Mafsstockes der erhaltenen Ellen schwankt zwischen 56 und 59 cm, während die von der Taxordnung in Braunschweig vorgeschriebene Länge etwa 57 cm betrug. Es läfst sich hieraus erkennen, wie wenig genau man es in alten Zeiten damit nahm.

Von den vorläufig bekannten Ellen besitzt das städtische Museum acht, das vaterländische drei, und meine Sammlung hat zwölf aufzuweisen. Die vorkommenden Inschriften zeigen uns, dafs dieselben als Hochzeits- und Gelegenheitsgeschenke beliebt waren.

Die älteste bis jetzt bekannte Elle ist von 1680 und befindet sich im städtischen Museum (Fig. 7 a). Auf drei Seiten steht die folgende Inschrift: „Diese Elle ist fest und dicht von der Liebe weis ich nicht und wer sich weis weis für der Liebe su warn der dut sich mange Sorge sparen. Anno 1680. O herslieber Vater verleihe mir eine selige Stunde khristlch su leben und seelig su stärben“. Die vierte Seite zeigt die Namen „Hinrich Meierr. Lud. Knieriem“ und einfache Verzierungen. Der Griff besteht aus vier Rundstäben, die auf beiden Seiten in kleinen Klötzen befestigt sind und zwischen denselben befinden sich kleine, bewegliche Holzkugeln. Diese Form ist offenbar das Vorbild gewesen für die späteren ausgehöhlten Griffe mit den beweglichen Kugeln. Auch diese Elle ist bereits mit farbigem Wachs ausgelegt gewesen, doch finden sich hiervon nur noch ganz geringe Spuren.

Eine andere schön geschnitzte Elle, ebenfalls im städtischen Museum, zeigt hübsche Ornamente, jedoch ausnahmsweise ohne Ausfüllung mit Wachs, und ist nur bezeichnet mit „Anno 1709“ (Fig. 7 b).

Aus dem Jahre 1735 stammt eine in meiner Sammlung befindliche Elle, deren vier Seiten fast ganz mit Inschriften bedeckt sind, doch so, dafs die Sprüche und Verse auf den verschiedenen Seiten durcheinander laufen, so dafs man sich die einzelnen Teile erst zusammensuchen mufs. Ich lasse dieselben folgen:

DOKO . DIE GOTTES FUKCHT IST DIE BESTTE WEISHEIDT. RAN
SO HABE ICH DOCH . AN
TEA . LUST UND LIEBE ZUM DINGE MACHCHET ALLE AKBEIT .
ALLE MEINE LUST DAKAN . DÜ F .
ELISA . AN GOTTES SEEGEN IST ALLES GELEHGEN . GEKINGE
ANO 1735.
BETTA . ICH LIEBE WAS FEIN IST OB ES DOCH NICHT MEICHT IST
OB MIEK ES DOCH NICHT WEKDEN.

Auffälligerweise ist in der Inschrift aus dem Buchstaben R ein K geworden. Ich habe das Stück noch von einem Mitgliede der Familie Düe in Ingeleben erhalten, deren Name auf der Elle vorkommt.

Andere Ellen zeigen neben allerlei Verzierungen folgende Inschriften:

Wer nur den lieben Gott läst walten
und hoffet auff ihn alle Zeit
deen wil er wunderlih erhalten
in allen Creutz und Draurickeit.
Wer Gott den aller. H. K. Ano 1742. (Fig. 7 c.)

Diese dem Gesangbuche entnommenen Verse von Georg Neumark hat der Holzschnitzer nur soweit benutzt, als der Raum reichte, dann aber mitten im Verse aufgehört. Es kommt dies mehrfach vor, auch bei den Inschriften an Schwellbalken, auf irdenen Schüsseln u. dergl.

* * *

Margreta Engels bin ich genant
Im Himmel ist mein Vaterlant.
Eine schöne Musik ein schöner Schal
Ein schönes Ros in meinen Stal
Eine schöne Jungfer in meinen Bet
Das sint 3 Ding die ich gern het.
Anno 1757. C. H. Ich bleibe dir getreu.

* * *

Doratia Schäfers. Anno 1757
Suchet Friede in allen Dingen
Kriegen kann nichts Gutes bringen.

Die Griffe an dieser Elle und an drei anderen von 1764, 1782 und 1807 sind alle in der früher erwähnten Weise ausgehöhlt und umschliefsen bewegliche Kugeln.

* * *

Fig. 7.

Ellen.

a Von 1680. b Von 1709. c Von 1807. d Von 1785. e Von 1742. f Von 1780.

Städtisches Museum. Vaterländ. Museum. Sammlung Vasel.

e a. e b. e c. e d. e e. e f.

Treue, Liebe, Glauben, Recht,
Die 4 haben sich schlafen gelegt,
Wenn die wieder erwachen werden
So wirds besser auf der Erden.
Anno 1776.

* * *

Heinrich Julius Schliephacke. Regina Elisabeht Heyers.
Als ich kam ins fremde Land
Ging mir dis Mädel an die Hand.
Andreas Rudolf Schliephacke den 1ten Aprilis
völlig verfertiget Anno 1780.
Schlaft ohne Sorgen bis um achte
Die treue Stubenmagd geht sachte
Und kocht euch schon den Bohnentrank
Erhebet den die Morgenglieder
Und setz euch an den Kaffetisch nieder
Hier wird euch wohl die Zeit nicht lang. (Fig. 7 f.)

* * *

Soli Dea Gloria. Gott alleine die Eere.
Anno 1783.

* * *

Frisch auf o Sele verzage nicht
Es ist hir ein kurzes läbe
Verzage und verzweifel nicht
Den ales ist vergäbens.
Wandel auf Rosen und Vergismeinnicht

Am Griffe finden sich menschliche Figuren und am Maſsstocke aufser der Schrift Tiere, Blumen und Arabesken eingeschnitten. Ein vorhanden gewesenes, bewegliches Anhängsel ist verloren gegangen.

* * *

Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis
Und die geb ich ir selber hin
und sie wird von ihr halten so gros
als wen ich sitze auf ihren Schos.
Ana Marria Brinckmans. Christof Sichmund Richard.

Auf einer Seite befindet sich das ABC und „Ano 1800“. Auch auf zwei anderen Ellen von 1770 und 1814 kommt noch das Alphabet vor.

* * *

Marie Heineken. Anno 1817.
Diese Elle gehöret mein und wer
mich sie nimt das ist ein Diep
und hat den Galgen —

Hier bricht die Inschrift ab, wie an der Elle von 1742, da es an Raum fehlt. Der beschädigte Griff ist sehr reich verziert gewesen. Es befinden sich daran auch mehrere mit demselben aus einem Stück gefertigte bewegliche Ringe.

* * *

Diese Elle ist mier lieb,
Wer sie stilt der ist ein Dieb,
Wird ehr nicht gehangen
Soh fressen ihm die Schlangen,
Wird ehr nicht begraben
Soh fressen ihn die Rahben.

* * *

Auf einer Elle im städtischen Museum findet sich auch ein Ort angegeben. Die Inschrift lautet: „Ilse Dorten Schrars in Falste Anno 1803.“ Gemeint ist Vallstedt im Kreise Braunschweig.

Noch mag eine mit allerlei Ornamenten verzierte Elle von 1785 im vaterländischen Museum (Fig. 7 d) erwähnt werden, an deren Griffe zwei geschnitzte bewegliche Eicheln und ein Körbchen hängen; ein zweites Körbchen fehlt bereits. Die Sachen sind jedoch mit den daran befindlichen Ringen nicht aus einem Stück mit dem Griffe gearbeitet, sondern zusammengesetzt. Die am anderen Ende der Elle befindlich gewesenen Anhängsel sind nicht mehr vorhanden.

Eine ähnliche Elle von 1807 befindet sich im städtischen Museum (Fig. 7 c). An dem hohlen Griffe, der eine Reihe kleiner Kugeln enthält, tritt eine bewegliche Hand hervor, und auch an der Spitze ist noch ein bewegliches Anhängsel angebracht; alles aus einem einzigen Stücke geschnitzt. Besonders bemerkenswert an dieser Elle ist noch die eingeschnittene Figur eines Schäfers mit bändergeschmücktem Hute, der einen Schäferhaken hält und eine Pfeife raucht. Zwei daneben angebrachte Hunde vervollständigen das Bild.

Die jüngste der beschriebenen Ellen ist von 1817. In dieser Zeit wurden solche aus poliertem Holze beliebt, die mit anderen Holzarten, Elfenbein und Perlmutter eingelegt waren, eine Arbeit, welche allerdings nur von geschickten Handwerkern ausgeführt werden konnte. Das Volk aber fand keinen Geschmack mehr an den altmodischen Schnitzereien.

Wenn wir uns nun den in unseren Sammlungen vorkommenden Efsgeräten zuwenden, so finden wir im städtischen Museum eine Anzahl vertiefter Holzteller oder Näpfe, welche beim Baue der neuen Synagoge in Braunschweig gefunden worden sind. Unterwärts zeigen dieselben roh geschnittene gerade Flächen, um ein sicheres Stehen zu

ermöglichen. Da sämtliche Stücke jedoch ohne jeden Schmuck geblieben sind, so verbietet sich ein näheres Eingehen darauf.

Dafs aber die früher allgemein verbreiteten Holzlöffel zuweilen verziert gewesen sind, zeigt ein solcher in meiner Sammlung, dessen Stiel mit Schnitzerei bedeckt ist. Sicher ist er nicht der einzige gewesen.

Auch die Löffelbretter, welche zur Aufbewahrung der Löffel während der Nichtbenutzung dienten, wurden früher sorgfältig geschnitzt. Dieselben wurden an der Wand aufgehängt, und die Stiele der Löffel durch die in einem Brettchen angebrachten Löcher gesteckt. Leider sind derartige Stücke in unseren Sammlungen noch gar nicht vertreten.

Dagegen befindet sich im städtischen Museum ein eigentümliches Gerät, ein Holzlöffel zum Umwenden der Gründonnerstagskrengeln, auch Spachtel oder Sieb genannt (Taf. X, Fig. 8). Freilich mit einem Löffel hat dasselbe wenig Ähnlichkeit. Es ist eine kreisförmige Holzplatte, in welcher ein sternförmig gegittertes Muster, das aus verschiedenen durcheinander gelegten Kreisen besteht, ausgeschnitten ist. An einer Stelle befindet sich eine Verlängerung, in welche ein aufwärts stehender Stiel eingelassen ist, und daneben liest man: „Christoph Krull. 1722.“ Das Muster macht den Eindruck gotischen Mafswerks und verdankt wohl kunstfertigen Händen in der Stadt seine Entstehung.

Die gesottenen Gründonnerstagskrengeln (Brezeln) waren ein beliebtes Gebäck, welches vorwiegend am Gründonnerstage genossen wurde. In neuerer Zeit hat diese Beliebtheit sehr nachgelassen, ist aber noch nicht ganz verschwunden. Das hübsche Gerät wurde nun benutzt, um die Krengeln bei der Zubereitung in dem kochenden Wasser umzuwenden und sie herauszuholen.

Wir gehen nun zu den hölzernen Kuchenformen über, welche im städtischen Museum in 37 Exemplaren reich vertreten sind. Auch meine Sammlung enthält einige Stücke. Übrigens wurden diese Formen auch in Thon hergestellt, wie einige ebenfalls im städtischen Museum vorhandene Exemplare beweisen.

Die geschnitzten Kuchenformen sind in den verschiedensten Gröfsen vorhanden, und die meisten dienten zur Herstellung von Honigkuchen, doch sind auch einige Formen für kleines Zuckerwerk und für Weihnachtsgebäck (Hahn, Schwein u. dergl.) vertreten. Fast an sämtlichen Stücken sind beide Seiten der Holzplatte geschnitzt, und die Mehrzahl derselben hat eine hohe, rechteckige Form; nur wenige runde sind darunter. Die meisten Darstellungen zeigen zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche, und nur selten kommt eine einzelne Figur vor. In den vier Ecken pflegen sich auf solchen Formen fächer-

förmige Verzierungen zu befinden, zwischen denen an den Seiten zuweilen noch kleinere Ornamente die Mitte bilden. Auch Darstellungen von Wappen, unter denen natürlich das springende Pferd, das Wappentier des Herzogtums Braunschweig, vorkommt, sind häufig. Zuweilen

Fig. 9.

C. B.

hat der Schnitzer noch die Monogramme von Fürsten (Fig. 9) beigefügt. Die Bäcker liebten es, auch ihre eigenen Namen auf den Formen anbringen zu lassen, und vielfach kehrt der Name „Menckin“ auf denselben wieder; ebenfalls sind „Wöhler“ und „Deneke“ mehrfach vertreten.

Manche dieser Formen gehören dem 17. Jahrhundert an. Eins der älteren Stücke trägt die Bezeichnung 1651.

Den Kuchenformen mögen sich nun die Butterformen anschliefsen, die zuweilen ebenfalls reiche Schnitzerei zeigen. Am gebräuchlichsten waren die runden Formen für Halbpfundstücke, in welche ein Blumenkorb oder Name und Ort, sowie Riefen am Rande eingeschnitten waren. Diese Formen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Für besondere Gelegenheiten waren gröfsere, längliche Formen beliebt, die ebenfalls meistens mit einem Blumenmuster versehen waren. Alle diese wurden handwerksmäfsig hergestellt. Eigentümlich und ansprechend sind nun aber andere Formen, welche früher zur Bereitung von Hochzeitsgaben Verwendung fanden, da es Pflicht der Geladenen war, neben anderen Geschenken auch ein Stück Butter mitzubringen.

Als Gegenstände der Darstellung wurden mit Vorliebe zwei Schafe, eine Henne mit Küken oder dergl. gewählt, und die Augen der Tiere durch eingedrückte Rosinen noch besonders kenntlich gemacht. Die Verfertiger dieser Arbeiten waren offenbar dieselben, denen wir auch die anderen Schnitzereien auf den Dörfern verdanken, wie aus der Abbildung eines Stückes meiner Sammlung (Taf. X, Fig. 10 bis 13) ersichtlich ist. Diese Form stellt ein Schaf und ein Lamm dar und besteht aus zwei Teilen, welche zusammengedrückt wurden, sobald die betreffenden Räume mit Butter ausgefüllt worden waren. Um ein genaues Aufeinanderpassen zu erzielen, sind auf der einen Hälfte neben den Tieren zwei Löcher eingeschnitten, in welche zwei auf der anderen Hälfte an entsprechenden Stellen angebrachte Pflöcke hineinfassen. Äufserlich sind auf dem einen Stück die Anfangsbuchstaben des Namens des Besitzers „S E K M“ und „Anno 1783“ zu lesen, während das andere Stück ein dem betreffenden Raume angepafstes Ornament zeigt. Diese Ausschmückungen sind nur flach eingeschnitten und waren nicht mit Wachs ausgelegt, da letzteres der nach jedesmaligem Gebrauche erforderlichen gründlichen Reinigung nicht hätte widerstehen können.

Von sonstigem Hausgerät mögen nun die „Schöttelkränze“, Untersätze für heifse Schüsseln oder Kaffeetöpfe (Taf. X, Fig. 14), Erwähnung finden, die früher sehr verbreitet gewesen sind und zum Schutze des Tisches gedient haben. Die hübschen Geräte wurden aus kleinen durchlochten und an den Enden ausgezackten Holzstücken, die mit grofser

Geschicklichkeit ineinander gesteckt waren, kranzartig zusammengestellt, waren jedoch nicht weiter verziert. Dafs sich ihre Verbreitung nicht nur auf Braunschweig beschränkt hat, zeigt ein derartiges Stück aus Hessen im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin.

Ein anderes, mit grofsem Fleifse und viel Geschick geschnitztes Gerät ist eine „Krüselkette“, welche das städtische Museum aus Danndorf bei Vorsfelde erhalten hat.

Der Krüsel, ein einfaches Lämpchen, das die Stube zu erleuchten bestimmt war, wurde durch eine Schnur oder Stange an der Decke befestigt. Wer aber etwas recht Schönes zu diesem Zwecke verwenden wollte, der nahm dazu eine sogenannte Krüselkette aus Holz. Unser Exemplar (Taf. X, Fig. 15) ist aus einem einzigen Holzstabe geschnitzt und besteht aus Gliedern von verschiedener Länge und Form, die kettenartig verbunden sind. Einige derselben haben die Gestalt vierseitiger Prismen und sind im Inneren derartig ausgehöhlt, dafs nur an den vier Ecken Holzstäbe stehen geblieben sind. Da die eingeschnittenen Öffnungen ziemlich breit sind, so war es dem Schnitzer möglich, mit dem Messer das Innere jedes dieser Stücke zu einer beweglichen Kugel verarbeiten zu können. An einem der anderen Glieder sind auf den vier Seiten folgende Figuren eingeschnitten: Blumentopf, Rad, Vogel und Kreuz. Die Kette ist dunkelgrün angestrichen, da der Rauch der Lampe hellere Farben sehr bald verdorben haben würde, und hat eine Länge von 151 cm.

Im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin befindet sich, aus Hessen stammend, eine ähnliche Kette, welche jedoch zum Tragen von vier Lampen eingerichtet ist und also eine Art Kronleuchter darstellt. Es ist daher auch eine weitere Verbreitung der Krüselketten anzunehmen.

Nun ist noch ein Gerät zu erwähnen, welches ich nur in einem einzigen in meiner Sammlung vorhandenen Stücke mit reicher Schnitzerei ausgestattet gefunden habe; es ist eine „Schanne“. Mit diesem Namen wird ein Trageholz bezeichnet, welches zum Wassertragen benutzt wird. Es besteht aus einem Stück Holz, das etwas über 1 m lang, in der Mitte mit einem Einschnitt für den Nacken und unterwärts mit einer Aushöhlung für die Schultern versehen ist, damit es im Nacken fest aufliegen kann. Beide Enden sind wesentlich verkleinert und mit eingeschnittenen Öffnungen ausgestattet, welche zur Befestigung von Ketten zum Anhängen der Eimer dienten. Auf meinem Exemplar (Taf. X, Fig. 16) ist neben allerlei Ornamenten und Blumen das Herz in mehrfacher Wiederholung dargestellt, und dasselbe trägt die Namen Anne Katrine Grupe und Jeramias H. R. W. Anno 1777. Es dürfte also wohl auch eine Liebesgabe gewesen sein. Mit Wachs ist das Stück nicht ausgelegt gewesen.

Ferner müssen noch die sehr verbreiteten Bindepflöcke (Taf. X, Fig. 17) Erwähnung finden, die dazu bestimmt waren, das Binden der Garben in der Ernte zu erleichtern und bei dem Zusammendrehen und Feststecken der Enden des Seiles die Hand zu schonen. Diese Arbeit wird meistens von Frauen oder Mädchen verrichtet, und die Bindepflöcke waren daher ebenfalls zu Gaben der Liebe und Freundschaft sehr geeignet. Noch jetzt sind dieselben vielfach im Gebrauch. Es sind runde Holzstäbe von 32 bis 42 cm Länge, oben im Durchmesser etwa 3 cm stark und nach unten in eine Spitze auslaufend. Eingeschnittene Ornamente, unter denen das Herz eine Rolle spielt, finden sich häufig, und fast immer sind dieselben mit rotem und grünem Wachs ausgelegt. Das jüngste in dieser Weise hergestellte Stück ist mit 1863 bezeichnet, eine Zeit, in welcher man die Ausübung dieser Thätigkeit für längst aufgegeben halten möchte. Einmal finden sich auch Schlangen dargestellt, eine in einem Herzen, und andere, welche ein Herz umgeben.

Dafs die Griffe der Bindepflöcke recht häufig hohl sind und bewegliche Kugeln enthalten, ist bereits erwähnt. Zuweilen findet sich auch eine Vorrichtung zum Pfeifen am oberen Ende angebracht.

Endlich finden wir noch zwei Gegenstände im städtischen Museum, welche ebenfalls reich in Kerbschnitt verziert sind. Zuerst ein grofser Holzzirkel, bezeichnet mit J. H. R. 1788. Derselbe stammt vermutlich aus dem Besitze eines Handwerkers. Dann ein Lineal, welches die Bezeichnung J. F. K. 1820 trägt und mit eingeschnittenen Sternen, Rosetten u. dergl. bedeckt ist.

Damit ist nun die Reihe der bekannten derartigen Gegenstände vorläufig erschöpft. Es giebt jedoch noch zahlreiche andere Geräte, die durch Schnitzen hergestellt wurden, aber ganz ohne Schmuck geblieben sind. Dahin gehören Holzschlösser, Kerbhölzer, Brotstempel u. dergl. Auch die Schlüsselhölzer sind hierher zu rechnen, die wie die ehemaligen Spinnwirtel, späteren Schlüsselsteine, den Schlüsseln angehängt wurden, um dieselben vor dem Verlieren zu bewahren und durch die verschiedenen Formen (achteckig, rautenförmig, kreuzförmig u. s. w.) voneinander unterscheiden zu können.

Alle diese Dinge wurden, um Geld zu sparen und müfsige Stunden auszufüllen, von den Eigentümern derselben selbst oder von Bekannten angefertigt, und jeder hatte daher Interesse und ein gewisses Verständnis auch für diejenigen Arbeiten, welche gröfsere Kunstfertigkeit erforderten.

Mit dem Aufhören dieser Thätigkeit erlosch dann auch das Interesse für die kunstvolleren Arbeiten, und dieser Umstand hat

sicher den Verfall der volkstümlichen Schnitzerei wesentlich in ungünstiger Weise beeinflufst.

Das Volk, das einstmals diese Arbeiten fertigte und gebrauchte, hat seine Freude daran gefunden, und auch wir, die wir uns heute bei der Betrachtung derselben in ferne Zeiten zurückversetzen, freuen uns über die schlichten, anspruchslosen Sachen, die mit dem Denken und Fühlen des Volkes so innig verknüpft waren. Die heutige Zeit aber stellt andere Anforderungen, und ein Wiederaufleben derartiger Bestrebungen scheint zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

Verzeichnis der Abbildungen

auf Tafel X und im Texte.

Fig. 1. Troddel am Schäferranzen. Aus Knochen. (Sammlung Vasel). $^1/_2$.
Fig. 2. Salbenbüchse aus Kuhhorn. (Sammlung Vasel.) $^1/_2$.
Fig. 3. Hölzerne Trinkkelle für Schäfer. (Sammlung Vasel.) $^1/_2$.
Fig. 4. Breiter Wocken, „Langschwanz“. (Vaterl. Museum.)
Fig. 5. Hölzerner Wockenpflock. (Sammlung Vasel.) $^1/_2$.
Fig. 6. Haspel. (Städtisches Museum.)
Fig. 7. Verschiedene Ellen auf Seite 146.
Fig. 8. Hölzerner Löffel (Spachtel) zum Umwenden der Gründonnerstagskrengeln. (Städtisches Museum.) $^1/_4$.
Fig. 9. Hölzerne Kuchenform mit dem Monogramm des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. (Sammlung Vasel.) $^3/_4$ auf Seite 150.
Fig. 10 u. 11. Hölzerne Butterform in zwei Teilen. Innere Ansicht. (Sammlung Vasel.) $^1/_3$.
Fig. 12 u. 13. Äufsere Ansicht der Butterform. (Sammlung Vasel.)
Fig. 14. Schöttelkranz, Untersatz für heifse Schüsseln. (Sammlung Vasel.) $^1/_3$.
Fig. 15. Theil einer hölzernen Krüselkette aus Danndorf. (Städtisches Museum.) $^1/_4$.
Fig. 16. Hölzerne Schanne. (Sammlung Vasel.) $^1/_6$.
Fig. 17. Bindepflock von 1812. (Sammlung Vasel.) $^1/_3$.

Fig. 1.

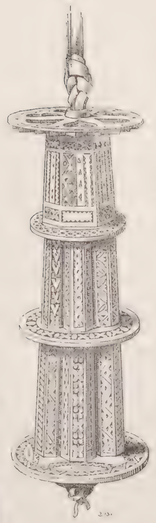


Fig. 2.

Fig. 3.

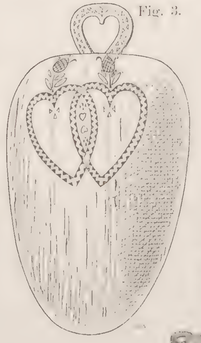


Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 8.

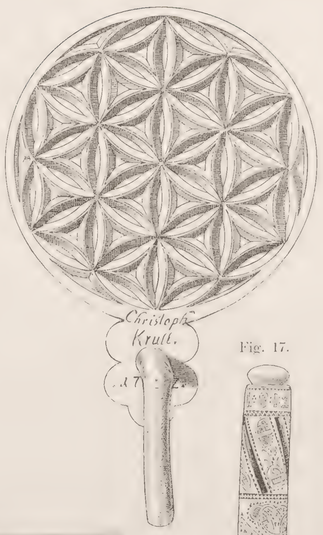


Fig. 10.

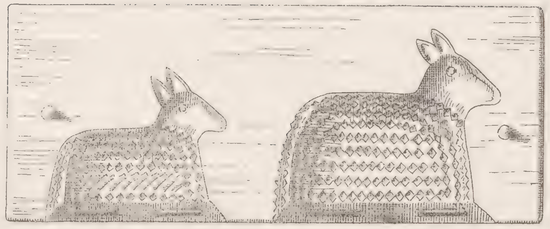


Fig. 11.

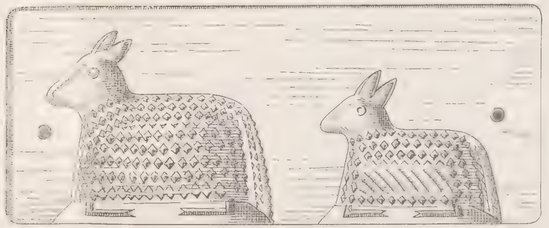


Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 14.

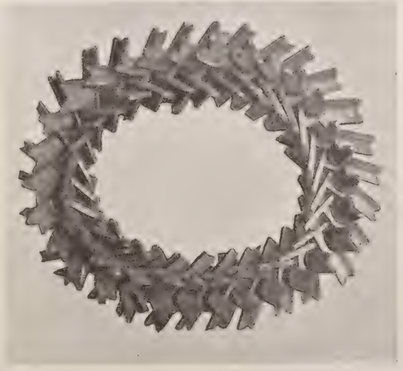


Fig. 12.

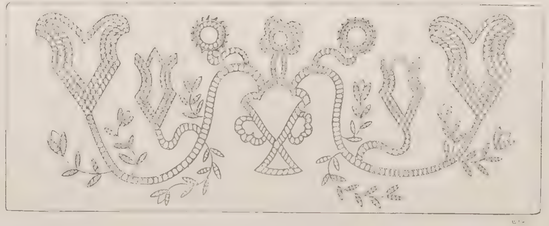
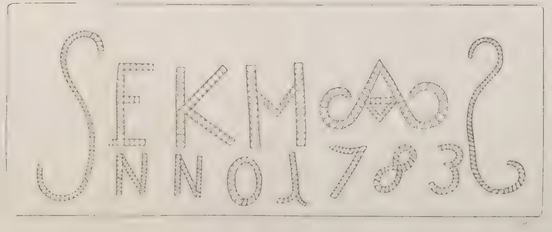


Fig. 13.



Abbildungen zu „Vasel, Volkstümliche Schnitzereien“.

Der Schimmelreiter im Braunschweigischen.

Von **H. Schattenberg.**

Durch ganz Norddeutschland, bis zur russischen Grenze hin war früher der „Schimmelreiter“ bekannt und hier und da tritt er bei ländlichen Festlichkeiten in abgelegenen Gegenden wohl noch auf. Auch im Braunschweigischen war er einst eine Hauptbelustigung der jungen Burschen, fehlte er bei keiner Hochzeit; doch seit 40 Jahren ist er bei uns verschwunden und nur das ältere Geschlecht weifs noch von ihm zu berichten, während er bei dem jüngeren blofs dem Namen nach bekannt ist. Es ist daher jetzt die höchste Zeit, aus dem Munde der Greise noch aufzuzeichnen, was der „Schimmelreiter“ bei uns war und wie er auftrat.

Bekannt ist, dafs dem Schimmelreiter mythologische Bedeutung beigelegt und dafs sein Ursprung in das altgermanische Heidentum zurückverfolgt wird. Wilhelm Schwartz, welcher seit längerer Zeit am eifrigsten diese Ansicht vertreten hat[1]), stellt ihn zunächst zusammen mit dem wilden Jäger, der auf weifsem Rosse durch die Lüfte raste und bei uns im Braunschweigischen als „Hackelberg“ auftritt. Die Bedeutsamkeit des weifsen Rosses bei Deutschen und Slaven ist bekannt und auch der heilige Martin, der bei uns in Braunschweig ein sehr angesehener Heiliger war, wird auf einem Schimmel dargestellt; er soll an die Stelle Wodans getreten sein[2]), dem das Rofs heilig war und zu dem der wilde Jäger gehört. Schwartz führt dann schliefslich alle diese Erscheinungen auf weifs leuchtende Blitze und, auf indogermanischen Boden übergreifend, mit dem Gotte Indra zusammen.

Mag nun auch, was wir dahingestellt sein lassen, dem Schimmelreiter ein so hoher und alter mythologischer Stammbaum zukommen, so

---

[1]) Zuletzt in „Zeitschr. des Vereins für Volkskunde“, Bd. VII, S. 225 ff.

[2]) Montanus, Volksfeste, S. 53.

war doch in unserem Lande schliefslich jede mythologische Vorstellung von demselben geschwunden und dem Erhaltenen liefs sich eine tiefere Deutung kaum zusprechen. Nur das Auftreten des Schimmels gab noch Anlafs zur mythologischen Fragestellung.

Während nun in anderen Gauen der Schimmelreiter Glück wünschend und Gaben heischend zu Weihnachten, Fastnacht, Ostern, zur Maifeier, in der Spinnstube u. s. w. auftrat, erschien er in dem Dorfe Eitzum am Elm, auf das sich meine Schilderung bezieht, sowie in anderen benachbarten braunschweigischen Dörfern, bei Hochzeiten. Eine gröfsere Hochzeit ohne Schimmelreiter war nicht denkbar. Die nicht eingeladenen, gehänselten jungen Burschen wollten doch auch gern an der Festlichkeit teilnehmen und führten deshalb ein „Schimmelreiten“ auf, um Glück zu wünschen und zur Ergötzlichkeit von Braut und Bräutigam und deren Gästen. Dafür bekamen sie Essen und Trinken.

Der stärkste und gröfste Bursche stellte den Schimmelreiter dar. Ein kleiner und schwächlicher Mensch hielt diese Strapaze nicht aus, darum wollte sich auch eigentlich kein Bursche freiwillig zum Schimmelreiter finden, sondern meistens mufste der Altgeselle einen Burschen dazu bestimmen. Der Schimmel und sein Reiter waren eine Person. Der Reiter zog ein Hemd über, gürtete es um seinen Leib und liefs sich vor den Leib und auf sein Hinterteil je einen Siebrand schnüren. Mehrere Pflugleinen und Seile gebrauchte man hierzu, der Mensch wurde stark eingeschnürt und beengt, aber alles mufste an ihm handfest sein, denn der Schimmel hatte viele Püffe und Stöfse zu empfangen, aber auch auszuteilen. An dem vorderen Siebrande wurde ein Pferdekopf befestigt. Hier in Eitzum gab es einen vom Sattler gemachten Pferdekopf; an anderen Orten war er nur roh aus Holz geschnitzt. In Berklingen, $1^1/_4$ Stunde von Eitzum, soll der hölzerne Pferdekopf noch vorhanden sein. An den hinteren Siebrand band man einen Pferdeschweif. Ein grofses weifses Laken mit Öffnungen für den Kopf und Arme des Reiters wurde über diese ganze Zusammensetzung gehängt, vorn um den Kopf und hinten um den Schwanz des Pferdes nähete man das Laken zusammen. Das Laken reichte fast bis auf die Erde, und man wurde von den Füfsen des Reiters nicht viel gewahr. Vor das Gesicht nahm der Bursche eine „Larve“ (Maske), und auf dem Kopfe thronte irgend eine kühne Kopfbedeckung. Ein Führer, ebenfalls wie alle am Zuge Beteiligten maskiert, mufste den Schimmel samt Reiter führen. Die Peitsche schwang der Reiter selber. Begleitet war dieser Schimmel von einem ganzen Zuge Burschen, welche allerlei Späfse trieben und mimische Darstellungen aufführten. Es erschien z. B. ein Barbier mit grofser ausgeklebter Molle und hölzernem Rasiermesser, einer, der rasiert wird, ein Doktor, ein Pastor u. s. w.

waren im Zuge. Bärenführer, einen Erbsenbären führend, fehlten selten. Die Hauptrolle hatte der Schimmelreiter und der Offizier. Der Offizier war der Sprecher. Er hatte gleich allen anderen ein weifses Hemd übergezogen, das um die Taille gegürtet war, hohe Stiefel an, Maske mit Hedebart vorm Gesicht und eine Peitsche in der Hand. Er trat knallend in den Saal und sprach zur Gesellschaft:

„Einen schönen guten Abend an Braut und Bräutigam und an die ganze Gesellschaft!
Meine Leute, die thun mich schicken,
Und lassen Braut und Bräutigam und die ganze Gesellschaft bitten,
Ob Sie uns nicht wollen hier
Auch erlauben ein kleines Pläsier.
Aber zuvor thu' ich erst sagen,
Dafs sich ein jeder von uns thut hübsch und fein betragen.
Sollen nun meine Leute mit ihrem Schimmel kommen herein,
So sagen Sie ein lautes „Ja" oder „Nein",
Alsdann bin ich empfohlen
Sie gleich hierher zu holen."

Eine zusagende Antwort fand immer statt. Nun kam mit vielem Lärm der Schimmel mit seinen Begleitern in den Saal (oder die Stube) von der Musik mit lebhaftem Tusch begrüfst. Ein jeder drückte sich, so weit wie es ging, an die Wand, denn der Schimmel war ein feuriges Tier, er liefs sich schwer zügeln, und oftmals sauste die Peitsche auf seinen Hals hernieder, traf dabei jedesmal auch einen andern „zufällig" mit; oft war er auch störrisch und ging rückwärts zwischen die Zuschauer, überall auf die Füfse tretend und die wohlgefüllten Mägen drückend. Er mufste aber auch seinerseits viele Stöfse und Schläge hinnehmen. War nun ein Rundgang durch den Saal glücklich vollbracht, so fing der Offizier wieder an zu sprechen. Ich habe zwei verschiedene „Texte" vom Schimmelreiten. Der eine ist in 12 langatmigen Reimabsätzen eingeteilt und dreht sich immer im Kreise herum, der zweite ist netter, er folgt hier.

Offizier tritt zu dem jungen Ehepaare und spricht:

„Jetzt bitte ich Euch, Herrn und Ihr Frauen,
Die Ihr thut alle auf uns schauen,
Auch bitte ich die Zuschauer grofs und klein,
Dafs Ihr auch wollt recht ruhig sein,
Und hören meinen Worten zu,
Die ich nun jetzt hier reden thu'.
Ja, hoch studieret bin ich nicht,
Viele Worte zu machen weifs ich nicht,
Denn gestern Abend da wollt ich studieren,
Da thatèn mir die Jumfern fexieren,

Da ging ich in mein Kämmerlein
Liefs alle mein Studieren sein.
Als ich am andern Morgen erwachte
Und wieder an die Hochzeit dachte,
Da fiel mir der Gedanke ein:
Das Schimmelreiten mufs doch sein,
Dafs wir doch nach alter Sitte
Treten nochmal in Eure Mitte,
Weil Ihr Euch habt von uns gewandt
Und seid getreten in den Ehestand,
Darum woll'n wir Euch heut' noch mal beehren
Und Euch lassen ein Vivat hören
Noch als Bräutigam und Braut,
Weil Ihr heut' seid erst getraut.
Es lebe hoch Bräutigam und Braut,
Vivat hoch, dreimal hoch!
Auch die Hochzeitsgäste und Zuschauer,
Die sollen leben Vivat hoch, dreimal hoch!"

(Tusch.)

„Nun habe ich ja keinen nicht mehr vergessen,
Es mögte sonst der Fall gewesen sein, dafs einer hätte gesessen
Unter Tisch oder Bank, in der Ecke,
Dahin gehört ja wohl keiner als Hunde, Katzen und Maus,
Und die würde ja doch wohl ein jeder lassen zu Haus."

(Tusch.)

„Jetzt wünsche ich dem jungen Ehepaar,
Dafs sie leben mögen lange Jahr,
Viel Glück und Segen in ihr Haus
Und Unglück heraus.
Gott segene ihren Ehestand
Bis an ihres Grabesrand,
Gott schenke sie gesunde Kinder,
Gute Viehzucht und gut Hofgesinde.
Gott bewahre Eure Felder und Fluren
Für grofsen Sturm und Hagelwetter,
Gott bewahre auch Haus und Hof
Für Feuer und für Wassersnot,
Für Donnerslag und für falsche Diebe.
Gott erhalte Euch in treuer Liebe,
Dafs Ihr den thut nicht vergessen
Vor das, was Euch hat Gott zugemessen.
Und wenn das Alles wohl geschieht,
Vergefst auch Eure Eltern nicht.
Gott hat Euch in die Lieb' geführt,
Den Brautgang habt Ihr auch gespürt.
Nun thuet Ihr auch Eure Pflicht,
Vergefst den Weg zur Kirche nicht.
Geht oft an den Tisch des Herrn,
So bleibet er von Euch nicht fern! Amen".

Darauf wurde von allen gesungen: „Bis hierher hat mich Gott gebracht“, oder ein anderes Gesangbuchslied. Nach Beendigung des Liedes machen die jungen Burschen Miene abzuziehen. Der Abzug wird aber durch den Ruf des Schimmelführers gestört; er ruft dem Offizier zu: „Herr Offizier, wir kommen nicht fort, der Schimmel hat sein Eisen verloren.“

Offizier: „Geh' schnell ins Dorf zum Herrn Schmiedemeister, ich liefse ihn bitten, schnell zu kommen und dem Schimmel das Eisen festzumachen.“

Der Führer übergiebt die Zügel des Schimmels einem Kameraden und holt den Schmied, der mit im Zuge ist. Bewaffnet mit Zange und Hammer und einer Kiste mit Nägeln tritt dieser herzu. Der Führer hebt den einen Fufs des Schimmels in die Höhe und der Schmied fängt an zu beschlagen. Der Schimmel steht unruhig, er schlägt mit dem Fufse aus und trifft den Meister vor den Kopf, dieser fällt in Ohnmacht und der Schimmel läuft weg. Nun wird der Dokter aus dem Zuge geholt, er bringt eine Flasche voll Branntwein, hebt dem Ohnmächtigen den Kopf hoch und tränkt ihn mit Branntwein; danach drückt, schüttelt und reibt er ihn, und stellt ihn endlich wieder auf seine Beine.

Jetzt tritt der „Peias“ (Hanswurst) auf und spricht:

„Herr Offizier, was denn nun?
Jetzt ist ja alles stille schon!“

Offizier: „Es mufs auch alles stille sein.“

Peias: „Nein, das fällt mir nicht ein!
Alles stille? Ich habe auch noch was im Willen.“

Offizier: „Nun denn sag her, wenn Du was weifst.“

Peias: „Es kommt mir doch wohl keiner in die Quer?
Meine Kiepe ist ja noch ganz leer,
Und Ihr seht mich doch wohl nicht für so dumm an,
Als wenn ich keine fünfe zählen kann,
Wenn es darauf ankommt, zähle ich gleich bis fünfzig.
Denn ich bin gereist in der weiten Welt,
Wollte sehen, wo es mir am besten gefällt,
Da kam ich in das Land Such (?),
Da hatten sie keine Pferde und keinen Pflug.
Ich war froh und heiter,
Ich reiste weiter.
Da kam ich in das Land Hessen,
Ja, da gab es grofse Schüsseln, aber wenig zu fressen.
Ich war immer froh und heiter,
Ich reiste weiter.

Da kam ich in das Land Sachsen,
Ja, da war es schön, da thaten die Jumfern auf den Bäumen wachsen
Hätte ich mich da recht bedacht,
Hätte ich mich und meinem Herrn Off'zier eine mitgebracht.
Hätte ich da wohl nicht recht an gethan, Herr Offizier?"

Offizier: „Oh ja, wenn hättest nur für Dich gesorgt
Und hättest Dir eine mitgebracht."

Peias: „Ich werde hier auch noch eine kriegen, dort im Garten stehen so viele, ich nehme mir gleich eine mit."

Während des Sprechens läuft der „Peias" zwischen die Mädchen und Frauen und will sich eine davon in die Kiepe stecken.

Offizier: „Peias lafs das sein."

Peias: „Ich höre nicht ein, es soll alles in meine Kiepe herein."

Offizier: „Peias, jetzt sprech ich frei und unverhohlen,
Peias, Dich soll der Teufel holen!"

P. lachend: „Hu, hu, das wäre viel,
Nach einem spannt der Teufel nicht an."

Offizier: „Man weifs es nicht."

Hierauf kommt der Teufel aus der Schar der Umstehenden gesprungen und sucht den Peias zu fassen. Peias läuft weg und ruft: „Den kleinen Peias kriegt der Teufel nicht." Teufel und Peias haschen sich, bis der Teufel den Peias fest hat, ihm die Kiepe abreifst und ihn auf seine Schultern hebt und im Triumph fortträgt.

Hierauf traten die sämtlichen Burschen zusammen und sangen ein Lied. In Eitzum wurde immer, soweit die ältesten Leute denken können, ein Lied vom Schäfer und Edelmann gesungen. Der Text ist ähnlich, wie ihn Dr. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde, Seite 352 aufgezeichnet hat. Hier in Eitzum war es ebenfalls ein Wechselgesang. Einer sang den Schäfer, der andere den Edelmann, das übrige der Chor. Ihren Charakter suchten sie schon durch ihren äufseren Aufputz zum Ausdruck zu bringen.

Dieses Lied wurde „Das Schäferspiel" genannt und ist noch einmal vor ungefähr 10 bis 15 Jahren beim Schützenfeste von Sängern aufgeführt, die früher das Schimmelreiten mitgemacht haben. Das letzte Schimmelreiten ist hier in Eitzum 1851 bei einer Langkopfschen Hochzeit, in Küblingen bei der Angersteinschen Hochzeit 1858 vorgeführt. Die alten Leute können das Lied fast alle noch singen; mir wurde es zweistimmig von zwei alten Männern vorgesungen und klang recht gut. Nebenstehend seine Melodie.

Nachdem die jungen Burschen dieses Lied nach dem Schimmelreiten abgesungen hatten, bekamen sie Essen und Trinken.

Es trieb ein Schäfer sei - ne Lämme - lein wohl aus, er

trieb sie wohl für des E-del-mann sein Haus Li - zi - dei Li - zi - dom Li - zi-

dei Li - zi - dom, er trieb sie wohl für des Edelmann sein Haus.

Ein anderes Schimmelreiten ist mir noch bekannt geworden, es wurde in Gielde, Beuchte, Lengde, im Kreis Goslar, ausgeübt, aber nicht zu Hochzeiten, sondern am Sylvesterabend. Dort zogen die Schimmelreiter bis vor zwei Jahren von Hof zu Hof, um sich Proviant und Geld zu ihren Sylvesterfeiern zusammen zu holen.

Der Schimmel wurde ebenso wie in Eitzum aufgeputzt und hatte auch Begleiter. Alle sprachen aber zusammen und wendeten sich dabei an alle auf dem Hofe befindlichen Personen, um von einem jeden ein Scherflein zu bekommen. Es wurde recitiert:

„Hêre, rêike Hêre,
Hêi gifft sin Geld mit Ehre,
Hêi gifft sin Geld mit Rechte,
Wêi sünd det Hêren Knechte.
Greun is de Wintersaat,
Dêi de Hêre te Felle hat,
Lîse, lose gêit de Plaug,
Hêir is Rogge un Wêite naug,
Vergold' is de Kistenring,
Wo de blanken Dahlders sind.
Den Hêren willt wêi laten stah'n,
De Frâu dêi willt wêi hebben.
Sêi geb uns êhre Gabe
Tau düssen nûien Jahre.
Snêi upp en Dâke
Sêi hat sau witte Lâke,
Snêi upp en Messe
Sêi hat sau witte Wäsche.
Schöttel mit en gol'nen Rand
Dêi Frâu de gifft mit milde Hand.
De Frâu dêi willt wêi laten stah'n,
Den Sohn den willt wêi hebben.
Swarte Stäbbeln, blanke Sporen hat sick nî Feinsliebchen uterkôren
Rohr upp en Dîke, hêi gêit na Jumpfern slîke.
Hat de Wind de wêiht, de Hahn' e krêit,
Hat hêi saun glatt Swat he mêiht!
Den Sohn den willt wêi laten stah'n,
Dêi Dochder willt wêi hebben.
Dat Mäken is en smucket Ding
Drägt ok woll en gol'nen Ring
Êt hat sau schöne Zöppe
Un spinnt sau fine Löppe
Êt slöppt ok woll allene
Un hat sau hille Bene.
De Dochder willt wêi laten stah'n,
Den Grotspennder willt wêi hebben.
Grotspennder ut den Sâdel sprang,
Sien ganze Klêd von Golle klang.

Schelle uppe de Ringe,
Hêi lätt de Rösse springe,
De Pîtsche, dêi gêit klipp de klapp,
Hêi haut upp sine Rösse watt.
Den Grotspennder willt wêi laten stah'n,
Den Pläuer willt wêi hebben.
De Snêilah dêi gêit „rufs de kufs“
Dat is dene Pläuer sine Lust,
De Pläuer upp de Hille satt
Sach tau watt sine Schimmel fratt.
Den Pläuer willt wêi laten stah'n,
Den Hofknecht willt wêi hebben.
Hêi hat woll saunen krusen Kopp,
Hêi gêit sau gêrn nah'en Mâkens Schopp,
Hêi hat woll saunen swanken Arm,
Hêi nimmt sau mannich Mâken inen Arm.
Den Hofknecht willt wêi laten stah'n,
Den Kauhknecht willt wêi hebben.
De Kauhknecht mit de Rêfskêipen
Gêit den ganzen Dag upp en Howe rum slêiken.
Den Kauhknecht willt wêi laten stah'n,
Den Schaper willt wêi hebben.
Schaper, hêi hett woll saunen blanken Haken,
Kann sau mannigen Dahlder maken,
Hêi hett woll saunen bunten Rock,
Hêi gêit vorher un führt en Tropp.
Den Schaper willt wêi laten stah'n,
De Magd, de willt wêi hebben.
Sand an de Niêren,
Kann sau gladde schüêren,
Swart is de Êre
Kann sau gladde kâ're (reden),
Grau is de Asche
Kann sau gladde wasche.
De Magd de willt wêi laten stah'n,
Den Grotevâer, dene willt wêi hebben.
Grotevâer hat woll sau en gladden Hâut,
Gêit sau gêrn na Goddeshaus,
Hat woll sauen gladden Rock,
Hört sau gêren Goddes Wôrt.
Den Grotevâer willt wêi laten stah'n,
Wêi willt de Grofsmudder hebben.
Grofsmudder gêit nah ôre Stuwe,
Hat ne nûie, gladde Huwe,
Se gêit nah ören Wocken,
Se hat sau gladde Docken.
De Rock de hett vêl Falten
Wêi laten usen Hêren Gott walten.

16. Jahrh.

FRITZ GÄHR Buchbinder
F. X. Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898

Braunschweig 1898

Germ.sp. 54 xd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11864213-3